Diese Mikroverfilmung wurde von der

Stiftung der Sparkasse Eichsfeld

ermöglicht

8. Jahrg. – Nr. 27 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 2. Juli 1939
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf.
(einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Deutscher Sommer

Das ist die ewig eindringliche Pracht des deutschen Sommers: Weit und wellig unter der blauen Kuppel des Himmels liegt das fruchtbare Land, die Sonne geht mit hellen Flügeln darüber, baut jauchzende Lichtbeete und träumerische Schattenbezirke. Sie legt ihre Wange heiß an die wartende Welt und ist wie die mütterliche Frau, die mit viel Liebe die tiefe Beschaulichkeit der wartenden Erde versteht. Rege steht der Landmann im Feld, an seinem gebräunten Körper klebt der Schweiß und der Ruch der ländlichen Arbeit. Die Wege ziehen müde ins flimmernde Blau und tauchen unter in das wogende und schimmernde Meer der Getreidefelder.

Offener Wind springt über die Hügel vom bläulich-diesigen Horizont und legt sich wiegend in den Roggen und die Gerste, so daß die stolzen Halme sich neigen, wie die Mädchen dieses Landes den Kopf scheu und beschämt neigen unter den ersten Begegnungen der Liebe. Bis über deine Schultern ragt der nahrhafte Reichtum und du spürst den trächtigen Geruch des reifenden Korns und hörst das unruhige Gewispel der Aehren, das dir erregend ins Blut geht. Vor deinen Füßen enteilt ein schimmernder Käfer in das schattige Urwaldreich der ragenden Halme und nun fühlst du, wie sehr du hier im schmalen sandigen Steg zwischen reifendem Korn eingespannt bist in das große Geheimnis, das sich uns jedes Jahr neu als unfaßliches Wunder offenbart: Aus einem Korn wächst uns der Reichtum der Aehren, und die Aehren geben das Brot des Volkes, das daraus Leben und Kraft hat!

Es öffnen sich die Felder und hinter einem Kranz von grünen Hecken und kleinen Gärten, von duftenden Wiesen und trächtigen Obstbäumen hocken die Häuser des Dorfes zusammen in traulicher Gemeinschaft: Rote Dächer und blitzsauberes Fachwerk, gackerndes und schnatterndes Geflügel in geräumigen Höfen und der schattige Platz unter den alten Linden vor der Kirche. Da tollt sich gesunde Jugend mit strohblondem Haarschopf und Wangen, so rot wie die reifenden Aepfel ihrer Obstwiesen. Ueber die Straße knarrt lärmend das Gefährt und an dem kleinen Sonnenplatz vor dem Haus sitzen die Alten und sammeln behaglich die Wärme des Tages für ihre müden Körper.

Bis die Schritte gedämpfter fallen an der Schwelle des Waldes. Wo blitzendes Blattwerk einen dunkelnden Bogen gebaut in ein schattiges Reich. Da ragen die Eichenrecken eigenwillig und rauh, da plaudern die Buchenfrauen sanfter und sonnig; da haben Erlen und Birken und Lärchen mit vielem Gesträuch eine bunte Gesellschaft. Und zu ihren Füßen spielen die Kleinode des Waldes, die Blumenkinder mit Blau und Rosa. Der klare Bach hat an seinem Silberkleid einen grünen Moossaum, gefiederte Sänger begleiten seinen festlichen Weg mit jubelnden Weisen. Nur drüben äugt der schwarze Tann mit einem großen unheimlich dunklen Auge. — Aber das tiefste Leben des Waldes beginnt erst dort, wo ein Reh dir mit großen, keuschen Augen begegnet. Scheu springt es vom Bach ins Gehölz, wunderlich vertraut schaut es sich um, fragend und unschuldig bittend. Nun geht es dir auf: Du möchtest fliehen, aber nicht mit dem Schritt deiner Schwere oder du möchtest auch jauchzen, aber nicht mit dem Laut deiner Zunge, eher mit der Seligkeit deines staunenden Herzens. Du fühlst es: du hast das Reich des Rehtieres gestört als das Reich deiner eigenen heimlichen Märchen. —

Und dann trittst du vielleicht in einen gepflegteren Hain, drin ein Schloß unter breiten Baumkronen träumt. Sinnend gehst du den gewundenen Pfad, ruhst auf einer verwitterten Bank, siehst unter bemostem Dach das alte Gemäuer, und auf den stillen Wassern des Schloßgrabens zieht der stolze Schwan seine Kreise... Bild des tiefen Friedens, der nun in dir ist, den dir die Pracht des deutschen Sommers geschenkt. —

Lk.

Pferde in der Schwemme / Orig.-Holzschnitt von R. Koch (Linden-Verlag)

Sommerabend

Von Richard Dehmel

Klar ruhn die Höfe auf der weiten Flur;
Fern dampft der See, das hohe Röhricht flimmert,
Im Schilfe ruht die letzte Sonnenspur,
Ein diffses Wölkchen rötet sich und schimmert.

Vom Wiesengrunde naht ein Glockenton,
Der Hirte sammelt seine satte Herde;
Im stillen Walde lauscht die Dämmerung schon,
Ein Duft von Tau entweicht der warmen Erde.

Im jungen Roggen rührt sich nicht ein Halm,
Die Eiche schwingt wie aus der Welt geschieden;
Nur noch die Grillen geigen ihren Psalm.
So sei doch froh mein Herz in all dem Frieden!

Mein Telefon

Von Erik Stockmarr

Uebersetzung aus dem Dänischen von Werner Rietig

Irgend etwas stimmt da nicht mit meinem Telefon. Tagtäglich werde ich von Leuten angegriffen, die falsch verbunden sind, und die nun ihrem Aerger darüber Luft machen, indem sie mich mit einer Flut von Schimpfworten überschütten. Anfangs bin ich beinahe gewesen. Böses mit Gutem zu vergelten und denjenigen mich recht höflich und liebenswürdig. Aber da sich das als fruchtlos erwies, habe ich wirksamere Maßnahmen ergriffen.

Lag ich neulich behaglich auf der Couch ausgestreckt und las Kipling, als das Telefon plötzlich läutete. Eine junge Dame war es, die mir liebevoll ins Ohr flüsterte:

„Hallo, bist du es?"

„Jawohl, ich bin es", antwortete ich (was ich ja faktisch auch bin).

„Nein, du bist es nicht."

„Aber natürlich bin ich es."

„Wie geht es dir, Liebling?"

„Danke, so leidlich."

„Du bist doch nicht etwa krank?"

„Ich bemerke, bloß ein bißchen unwohl ist mir zumute, ich habe mir einen Zahn ziehen lassen."

„Ach du Aermster, das ist ja furchtbar. Ich nehme sofort ein Auto und bin gleich bei dir. Liebling."

„Sehr nett von dir. Vergiß bitte nicht, eine Kiste Zigarren mitzubringen. Zigarre, das beäutet nämlich den Schmerz."

Knack, knack, und schon war sie weg, die mir unbekannte junge Dame, die nun im nächsten Augenblick bei irgendeinem ebenso bedauernswerten Herrn mit einer Kiste Zigarren hereinschneien wird. Er wird entzückt sein ob der noblen Ueberraschung, und auch sie nicht minder erfreut. „Liebling" mit einem Mund voller gesunder Zähne vorzufinden.

Gerade legte ich mich auf die Couch zurück in dem stolzen Bewußtsein, eine gute Tat vollbracht zu haben, als es gleich darauf ein zweites Mal klingelte.

„Hallo!" rief eine andere Mädchenstimme durch den Draht.

„Hallo!" erwiderte ich.

„Deine Stimme klingt ja heute so sonderbar, Schmuck."

„Ich bin leicht erkältet, ist nicht weiter schlimm."

„Hättest du Lust, Schmuck, ein bißchen spazieren zu gehen?"

„Aber natürlich. Du weißt doch, daß ich Spaziergänge ebenso gern habe wie du."

„Ach, wie lieb du doch heute wieder bist. Also abgemacht, in fünf Minuten treffen wir uns drüben an der Zeitungsbude."

„All right."

„Sage mal, Schmuck, hast du was dagegen, daß Felix auch mitkommt?"

„Nicht im geringsten. Selbstverständlich kommt Felix mit", (ich stamme ja Felix gar nicht, warum sollte er daher nicht) . . .

Zwanzig Minuten Frieden, ehe es erneut Sturm läutete. Sie war es abermals, mit der ich soeben gesprochen hatte.

„Wo bleibst du denn nur, Schmuck?"

„Ich" sagte ich.

„Jawohl du. Ich warte nun schon eine Viertelstunde auf dich, und auch Felix hat schon längst kalte Füße. Er niest immerzu, er kann den Wind nicht vertragen."

„So sage ihm, er möge sich einen steifen Grog mixen, frühzeitig zu Bett gehen und einen kalten Umschlag machen. Im übrigen bin ich gar nicht mehr dein Schmuck nach dieser Geschichte mit Felix."

Es krachte und rumorte am anderen Ende, so daß ich ebenfalls den Hörer auflegte, ohne lemals zu erfahren, wie es Felix weiterhin erging. Aber ein lauter Umschlag tut ja bekanntlich immer gut.

Wieder eine kurze Pause. Doch auch sie mochte nicht lange; es war wirklich, als riefe sich jedermann darum, mit mir ins Gespräch zu kommen. Diesmal war es ein Herr.

„Hallo, hallo!" rief er. „Bis dort Sofus?"

„Wat denn, wat denn Männeken. Wen wollʼn Sie denn. Vater oder Mutter, den Sohn oder die Tochter. Oder allemann zusammen?"

„Wie bitte?"

„Ja danke, schon gut. Rufen Sie gefälligst bei der Hundebedarfsanstalt an."

Abermals war es ein Mann, der an der Strippe hing.

„Ich möchte gern mit Fräulein Sophie sprechen."

„Das möchte ich auch, aber sie will von uns beiden nichts wissen."

„Wie bitte?"

„Jawohl, dessen dürfen Sie versichert sein. Einen schönen Gruß an zu Hause."

Ruhe und Frieden waren diesmal von etwas längerer Dauer, so daß ich um etliche Seiten in meinem Kipling weiterkam. Ein Mann vom Lande, ein Bauer wohl, meldete sich als nächster am Apparat.

„Is dort der Zirkus?"

„Ja bitte."

„Ich möchte gern zwei Billets für morgen abend."

„Gern."

„Gibt es auch ein gutes Programm?"

„Ein gutes Programm? Phänomenal gediegen! Sie bekommen den dicksten Mann der Welt zu sehen, der so fett ist, daß er sich jedesmal umdrehen muß, will er sich im Nacken kratzen. Sein Vater starb im Alter von 90 Jahren an Gram darüber, daß er die 100 nicht erreichte. Und dann Professor Pim-Pam, der auf seinem gewaltigen Rauschebart 23 erwachsene Männer zu tragen vermag . . ."

Aber er, der Mann vom Lande, hatte bereits sanft und klanglos eingehängt.

Fünf Seiten Kipling, sodann die Stimme einer Frau, die sich in meine Leitung eingeschlichen hatte.

„Herr Bäckermeister Kiele? Senden Sie mir bitte ein wenig Teegebäck."

„Gern, mein Teeknöchen."

„Hihi. Herr Kiele, wie charmant Sie wieder einmal sind. Ja und dann noch: ein halbes Roggenbrot und 10 Brötchen."

„Soll geschehen, mein Lockenköpfchen. In fünf Minuten wird der Bote bei Ihnen sein und das Ganze durch den Briefschlitz werfen."

„Was Sie nicht sagen?"

„Ja, eine kleine Neuerung, die wir eingeführt haben, das da mit dem Briefschlitz. Wir schneiden das Roggenbrot in Scheiben und formen die Brötchen so flach, daß sie bequem durch den Briefschlitz hindurchgehen. Alles Dienst am Kunden. Auf Wiedersehen, gnädige Frau." —

In der Nachbarschaft wohnt ein Kaufmann, dessen Telefonnummer nahe an die meine grenzt, was natürlich zu unaufhörlichen Verwechslungen Anlaß gibt. Die Leute bestellen oft Zucker oder grüne Seife bei mir, und standen gewiß enttäuscht und verärgert da, weil sie beim Werdbrot die bestellten Waren vermißten. Aber es soll — und das tröstet mich — gefährlich sein, das Abendessen ohne grüne Seife zu genießen als mit. —

Ein neuer Kunde in „meinem Laden", ein Mann.

„Hallo, wollen Sie mir 12 Flaschen Rotwein schicken und zwar sofort?"

„Hat sich was, mein Freund", antwortete ich, „den trinke ich lieber selber aus."

„Nein, solch eine Unverschämtheit. Eine bodenlose Frechheit . . ."

Und nun ereignete sich etwas ganz Drolliges. Während ich am Telefon stand und die Schimpftanonade über mich ergehen ließ, wanderte mein Blick unwillkürlich zum Hause gegenüber. Im dritten Stock sah ich dort einen Mann in nothestreiftem Pyjama, der ein Kind auf dem Arm hielt und mit feuerrotem Gesicht in den Fernsprecher hineinschimpfte. Da ging mir plötzlich ein Licht auf, daß er es war, mit dem ich mich herumzankte; denn deutlich konnte ich erkennen, wie er mit der Faust auf den Tisch schlug, und hörte es gleichzeitig. Auch das Kind konnte ich weinen sehen und hören.

„Wollen Sie mir nun endlich erklären, wieso Sie mir den Rotwein nicht liefern wollen", tobte er unentwegt. „Eine Frechheit sondergleichen. Was in aller Welt bilden Sie sich denn ein!"

Ich räusperte mich vernehmbar und sagte in ruhigem Tone:

„Nun aber hübsch den Mund gehalten, mein lieber Mann. Jetzt wollen wir uns einmal über Ihr Benehmen unterhalten. Sie erdreisten sich, mich in einem notgestreiften Pyjama anzurufen, und reden mit der Ihnen ganze im Mund. Ja, es geniert sie keineswegs im Beisein des unschuldigen Kindleins, das Sie auf dem Arm halten, grob zu werden. Sie sind erstaunt, was? Ja, das Fernsehen habe ich schon vor langem erfunden. Nehmen Sie gefälligst die linke Hand aus der Tasche. Und damit Sie unterrichtet sind, ich experimentiere augenblicklich an einer neuen Erfindung, den „drahtlosen Ohrfeigen". Wenn es Ihnen recht ist, kann ich Ihnen gleich einmal eine Kiste voll davon ins Haus schicken."

Da Sie es entgeistert das Kind in den Parterrekorb fallen, warf die Hörmuschel von sich und flüchtete sich in das Innere des Kleiderschrankes. Dort sitze er vermutlich heute noch.

Die Unruhe des Herzens

Von K. Klockenbusch

An der kühlen blanken Scheibe, auf der in goldenen Buchstaben „Adrian Dolbersam" steht, flutet geschäftig und rastlos das Leben vorüber. Kaum einer der Vorübergehenden wirft einen Blick in das Fenster, denn es ist nichts darin zu sehen, als ein alter Mann in einem weißen Kittel, der durch eine schwarze Lupe in das Räderwerk beschädigter Taschenuhren blickt.

So ist das Leben an dem alten Manne vorübergegangen, und sein Haar ist grau geworden. Vielleicht aber ist auch der alte Mann am Leben vorbeigegangen. Wer will das sagen? Alleine ist er seinen Weg gegangen, und hat nicht viel in das Getriebe der menschlichen Herzen hineingesehen. Wohl aber hat ihm seine Tätigkeit Zeit gelassen, über das Leben und die Menschen nachzudenken. Und da hat nun Adrian Dolbersam gefunden, daß im Grunde das Herz dem Räderwerk einer Uhr gleiche. Denn das Wichtigste, ohne das eine Uhr niemals richtig gehen kann, ist ein winziges, zitterndes, schwankendes Federchen. Unruhe geheißen, und solch ein Federchen muß auch das Herz in sich tragen, wenn es jung bleiben soll. Diese Unruhe des Herzens aber, das ist die Sehnsucht, die den Menschen zeitlebens von irgendetwas Unerreichlichem träumen läßt.

Auch Adrian Dolbersam hat einmal geträumt. Das ist zwar schon sehr lange her, aber der Traum ist nicht tot. Bisweilen erwacht er zu hunterlebem Leben: viel schöner als Dolbersams Leben ist, das grau und farblos zwischen lauter tickenden Uhren zerrinnt. Zum Beispiel, wenn das Glockenspiel an der Ladentür klingt . . . — Dann geht sein feines, silbernes Klingen durch den Raum mit den vielen Uhren, eine einfache, alte Volksweise ertönt, die aber in den alten Mann alle Wunder einer schönen Erinnerung hin birgt. Sehr oft im Laufe eines Tages erklingt diese Melodie, denn es ist bekannt, daß Meister Dolbersam sein Handwerk versteht wie kaum einer . . .

Eines Tages tritt die Erinnerung mit großen, fragenden Augen vor ihn hin. Diesmal hat sie die Gestalt eines Kindes angenommen, das behutsam ein zierliches, silbernes Uehrchen auf den Ladentisch legt.

Das Uehrchen braucht nur ein neues Glas für das zerbrochene. Morgen schon kann es wieder abgeholt werden. Nein, es werde auch nicht viel kosten, sagt Dolbersam, und sieht geradewegs in die ängstlichen Kinderaugen hinein. Fünfundfechzig Pfennige vielleicht . . .

*

Als Dolbersam am Abend das silberne Uehrchen hervorsucht, ist die Ladentür schon geschlossen. Obgleich das Glockenspiel verstummt ist für diesen Tag, ist plötzlich die Erinnerung wieder da, denn als er den Deckel der kleinen Uhr öffnet, findet er auf der Innenseite zwei verschlungene Buchstaben und eine Jahreszahl. Die Buchstaben sind ein A und ein D, und das heißt nicht anno dominl, sondern Adrian Dolbersam, und es ist dieselbe Uhr, die der Geselle Dolbersam Angela Mertens, der Tochter seines Meisters, geschenkt hat. Es ist eine sehr gute Uhr gewesen, die Herr Mertens vor vielen Jahren seinem Gesellen überlassen hat. Der Geselle Dolbersam hat sie billig bekommen, denn er war ein fleißiger und geschickter Arbeiter. Wie hätte ihm sonst das feine Kunstwerk gelingen können, das er eines Tages an der Ladentür befestigte und das jeden Eintretenden mit einer klingenden Melodie willkommen hieß? Es hat jedem gefallen, dieses Glockenspiel. Vor allem aber der blonden Angela, die oft in den Laden kam und es sehr lustig und verwunderlich fand, daß es dieselbe Melodie spielte, die sie oft mit ihrer schönen dunklen Stimme sang . . .

Eines Tages aber ist Adrian Dolbersam davon gegangen, weil er die Wirrnis erkannte, in die ihre Liebe und die Strenge des Vaters Angela gestürzt hatten. Er hat nie an sie geschrieben, denn das hatte er Friedrich Merten versprochen. In der Fremde hat er das zu erringen versucht, was dieser von ihm verlangte: Wohlstand und Ansehen. Es ist ein harter Weg voller Mühen und Enttäuschungen gewesen, aber es ist ihm gegangen im Gedanken an Angela. Alle Enttäuschungen hat er verwunden. Auch die schwerste, die ihm durch die Nachricht bereitet wurde, daß Angela für ihn verloren sei. Und von da an ist nur noch die Erinnerung bei ihm zu Gast gewesen. Und manchmal eine leise, törichte Hoffnung, über die es sich gut nachdenken ließ, wenn man winzige Räderchen ineinanderfügte.

Dabei fällt ihm ein, daß er das Kind nicht einmal nach seinem Namen gefragt hat. Nur ein Kettelchen mit einer Nummer hat er ihm gegeben. Aber das Uehrchen wird abgeholt werden. Vielleicht wird Angela selber es abholen, und er wird erfahren, ob sie glücklich geworden ist.

*

Ein paar Tage später kommt Angela Mertens Tochter wieder in den Laden und legt das Kettelchen und klappende Geldstücke, viele Kupfermünzen, auf den Ladentisch. Und Adrian Dolbersam begreift, warum das Kind erst jetzt gekommen ist. „Du hast mit der Uhr gespielt, nicht wahr, und das Glas zerbrochen", sagt er leise. „Und deine Mutter darf es nicht wissen . . .

Die blauen Augen sehen den fremden Mann, der das alles weiß, verwundert an. Und dann nickt das Kind, ja, die Mutter soll es nicht wissen, weil sie so oft traurig ist und manchmal weint. Vielleicht weil sie immer Medizin nehmen muß für die Lunge, seit der Vater tot ist. Und früher ist sie immer lustig gewesen und hat nie geweint . . .

Aber der fremde Mann hört wohl gar nicht zu. Er sagt nur, wie sie heiße, und mit der Uhr, sagt er, dürfe sie jetzt nicht mehr spielen.

In dieser Nacht geht Adrian Dolbersam sehr lange in seinem Zimmer auf und ab. Zuerst ist alles so einfach, als brauche man gar nicht darüber nachzudenken. Aber je länger er am Fenster steht und in das Dunkel blickt, durch das ferne Stundenschläge gehen, um so mehr Fragen stehen vor ihm auf, auf die er keine Antwort weiß. Ob zum Beispiel ein Arzt sich irren kann, wenn er das Herz eines alten Mannes untersucht und bedenklich den Kopf schüttelt. Und ob es für einen solchen Mann gut ist, ein Kind an der Hand zu führen . . .

Am Morgen ist alles licht und freundlich und klar. Hernach wird der Justizrat Feldhaus kommen, um seine Uhr abzuholen. Dem wird Adrian Dolbersam sagen, er werde in den nächsten Tagen einmal zu ihm kommen, um das mit seinem letzten Willen, das habe er sich anders überlegt.

Und als die Glöckchen an der Ladentür silbern klingen, geht ein Lächeln, das aus einem tubigen Herzen und aus dem Gedanken an ein schönes, erfülltes Leben kommt . . .

Begegnung

° Ein Milchauslräger sucht morgens früh verzweifelt nach der Wohnung eines Herrn Lehmann, dem er heute zum erstenmal die Milch ins Haus bringen soll. Plötzlich torkelt ein Betrunkener die Straße entlang, der scheinbar auch nicht genau weiß, für welches Haus er sich entscheiden soll.

„Sagen Sie", spricht ihn der Milchauslräger an, „wissen Sie zufällig, wo hier die Wohnung von Herrn Lehmann ist?"

„Nee — die sucht ick je ooch, ich bin's nämlich selbst."

Dies nebenbei

Wir berichteten das letzte Mal von einem schwedischen „Herkules", dessen riesige Körperkräfte die Welt in Erstaunen setzten. Jetzt hört man aus London von einem Kind, das über für sein Alter ungewöhnliche Kräfte verfügt. Der kleine Prince Owen war schon mit fünf Monaten so stark, daß er an der ausgestreckten Hand seiner Mutter Klimmzüge machen und ein schweres Bügeleisen vom Boden aufheben konnte. Inzwischen ist er immer stärker geworden. Zu seinem Geburtstag hat er einen Spielzeugkarren bekommen. Sein Großvater, der ein Mann von etwa 80 Kilo Gewicht ist, mußte sich in den kleinen Wagen setzen, und Prince hat ihn mit großer Freude und ohne jede Anstrengung im Garten herumgefahren. Der kleine Prince Owers ist in Bezug auf Gewicht und Größe ein ganz normales Kind und ißt nur so viel, wie jedes andere einjährige Kind. Eine besondere Vorliebe hat er für Boxen und Ringen, vielleicht wird er einmal Weltmeister werden . . .

*

Auch so selbstverständliche Dinge, wie es der Briefumschlag ist, mußten einmal erfunden werden. Das Briefschreiben ist schon jahrtausende alt, die Briefhülle, wie wir sie benutzen, kennt man jedoch erst seit hundert Jahren. Ein französischer Postbeamter, dessen Name in Vergessenheit geriet, soll es gewesen sein, der vor hundert Jahren auf den Einfall kam, einen gefalteten und auf bisher übliche Weise versiegelten Briefbogen noch einmal in eine Hülle einzuschlagen, ein quadratisches Stück Papier, dessen vier Ecken zur Mitte hin umgeschlagen und miteinander verklebt wurden. So entstand das „Couvert", das einem Erfinder nicht mehr als eine Spielerei zu sein schien. Er dachte auch nicht daran, sich seinen Einfall patentieren zu lassen, denn er ahnte ja nicht, daß sich der Briefumschlag einst die Welt erobern werde. Es dauert auch noch eine geraume Zeit, bis der Briefumschlag wirklich in Mode kam. Erst im Jahre 1860 wurde die Nachfrage nach Briefhüllen so groß, daß man daran ging, Couverts auf maschinellem Wege herzustellen. Die erste Maschine für Briefhüllen wurde in Paris 1862 vorgeführt. Und nun begann der Siegeszug dieses Stückchens Papiers, das erst so recht die Bedeutung des Briefgeheimnisses schuf.

*

In unseren Märchen erscheint häufig die Kröte als verzauberte Prinzessin. Wie diese merkwürdige Beziehung zwischen den Prinzessinnen und den häßlichen Tieren entstanden ist, dafür gibt Herms in der Zeitschrift „Aus der Natur" eine einleuchtend klingende Erklärung. Er hatte auf seinem Bienenstande gearbeitet und dabei eine gewöhnliche graugrüne Erdkröte gefunden. Diese nahm er in seinem Rucksack mit, weil er sie in seinem Garten in Erdbeerbeeten aussetzen wollte. Plötzlich erklang ganz in seiner Nähe ein Schrei wie von einem verängstigten jungen Mädchen, während doch niemand zu erblicken war. Der Schrei wiederholte sich jedoch, und er erkannte er, daß er von der Kröte herrühre, die in seinem Rucksack ganz ängstlich schrie. Der Klang dieses Schreis war einem menschlichen Angstschrei so ähnlich, daß Herms die alte Verbindung zwischen Kröten und verzauberten Prinzessinnen auf eine solche Wahrnehmung zurückführt.

*

Wenn die Welt Taschentücher kauft, dann geht es ihr gut. Das ist die auf langer Erfahrung beruhende Ueberzeugung des amerikanischen Taschentuchfabrikanten Hesse, der gegenwärtig in London weilt. Wenn jemand findet, daß er wenig Geld zur Verfügung hat und weniger arbeitet, so meint er, läßt er zunächst den neuen Schlips, den neuen Hut, vor allem aber das neue leinene Taschentuch fort, ehe er an eine andere Anschaffüchkeit verzichtet. Also ist das Taschentuch ein sehr empfindlicher Barometer der Wirtschaftslage in der Welt. Hesse hat auch sonst einige Erfahrungen in seinem Taschentuchgeschäft gemacht, die bemerkenswert sind. Zwei Drittel des ganzen Geschäfts fallen in die letzten drei Monate des Jahres. Taschentücher sind eben immer noch ein sehr beliebtes Weihnachtsgeschenk in der ganzen Welt. Von je drei Taschentüchern, die hergestellt werden, sind zwei für Frauen. Die Damen kaufen immer gleich ein ganzes Dutzend Taschentücher, während ein Mann sich am liebsten mit öfteren Ankauf eines einzigen begnügt, obgleich er es doch häufiger benutzt. Die Damentaschentücher werden in letzter Zeit größer. Vor zehn Jahren waren sie 20—25 cm groß, heute findet man kaum noch eins unter 30 Zentimetern.

*

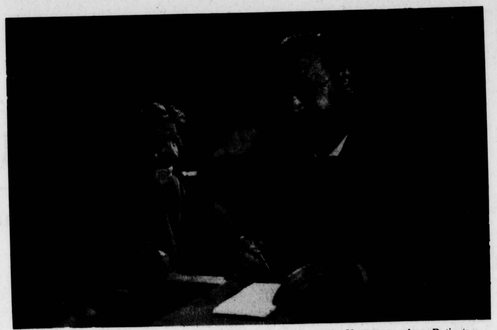
Jeder Mann hat wohl manchmal, besonders in jüngeren Jahren als Andenken an eine „Auseinandersetzung" ein blaues Auge mit nach Hause gebracht. Das ist immer sehr unangenehm, besonders unangenehm ist es auch, wenn die Gattin die Spuren von der Kampflüstigkeit ihres Mannes sieht. Der hat einen erfindungsreichen Figaro in New York, wo Gentlemen rascher als irgend sonst mit einem kleinen Faustkampf eine Streitfrage regeln, wo also das „schöne, blaue Auge" eine Erscheinung des Alltags ist, auf die Idee gebracht, daß hier doch etwas zu verdienen sein müsse. Flugs hat er also ein Institut eröffnet, wo die Herren der Schöpfung innerhalb weniger Minuten das „blaue Auge" entfernen lassen können. Das Verfahren, nachdem Mister Grillo das macht, ist er strikte geheim. Sein Geschäft blüht, besonders an Feiertagen und bei Wahlen oder Wahlversammlungen sollen temperamentvolle New Yorker mit ihren „Veilchen" vor dem Laden des Herrn Grillo Schlange stehen.

Jo.-Jo.

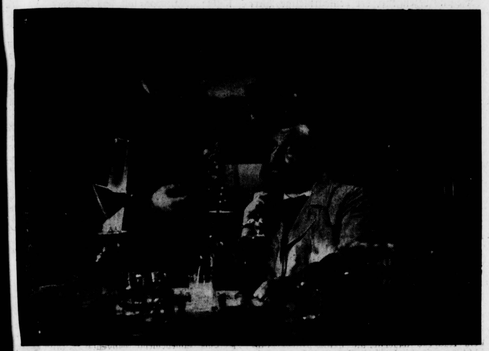
Robert Koch

DER BEKÄMPFER DES TODES

Der Film schreibt die Chronik der Entdeckung des Tuberkelbazillus
Mit Emil Jannings und Werner Krauß in den Hauptrollen



Man sieht, der Landarzt Koch (Emil Jannings) genießt das volle Vertrauen seiner Patienten. (Lucie Höflich.)



In unermüdlicher Forscherarbeit entdeckte der Landarzt Robert Koch (Emil Janninga) einen Bazillus als den Erreger der Tuberkulose.

Professor Dubois-Reymond, der Leiter der Berliner Physiologischen Gesellschaft, eröffnete am 24. März 1882 einen Vortragsabend. Der Regierungsrat Robert Koch, der als Kreisphysikus aus Wollstein eine plötzliche Karriere an das Kaiserliche Gesundheitsamt gemacht hatte und zum Mißtrauen seiner Berliner Kollegen dort nach einer wie Hochstapelei anmutenden Methode der Lungenseuche zuleibe rücken wollte, hielt es für angebracht, über seine Zauberei mit den Bazillen zu berichten. Man nickt einander verständnisvoll zu: Er kann ja wohl nicht anders, als endlich damit herauszurücken! Er wird es schon geschickt mit vielen Worten umfleiden, was er sich zusammengebastelt hat, aber so verschlagen solcher kleine Landarzt auch sein mag, der große Virchow, von Werner Krauß gestaltet, wird ihn entlarven!

Indessen: Der Geheimrat ist gar nicht gekommen, er hat die Einladung mit der Bitte Kochs ausgeschlagen, daß ihr die beste Antwort auf den sächerlichen „Bazillenzirkus".

Dann steht der Mann vor seinen spöttischen und mißtrauischen Hörern und weist die lächerliche Reihe seiner Versuche in seinen Präparaten vor. Der Erreger der Tuberkulose ist gefunden, die Seuche, die jeden siebenten Menschen auf Erden in jedem Jahre hinrafft, hat die Entscheidungsschlacht wider die Menschheit verloren.

Der Mann im schwarzen Gehrock mit der schmalen Stahlbrille und dem früh gebleichten Barte packt bescheiden sein Manuskript zusammen und spricht die Schlußworte:

„Es ist mir gelungen, den Erreger der Schwindsucht, der Tuberkulose, zu entdecken: den Tuberkelbazillus."

Mitleid und Spott sind erstarrt, noch einmal fährt ihn in diesen Sekunden das Mißtrauen an und verhallt doch ungehört in der ergriffenen Runde. Tausendfach ertrauten dem genialen Forscher die Glückwünsche und Danksagungen der ganzen, von der Seuche geschlagenen Menschheit die Drangsale der Jahre seines Kampfes, in denen Kleinheit und Unverstand, Neid und Sektiererium ihm den Weg zum Ruhme seines Volkes zu verstellen wagten: Nicht der Regierungsrat Koch, das Bergmannskind aus Clausthal, der Silberstadt, hat ja einen Triumph zu feiern, das ganze Deutschland steht ob der Tat seines Sohnes im hellen Lichte!

Es ist eine herrliche Aufgabe der schreibenden oder der dramatischen Kunst, diesen Opfergang des Genius zu verklären. Emil Jannings hat dies säbbeharrliche, in aller Anfeindung demütige deutsche Leben eines Mannes, der alle Kraft auf sein Ziel gerichtet hatte und mitbin allen Zorn und alle Empörung verwinden mußte, um sich nicht zu verlieren, zum Inhalt eines Tobis-Filmes gemacht, der schon in seiner Ueberschrift weit fort wandert von der geschickten Kolportage. „Robert Koch, der Bekämpfer des Todes" heißt der Film, ein wissenschaftlich getreu verantwortetes Kunstwerk entsteht mit ihm, ein ergreifendes Hohes Lied auf einen Menschen, der jedem billigen Enthusiasmus feind war, und den es also in der gediegensten Weise zu ehren galt.

Robert Koch, der an jenem 24. März 1882 eine größere Schlacht schlug als die glorreichen Feldherren der Geschichte — er erobert Millionen lebender und noch ungeborener Menschen das Leben, ja er ließ die Millionen erst zum Leben kommen, dadurch, daß er die stellen mochten: Nicht der Regierungsrat Koch, das Bergmannskind aus Clausthal, der Silberstadt, hat ja einen Triumph zu feiern, das ganze Deutschland steht ob der Tat seines Sohnes im hellen Lichte!

Es ist eine herrliche Aufgabe der schreibenden oder der dramatischen Kunst, diesen Opfergang des Genius zu verklären. Emil Jannings hat dies säbbeharrliche, in aller Anfeindung demütige deutsche Leben eines Mannes, der alle Kraft auf sein Ziel gerichtet hatte und mitbin allen Zorn und alle Empörung verwinden mußte, um sich nicht zu verlieren, zum Inhalt eines Tobis-Filmes gemacht, der schon in seiner Ueberschrift weit fort wandert von der geschickten Kolportage. „Robert Koch, der Bekämpfer des Todes" heißt der Film, ein wissenschaftlich getreu verantwortetes Kunstwerk entsteht mit ihm, ein ergreifendes Hohes Lied auf einen Menschen, der jedem billigen Enthusiasmus feind war, und den es also in der gediegensten Weise zu ehren galt.

Robert Koch, der an jenem 24. März 1882 eine größere Schlacht schlug als die glorreichen Feldherren der Geschichte — er erobert Millionen lebender und noch ungeborener Menschen das Leben, ja er ließ die Millionen erst zum Leben kommen, dadurch, daß er die Väter und Mütter am Leben erhielt! Er war ein Mann von genialer Unrast, er frisierte sich selbst mit fast verletzender Schärfe und wurde in seinem wissenschaftlichen Realismus der gewaltigste Idealist seiner Zeit.

So hieß es im Manuskript Robert Kochs zu jenem Vortragsabend: „Tuberkelbakterien sind Stäbchen, Bazillen, dünn, halbes Millimeter lang. Große Aehnlichkeit mit Leprabazillen. Unterschied: Wo der Prozeß frisch ist oder fortschreitet, viele Bazillen. Bazillen seltener, wenn Höhepunkt überschritten . . . Fehlen ganz, wo Prozeß stillsteht . . . Unterscheidung der Tuberkeln bei den mit Kulturen infizierten Tieren. Identisch mit anderer Tuberkulose . . . Weiterimpfung der Tuberkeln solcher Tiere, Züchtung der Bazillen aus denselben. Beim Rückblick auf diese Versuche ergibt sich, daß verschiedene Infektionsweisen ausnahmslos Tuberkulose erzeugten . . . Kontrolltiere sämtlich gesund. Daraus hin kann behauptet werden, daß die Bazillen die Ursache der Tuberkulose sind."

Da war der Sab, der über den Tod triumphierte! Das „Tuberkulin" Robert Kochs wurde immer mehr vervollkommnet. Am 25. Jubeltag jenes 24. März schufen seine Verehrer die „Robert-Koch-Stiftung". Der Jubilar aber war an seinem Ehrentage gar nicht im Lande, er weilte in Afrika und stürzte einem neuen Feinde, dem Erreger der Schlaffkrankheit nach. Welche größere Ehrung hätte ein Großer einnehmen können als dieser Mann, der eines von dreizehn Kindern eines Arbeiters war und der dem Tod die größte Niederlage beibrachte, die er jemals erlitten?

Mario Meil de Brentani

Im Arbeitszimmer des Professors Virchow (Werner Krauß), des großen Gegners von Robert Koch. (Fotos: Aus dem Tobis-Film „Robert Koch, der Bekämpfer des Todes".)

Selbst bis zum kaiserlichen Hof schlägt der Me inungskampf Koch—Virchow seine Kreise, in dem der große Virchow sich schließlich beugen mußte.

Das Liebeslied vom Gardasee

(Copyright by Prometheus-Verlag)

Roman von Hans von Hülsen

Liebe und Haß sind immer Avers und Revers des Ruhmes. Den Zustimmungen und dem öffentlichen Zutrauen, die in den vielen Briefen da auf dem Schreibtisch enthalten sind, muß ja notwendig ein Gegengewicht die Waage halten. Ich fürchte nur, die Abneigung, die Sie mir widmen, fließt aus anderen Quellen, aus persönlichen und geschäftlichen."

„Entschuldigen Sie, Herr Ottenrieth." Fritz Armbruster beugte sich in seinem Sessel vor. „Da Sie vom Geschäftlichen sprechen, möchte ich zu meiner Verteidigung sagen, daß Sie mir in Sachen Ihres Werkes wirklich Ihr Wort gegeben hatten, meiner Firma ein Vorkaufsrecht zu lassen. Dies Wort haben Sie nicht gehalten."

„Ich habe dieses Wort im Laufe der Verhandlung zurückgenommen, Herr Armbruster. Und ich will Ihnen nun auch sagen, warum ich es zurückgenommen habe. Es geschah, weil ich das menschliche Glück, das ich gleichzeitig mit meiner Arbeit für mich reisen fühlte, vor Ihnen schützen wollte. Vor Ihrer Eifersucht, vor Ihrer Unbeherrschtheit, vor Ihren Verleumdungen. Wie recht ich tat, zeigt sich ja nun, indem Sie hier auftauchen und Renata quälen und so ihr Glück trüben. Nur darum wollte ich mit Ihnen nichts zu tun haben. Ich hätte sonst ebenso gern mit der Firma Armbruster abgeschlossen. Und ich glaube", fügte er lächelnd hinzu, „Frau Armbruster wird Ihnen nicht besonders dankbar sein, daß Sie diesen Abschluß verhindert haben, indem Sie die Entwicklung der Dinge zwischen Renata und mir nicht respektieren."

„Welches Recht hattest du denn eigentlich auf mich?" wandte Renata jäh den Kopf herum und sah Armbruster an, und in ihren schönen Augen stand die helle Empörung. „Welches Recht hattest du? Welche Bindung bestand zwischen dir und mir? Sage mir das! Ich habe dich als Kameraden genommen, auf dem Konservatorium, ich war gern mit dir zusammen, das leugne ich gar nicht — aber was hattest du in die Waagschale zu werfen, als es sich um den wirklichen Lebensernst handelte?"

Fritz Armbruster antwortete nicht sogleich. Er saß zusammengesunken in seinem Stuhl, die fleischigen Finger waren ihm ganz kalt vor Erregung, er fand es schrecklich taktlos von Red, daß sie ihm das hier vor dem anderen sagte. Irgendwo tief im Herzen hatte er ja immer gefühlt, daß er ihr nichts bedeutete, daß er ihrer Seele nichts zu bieten hatte.

„Nennen, die von einem Mann zum anderen hinüberwechseln, wird es nie an Entschuldigungen fehlen", sagte er spöttisch, ohne sie anzublicken.

Darauf antwortete sie nichts.

Aber sie starrte tief erschrocken auf Ottenrieth, dem der war aufgesprungen und hatte die Hände vor die Stirn gepreßt und lief wie ein Besessener im Zimmer auf und ab.

„Was hast du denn? Um Gottes willen, was hast du denn?"

„Ein Gedanke kommt mir!" rief er. „Ein Gedanke, ganz plötzlich kommt mir ein Gedanke, der vielleicht alles erklärt, der Ihnen weiter hilft und mir."

Renata war neben ihn getreten und legte die Hand auf seine Schulter.

„Was denn?"

„Sagen Sie, Herr Armbruster", sagte Ottenrieth und blieb vor ihm stehen, „Sie haben die Handschrift der Komposition gesehen. Ja? Die bei Hagepreester im Schrank liegt? Die Handschrift von dem Toten?"

„Gewiß habe ich das. Ich habe sie ja selber in der Hand gehabt."

„Und Sie sagen, er ist tot? Er ist im Krieg gefallen?"

„Professor Hagepreester sagt es so."

„Und wie war der Name? Der Name des Komponisten?"

Fritz Armbruster machte ein dummes Gesicht.

„Der Name, den habe ich vergessen!"

„Aber der Name, der Name ist das allerwichtigste in der Sache!" rief Ottenrieth. „Den Namen müssen wir unbedingt wissen. Wenn wir den haben, sind wir einen großen Schritt weiter und vielleicht am Ziel!"

„Ja, aber warum denn? Ich verstehe nicht. Ich kann mich wirklich nicht erinnern. Es war irgendein ganz nichtssagender Name, dem ich blödsinnigerweise keine Beachtung geschenkt habe."

„Ich will Ihnen etwas sagen, Herr Armbruster, vertagen wir die Sache um ein paar Stunden. Sie gehen jetzt gleich auf das Postamt, hier um die Ecke, es ist gar nicht weit, und geben ein Telegramm mit Rückantwort auf, an Professor Hagepreester, und bitten ihn um den Namen. Und dann kommen Sie wieder, und wir wollen sehen, ob es uns zu etwas führt."

Fritz Armbruster nickte, er war einverstanden. Flüchtig und schattenhaft geisterte zwar durch sein Gehirn der Gedanke, daß Ottenrieth vielleicht irgendein Mandver machen könnte, um das Wasser zu trüben. Aber andererseits war es ja wirklich wichtig, den Namen zu wissen. Und darum wollte er telegraphieren.

Da niemand ihm die Hand reichte, ging er mit einer stummen Verbeugung aus dem Zimmer.

Ottenrieth blieb mit Renata zurück. Er hielt mit einem Lächeln, auf dessen Grund der Ernst schimmerte, den Blick ihrer Augen aus, die fragend an ihm hingen.

„Geduld, Liebling", sagte er und nahm ihren Kopf zwischen die Hände.

Der Tote ist nicht tot

Renata stieg zu Ottenrieth, wie gewöhnlich, Armbruster nahm auf dem hinteren Sitz Platz. Sie fuhren in den grauen Nachmittag hinaus. Wohin, das wußte nur Ottenrieth am Steuer allein. Der Wagen umrundete rasch die Bucht, der Ort und das rote Haus verschwanden hinter der Felsennase, die ein Tunnel durchstieß.

Gleich nach dem Mittagessen, während sich Renata und ihre Mutter zum Schlaf hingelegt hatten, war Fritz Armbruster wieder in der „Casa Rossa" erschienen, hastig die Treppe emporspringend, und hatte ein Telegramm gezeigt, daß der alte Postbote soeben gebracht. Ein dringendes Telegramm, denn er hatte dringend bezahlt.

Ottenrieth war kaum mehr überrascht, als er den Namen Franz Bartold las. Während der vergangenen Stunden war es ihm immer klarer und klarer geworden, daß es nicht anders sein konnte, daß der blinde Organist von Sant Ambrogio identisch war mit dem Münchener Musikstudenten von einst, den Professor Hagenpreester im Krieg geblieben wähnte und dessen Werk er pietätvoll aufbewahrte. Seltsam, seltsam spielte das Schicksal! Wie es sich der Musik bediente, um ein Grab zu öffnen und einem Toten wieder das Leben zu schenken. Je länger Ottenrieth darüber nachsann, desto stiller und feierlicher wurde ihm zumute. Er lernte die große Macht verehren, die in sein Leben gegriffen hatte, ihn zu neuem, höherem Leben erweckend, und die nun plötzlich noch in ein zweites Leben griff. Wir sind alle in des Schicksals Hand, dachte er.

„Alles wird sich auflösen, was Ihnen und mir noch eben rätselhaft war", sprach er freundlich zu Armbruster. „Lassen Sie Ihren Haß fahren, er ist unproduktiv. Wie er leisten konnte, hat er geleistet. Sie werden es sehen."

Und dann, als Renata wieder erschienen war, hatte er die beiden aufgefordert, ihn auf einer Fahrt zu begleiten, einer Fahrt mit unbekanntem Ziel, einer Fahrt in Blau sozusagen, von der er sich — alles versprechе. Verwundert halb und halb beluftigt hatte Renata ihn angesehen, aber mehr hatte er nicht verraten.

Er saß einsilbig hinter dem Steuer, während der Wagen die kurvenreiche Straße hart am Seeufer entlangfegte, wechselte nur hier und da ein Wort mit der Gefährtin und hing seinen Gedanken nach. Ihm war nicht besonders leicht ums Herz, da er nun die beiden zu der geheimnisvollen Quelle führte, aus deren Jungborn sein neues Leben geflossen war. Fast ängstlich hatte er bisher sogar vor dem geliebten Mädchen dieses Geheimnis gehütet, erfüllt von einer Scheu, deren frühe Schauer er schon damals gespürt, als er zum ersten Male, das Herz noch erfüllt vom Wogen und Fluten der Musik, aus Sant Ambrogio wieder in die „Casa Rossa" zurückgekehrt war. Aber es mußte nun sein! Er war es sich selbst schuldig, sich reinzuwaschen auch von dem letzten, kleinsten Fleck des Verdachts, der sich auf so rätselhafte Weise an ihn und sein Werk gehängt hatte. Und noch mehr war er es der Geliebten schuldig, sie von dem seinen Gift des Zweifels zu befreien, das ihr ins Herz geträufelt mit seinen Verdächtigungen.

„Hübsch!" sagte Renata, als der Wagen vor dem mit silbergrauen Oelbäumen ganz umsponnenen Gasthof „Ere spade" hielt, in dessen Tür schon eifrig dienernd und mit übertriebenen Bewegungen Freude des Wiedersehens bezeugend, der hembärmelige Wirt erschien.

„Nicht wahr? Ein reizender Ort! Und ganz unbekannt. Kaum jemals kommt ein Fremder hierher. Sogutzagen meine Privatentdeckung, nun setze dich mit Herrn Armbruster in den Garten, verlohne dich mit ihm bei einer Tasse Kaffee — mir ist er wohl nicht mehr allzu böse. Ich komme euch bald holen."

Renata schüttelte den Kopf, wie sie ihn heute schon oft geschüttelt, und winkte Fritz Armbruster, ihr zu folgen; aber Ottenrieth ging, von den Kindern, die ihn längst kannten, zutraulich begrüßt, nach dem Pfarrhause, sagte dem alten Pfarrer Majelli guten Tag und stieg zu Bartold hinauf in sein Zimmer.

„Wer kommt?" fragte der Blinde, der am Fenster saß und den Kopf mit dem schütteren Haar nach der Tür wandte.

„Guten Tag, Herr Bartold! Ich bin es, Ihr getreuer Verehrer Ottenrieth. Ich bin wieder einmal hier unten und muß Ihnen doch schönen guten Tag sagen. Bleiben Sie sitzen, ich rücke mir einen Stuhl heran."

Bartold reichte ihm die Hand und ließ sie lange zwischen seinen Handflächen. Er freute sich sichtlich über den Besuch, er war völlig aufgetaut und gar nicht mehr verschlossen wie die ersten Male, er fragte lebhaft nach dem Ergehen. Ottenrieth mußte erzählen.

Ja, was hatte er diesmal Besseres und Wichtigeres zu erzählen, als die Geschichte von seiner Verlobung? Ein warmer Händedruck beglückwünschte ihn.

„Das ist ein Glück, das ich nie gekannt", sprach der Blinde, und seine Stimme zitterte dabei. „Die Liebe", fuhr er langsam fort, „die habe ich gekannt. Mit allem Großen und allem Furchtbaren, das ihr innewohnt. Die Liebe zu einer Frau. Aber diese äußere Form, die äußere Bindung, nein, die habe ich nie erreicht. Da ist der Krieg dazwischengetreten und alles, was dann kam."

Er schwieg. Ottenrieth sah, wie seine zerrissenen Lippen bebten.

„Nun, mein lieber Herr Bartold", sagte er, „nun muß ich Ihnen sagen, warum ich Sie heute besuchte. Es hat nämlich einen besonderen Grund. Ich möchte Sie nämlich herzlich um etwas bitten. Ich will Ihnen auch gern ein hübsches Sümmchen in die Armenkasse zahlen, wenn Sie meine Bitte erfüllen. Sehen Sie, im Garten der „Tre spade" wartet meine Braut mit meinem Bekannten aus Wien. Sie müssen wissen, daß meine Braut sehr musikalisch ist, daß Sie eine wunderschöne Altstimme hat, die Sie einmal hören sollten. Ja, und da habe ich mir nun gedacht, daß es ihr eine große Freude machen wird, Ihr Orgelspiel zu hören, wirklich, das würde ihr eine ganze Freude machen! Ich weiß, es ist eine Zumutung, daß Sie spielen sollen, und darum möchte ich mich, wie gesagt, gern erkenntlich zeigen. Sind Sie mir böse?"

Ueber das knochige Gesicht des Blinden und über seine schön gewölbte Stirn glitt, wie Spätnachmittagssonnenschein, ein Lächeln.

„Warum sollte ich Ihnen böse sein? Sie haben selber das Wort „Freude" gebraucht —, welchen anderen, welchen besseren Sinn könnte meine Kunst wohl haben, als den, Freude zu machen. Ich gehöre ja nicht zu den Künstlern, die ihre Kunst als Geschäft betreiben, es ist nicht mein Beruf. Das Schicksal hat es so gefügt, in dem es mich am Schopf faßte und aus meiner Welt herausriß und hier in diesem Erdenwinkel niedersetzte — sonst wäre ich auch wohl so geworden! Und darum erfüllt mein Kunst ihren tiefsten Sinn erst, wenn sie einem Menschen Freude gibt. Und darum will ich gern für Ihre Verlobte spielen. Das einzige, was ich geben kann, ist ja ein großes Liebeslied. Und so oft ich etwas anderes versuche, ist es immer wieder ganz von selbst in dieses Liebeslied gemündet. Also gern! Und wenn Sie unsere Armen im Kirchspiel nicht vergessen, so soll Ihnen Pfarrer Majelli danken."

Ottenrieth war es ganz warm ums Herz geworden bei diesen schlichten Worten, vor denen eine ganze Welt — seine Welt von ehemals! — lautlos wie Zunder zusammensank. Er wußte plötzlich, warum er sich immer besser und reiner gefühlt, sooft er von diesem Blinden ging, der die Kunst noch heilig hielt, wie vielleicht kein zweiter mehr auf dem entgötterten Erdenrund.

„Haben Sie Dank! Und lassen Sie mich Ihnen sagen, wie ich mir alles zur Ueberraschung ausgedacht habe."

Nach einer halben Stunde kehrte Ottenrieth zu den beiden im Garten zurück, die dank Renatas Künsten vollkommen ruhig und friedlich beieinandersaßen. Geheimnisvoll sagte er, da man schon einmal hier sei, so müsse man auch die einzige Sehenswürdigkeit des kleinen Ortes, das Kirchlein droben auf dem Hügel, betrachten. Es gäbe darin ein recht gut erhaltenes Altarbild, einen heiligen Ambrosius, den der Ortsgeistliche keinem Geringeren als Moretto zuschreibe.

Und sie gingen durch das Dorf und traten in die Kühle der Kirche, wanderten leise, um eine betende Frau nicht zu stören, zum Altar und beschauten das Bild; mit tiefinnerer Befriedigung sah Ottenrieth auf Armbrusters Gesicht einen Ausdruck, der etwa sagte: „Na, was soll das Ganze? Warum werde ich hierhergeschleppt? Was hat das alles mit unserer Sache zu tun?"

Als sie noch so dastanden, hub plötzlich vom Chor die Orgel an. Ganz leise, wie einer erschüttert zarten Melodie. Aber sie wuchs und schwoll, bald war der ganze Raum vom Orgelklang erfüllt wie von Weihrauchduft, gleich Menschenstimmen sangen die zinnernen Pfeifen.

Ottenrieth zog Renata in eine Bank bei den Gestühls und winkte Armbruster an seine andere Seite.

„Schöne, alte Orgel!" flüsterte er, und sie nickt, ergriffen lauschend. Ihre Seele ist so ganz Musik, daß der leiseste Klang sie bewegt, wie der Wein in einem Kelch schwankt und zittert, sobald man nur zart mit dem Finger seinen Rand streicht, dachte er, und er fühlte wieder ganz stark, wie sehr er sie liebte.

Aber da schaute ihn Armbruster schon mit förmlich entsetzten Augen an, und sein Mund schnappte wie ein Fischmaul.

Vom Chor herniederschwebte ein Motiv — aber was war denn das?

Das war ja ein Motiv aus dem „Liebeslied!" Das war ja — das war ja das selbe Motiv, das Hagepreester nach dem Manuskript des Toten aus den Tasten gelockt. Gott im Himmel, was bedeutet das?" — sah auf Ottenrieth, auf Renata, aber den spielte die Orgel, mehr und mehr anschwellend, die zarten Motive hinweg.

Idyll

Das Hirtenhaus, vor Altstein schief,
das Fenster blind, der Türstein hohl.
In seiner Demut duckt sich's tief –
Weißfalter flimmert um den Kohl.

Wandnah ein Holderbusch, verkrümmt,
verstäubt sein Astwerk, rindenrau.
In seinem breiten Blühen summt
Die Sage von der Wunderfrau.

Von Winden strahlt ein Sternenschwarm
am morschen Zaun in blauem Glast.
Kaum trägt das Dach, zerfraust und arm,
des Lichtes goldne Oberlast.

Ein leises Gurren. In der Bucht
so großer Stille fast zuviel.
Urteil des Blutes, das sich sucht:
Ein Taubenpaar im Liebesspiel.

Karl Burkert

Ottenrieth lauschte, antwortete nicht auf seinen fragenden Blick. Er lauschte nicht minder überrascht als die beiden neben ihm. Was war das? fragte auch er. Der da droben spielte ja heute ganz anders, als er sonst gespielt! Er ließ von dem ganzen Klavier kaum mehr als die Hauptnotive übrig und baute um sie herum, frei schaltend, aus der Phantasie eine neue Klangwelt auf! Neu und herrlich — herrlicher noch als die alte gewesen. Was war das nur? Was war in ihm vorgegangen in der Zwischenzeit, daß er die Form zerbrochen, die er in geduldiger Arbeit langer Jahre so fest und so vollendet gefügt? Welch neues Leben hatte in seiner Brust die Schale des Samenkorns gesprengt und war zum wipfelmächtigen Baum emporgeschossen, dessen Zweige nun eine ganz andere Musik rauschten? Ottenrieth sann und sann und dachte über das Wunder nach, das an dieser Stätte nun schon zum zweiten Male, bei ihm und bei dem da droben, neues Leben gewirkt.

Armbruster puffte ihn in die Seite.

„Hören Sie", flüsterte er, „das sind ja genau Ihre Motive, genau die Motive, um die es sich handelt. Wie kommt denn der Organist zu diesen Motiven? Das versteh ich nicht!"

Ottenrieth neigte sich zu seinem Ohr.

„Es sind seine Motive, ich habe sie von ihm empfangen, hier an dieser Stelle. Hier habe ich den Keim zu meinem Werk empfangen. Aus den Phantasien dieses Organisten da oben ist es mir erwachsen. Verstehen Sie nun?"

„Keine Spur versteh ich! Wie kommt der Organist zu den Motiven des Toten? Das sind doch dieselben Motive, wenn hier auch alles anders ist als in der Partitur und bei Ihnen wieder anders als hier?"

„Der Tote ist nicht tot. Der dort oben spielt ist Franz Bartold. Ich erkläre es Ihnen nachher", setzte er rasch hinzu, denn er sah, daß Fritz Armbruster, wie von einem Grauseln überlaufen, sich die Ohren zuhielt.

Ottenrieth wandte sich zu Renata an seiner Linken. Der unerschütterlich liebevolle Blick ihrer klugen Augen sagte ihm, daß sie wortlos alles begriffen hatte. Stumm legte er seine Hand auf die ihre, wie er es damals in Wien, während der Aufführung seines Werkes, getan.

Erzählung zwischen Licht und Schatten

„Kapiert und begriffen!" sagte Fritz Armbruster, aufgeregt mit den Händen fuchtelnd, als sie aus der kühlen Kirche in den sonnigen Tag hinausgingen. „Das Ganze ist für mich eins der noch ungelösten Welträtsel! Das ist ja ein ganz außerordentlicher Kerl, dieser Organist! Was er aus der armseligen Orgel rausholt! Den sollte man direkt mal nach Wien zitieren und den Stephansdom mieten und ihn dort spielen lassen! Wie haben Sie den denn entdeckt?"

Ottenrieth erzählte es lächelnd und erzählte dann, mehr zu Renata gewandt als zu dem geschäftstüchtigen jungen Mann an seiner Seite, was für eine sonderbare Stunde er seinerzeit, vor acht Monaten, dort oben im Gestühl erlebt, und wie damals in ihm der große Entschluß sich emporgerungen habe, sein Leben noch einmal zu beginnen und zu Traum und Sehnsucht, Streben und Kampfziel seiner jungen Jahre zurückzukehren.

„Schelten Sie die Operette nicht allzusehr", sagte er, indem er das Gesicht ernst zu Armbruster kehrte. „Sie allein hat mir die bescheidene materielle Grundlage gegeben, auf der ich diesen Entschluß fassen konnte. Die vielen Ablehnungsschreiben, die ich vorher, auch von der Firma Armbruster, empfangen hatte, konnten ihn mir nicht gut geben. Ich gestehe Ihnen, ich hätte nichts dagegen, wenn mir der Umweg erspart geblieben wäre."

Fritz Armbruster schenkte diesen nachdenklichen Betrachtungen keine besondere Aufmerksamkeit. Sein Interesse war auf etwas ganz anderes gerichtet.

„Das ist ja eine ganz tolle Entdeckung", rief er. „Was wird der alte Hagepreester sagen, wenn er hört, daß dieser Bartold, sein Lieblingsschüler, sein Hätschelhans, gar nicht im Massengrab liegt. Und daß ich ihn hier aufgestöbert habe. Ich muß ihm gleich nachher ein Telegramm schicken. Sagen Sie ehrlich, Herr Ottenrieth, haben Sie wirklich nicht gewußt, daß dieser Organist ein Schüler von Hagepreester war? Sie kennen ihn doch schon eine ganze Weile, hat er Ihnen nie davon gesprochen?"

Ottenrieth schüttelte den Kopf.

„Er hatte mir nie von seinem Leben gesprochen, er ist immer scheu darum herumgegangen. Es ist, als ob er ein Geheimnis hütet. Ich wußte bisher nur, daß er im Krieg blindgeschossen und in italienische Gefangenschaft geraten und hier bei dem Ortspfarrer hängengeblieben ist."

„Was Sie sagen!" Armbruster war vollkommen aufgeregt. „Wind ist er noch dazu? Direkt blind? Und beim Pfarrer wohnt er?"

„Auf Wiedersehen!" rief er und war schon weg und fegte wie ein Wind den Kirchenhügel hinunter in das Dorf.

„Was hat er vor?" Ottenrieth schüttelte den Kopf. „Will er zu Bartold? Ich fürchte seine täppischen Finger! Komm, laß uns ihm nachgehen!"

Und er legte die Hand in Renatas Arm und führte sie, die gleichsam wie in einer tiefen Benommenheit schwieg, langsam den steinigen Weg hinab und die Dorfstraße entlang — drunten sahen sie den See, der, wie so oft um diese vorabendliche Stunde, in allen Farben der Perlenmuschel schillerte.

„Nun weißt du es, Liebling, wie alles gekommen ist", sagte er. „Diesem blinden Mann danke ich mehr als allen anderen Menschen auf der Welt. Er weiß nichts davon, aber er hat gemacht, daß mein Lebensschiff wieder auf seinen richtigen Kurs kam, von dem Leichtsinn und Ehrgeiz und Hunger nach Erfolg und auch die finanzielle Misere es hatten abirren lassen. Ohne ihn und seine Musik hätte ich niemals zu mir zurückgefunden. Und abseits von dem rechten Kurs meines Lebens wäre ich ja auch an dir vorbeigetrieben. Wir müssen ihm beide dankbar sein. Und darum, mein Herz, wollte ich in dem weißen Kirchlein dort oben sein, und habe vorhin gedacht, wenn wir getraut werden, soll er dazu die Orgel spielen."

Sie nickte stumm. Sie mochte nichts sagen, sie mochte selbst dem liebsten Freunde an ihrer Seite nicht sagen, welch ein Aufwand in ihrer Seele war, die in der Musik zu lesen verstand wie in einem aufgeschlagenen Buch.

Als sie im oberen Stockwerk des Pfarrhauses eintraten, sahen sie Armbruster dem Blinden gegenüber, auf den er mit lebhaften Gesten einredete.

„Alles in Ordnung!" rief er Ottenrieth zu. „Friede, Freundschaft! Ich habe Herrn Bartold alles erzählt, von Hagepreester, von seiner Partitur, das war eine Ueberraschung, was, Herr Bartold? Er hatte keine Ahnung, daß Hagepreester noch lebt — und Hagepreester seinerseits keine Ahnung, daß sein alter Schüler noch lebt — es ist ein Mißverständnis allerersten Ranges!"

Ottenrieth drückte dem blinden Meister ein paar zusammengelegte Scheine in die Hand, wie er es versprochen.

Ja, was sagen Sie zu alledem, lieber Herr Bartold? Sind das nicht sonderbar krause Wege, die das Schicksal so ausdenkt? Sie haben immer geglaubt, daß alle Brücken abgebrochen wären, oft haben Sie mir das gesagt. Und nun ist plötzlich doch noch eine da, die Sie unmittelbar mit Ihrer Jugend und mit der alten Heimat verbindet!"

„Die Brücke war immer da", gab Bartold ruhig zurück, „über ihren Regenbogen kam und ging all meine Musik."

„Ja, das ist mir fast das Erstaunlichste", rief Armbruster, „daß Sie durch ein ganzes Menschenleben so zäh an dem einen Thema aus ihrer Jugend festgehalten haben. Was Sie heute spielten — natürlich, natürlich, das ist ganz anders als das Lied, das bei Hagepreester liegt, und doch ist alles dasselbe, irgendwie dieselben Motive."

„Ja", Bartold sagte es aus tiefem Sinnen heraus, „es ist dasselbe. Es ist immer dasselbe gewesen, so oft ich es auch umgeworfen und neu geschaffen habe. Ich weiß, ich weiß, ich habe in der Fuge, die ich damals im ersten Kriegsurlaub komponierte, mein ganzes Leben vorweggenommen. In ihr war alles, was ich als junger Mensch erlebt und erlitten habe. Aber alles, was dann kam, war auch darin. Ich habe im Grunde immer nur sie wiederholt. Und wenn ich jetzt abends vor meiner Orgel sitze und phantasiere — sie ist es, immer nur sie.

„Ein Lebenswerk sozusagen, Herr Bartold?"

„Ein Lebensthema und ein Lebenswerk." Ottenrieth nahm Renatas Hand und legte sie in die des Blinden.

„Renata will Ihnen danken."

Franz Bartold umklammerte die kleine Hand mit seinen knochigen Fingern. Sein Herz schlug mit einem Male ganz schnell und jung. Er hatte keine Frauenhand gefühlt seit der Stunde des letzten Abschieds, was war das für ein Wunder, solch eine kleine, weiche, vogelwarme Hand.

„Nicht danken", sagte er ganz leise und hielt sie immer noch fest, „nicht danken! Wenn Sie wüßten, liebes Kind, was mir dieser Händedruck bedeutet."

Renata konnte kein Wort sagen. Ihr Herz war überall von Hoffen und Fürchten, halbem Wissen und halbem Ahnen und von dem Gedanken an die Mutter. Mit einem Augenwink bat sie Ottenrieth, daß sie gehen wollten.

Und schweigsam blieb sie auch während der ganzen Fahrt um den abendlichen See, und nichte auch nur stumm, als Ottenrieth flüsternd vorschlug, das strahlende Mondgesicht zum Abendessen in die „Casa Rossa" mitzunehmen, auf daß der Frieden sein Siegel erhalte.

Armbruster sagte sofort begeistert zu. Aber vorher müsse er unbedingt noch ein langes Telegramm an Hagepreester schicken. Der werde Augen machen!

Ein Zettel, den Renata vor dem Aufbruch leise neben ihrem Ruhelager niederlegte, hatte Grazia Tudesco von dem improvisierten Autoausflug benachrichtigt. So hatte sie mit dem Nachtmahl gewartet, bis die beiden zurückkehrten. Armbruster wurde ihr als guter Bekannter von Renata und Ottenrieth aus Wien vorgestellt; sie musterte ihn unaufföllig mit ihrem schönen, schwermutvollen Augen, im Herzen immer die Frage: Wie kommt er zu ihnen, zu denen er so wenig paßt?

Der Baron hatte, da der Abend ungewöhnlich mild war, in einer Ecke des Gartens decken und Windlichter auf den Tisch stellen lassen. Durch das Zweigicht schimmerte die Silberscheibe des See's, im Gesträuch rumorten Vögel, die der Lichtschein aus dem Schlaf weckte. Alle Pflanzen dufteten fast überstark.

Ottenrieth erzählte, gut gelaunt, von ihrem Ausflug, daß sie nach Sant' Ambrogio gefahren waren, einer ganz unentdeckten Stelle am Ufer des See's, er persönlich kenne sie bereits seit dem August.

„Da gäbe es", sagte Renata, „ein hübsches, altes Kirchlein."

Ja, fiel ihr Ottenrieth ins Wort, und einen grundmerkwürdigen Organisten, mit dem er schon früher manche gute Stunde verplaudert habe. Dieser Organist sei nämlich ein Deutscher.

Armbruster war noch immer ganz aufgeregt. „Ein armer Kerl", rief er über den Tisch, „im Krieg blindgeschossen, gefangengenommen, dann hier hängengeblieben!"

Er sei, ergänzte Ottenrieth, der Sohn eines niederdeutschen Orgelbauers, Bartold mit Namen, aber alle Leute in der Gegend nennen ihn nur San Francesco und verehren ihn fast wie einen Heiligen. Ein wirklicher Künstler, durch und durch, ganz erstaunlich!

Ja, was der aus der armen, kleinen Orgel mache! Armbruster schüttelte lebhaft den runden Kopf. Da könnte sich mancher genannte Meister ein Beispiel nehmen. Er habe übrigens eine gewisse Aehnlichkeit mit Beethoven.

Nun, meinte Ottenrieth, eigentlich nicht mit den bekannten Bildnissen, sondern vielleicht eher mit der Totenmaske — wegen der eingedrückten Augen.

So erzählten sie durcheinander, und im matten Schein der Windlichter sah niemand, wie Grazia Tudesco jählings blaß geworden war, so blaß, daß ihre Augen wie zwei schwarze Kohlen im weißen Gesicht saßen. Niemand sah, wie ihr Messer und Gabel in der Hand zitterten, bis sie beides hinlegte, wie sie die Lippen aufeinanderpreßte, daß sie nur ein schmaler, dünner Strich waren, wie sie Renatas Blick suchte und doch an ihr vorüberlief, in eine unendliche Ferne.

Ottenrieth plauderte fröhlich weiter, er war so vergnügt, daß alle Spannungen des Tages sich in Frieden aufgelöst hatten, daß der wilde Mann hier gesühnt am Tisch saß, er hob sein Glas, in dem der rote Wein schaukelte, gegen die liebste Freundin und sagte leise:

„Nicht wahr? Er muß uns spielen an unserem Hochzeitstag!"

Da stand Grazia Tudesco auf. Sie sagte rasch ein Wort, das nur wie ein halber, gehauchter Ton war. Und verschwand lautlos — ein Schatten — im Schatten des Gartens.

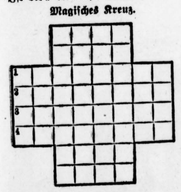
(Schluß folgt.)

Silbenrätsel.

Wenn je ein langersehnter Freund
Die Einkehr hält bei dir,
Dann rüst du froh und treugemeint
Als Wunsch der Worte vier!
Und wohnt das Glück auf seinem Zug
Bei dir als seiner Gast,
Wie gern gebötst du seinem Flug
Mit diesem Wunsche Rast!

Vorüberwandelnd magst du schau'n
Die vier vereint zum Wort
Als Riesengewächs am Gartenzaun
In Blütenfülle dort.
Woher der selt'ne Name rührt,
Warum sie so genannt, —
Längst hätt' ich's gerne ausgespürt, —
Ist dir's vielleicht bekannt?

Magisches Kreuz.



a a a a a a a, e e e e e e, g a, h i i l l, m m m, n n o o, p p r r r r, s s t t t, u, w w w

Die Buchstaben ergeben, richtig eingesetzt, waagerecht und senkrecht die gleichen Wörter folgender Bedeutung:
1. Grenzgebiet, 2. Stadt an der Havel, 3. Eisheiliger, 4. Anpflanzung.

Sprichworträtsel.

Die Stricke sind durch passende Wörter zu ersetzen, wodurch ein Gedicht entsteht; die gesuchten Wörter, im Zusammenhang gelesen, nennen einen Spruch:

— — — dir rat', ist wohl bedacht:
— — an die Folgen immer.
— hab' als Kind schon darauf acht.
Was schlimm ist, das — nimmer!
Den fremden Leuten — nicht viel.
— weiß, das ist gefährlich;
Schau bei der — falschem Spiel
Nur —, doch selbst bleib' ehrlich!

Verwandlungsrätsel.

Neyos — Baden — Rune — Eich — Raben — Literkanne — Sperre — Minka — Pore — Ewers.

Durch Umstellen der Buchstaben jedes dieser Wörter sind andere Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben alsdann einen berühmten Erfinder der Neuzeit nennen.

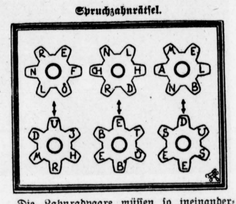
Wortbildung.

In zwei Worten sind Silben sind enthalten
Gleichviele neue sind daraus zu gestalten;
Das „Erste" ein Bad ist für jung und für alt.
Der Kran hat das „Zweite" in seiner Gewalt,
Die Bahn führt die „Dritte" bei regem Verkehr;
Das „Vierte" braucht Neu-Deutschlands Heil und Ehr'.

Vierfältige Scharade.

Das umgekehrte erste Paar
Lebt fern in heißem Land
Und nimmt noch heut bei Kriegsgefahr
Das letzte Paar zur Hand.
Das Ganze ist nur leerer Schein,
Doch reich an Glanz und Pracht,
So daß es stets bei groß und klein
Bewunderung entfacht.

Spruchzahnrätsel.



Die Zahnradpaare müssen so aneinandergesetzt werden, daß bei einer Drehung die Buchstaben auf den Zähnen einen Sinnspruch ergeben. Zur Erleichterung der Lösung sei bemerkt, daß der Anfang bei jedem Zahnrad sich im linken Zahn des oberen Rades befindet.

Gleichlaut.

Im Garten gibt es einen Platz,
Da laß ich gern mit meinem Schatz.
Ich hört' den Namen in der schönen Kunst:
Ein Jünger Deutschlands in Thalias Gunst.

Denksportaufgabe.

In einem Buche waren durchschnittlich auf jeder Seite 42 Zeilen und jede Zeile bestand aus 60 Buchstaben. Hatte man nun auf jeder Seite 4 Zeilen und in jeder Zeile 8 Buchstaben weniger gesetzt, so hätte man 136 Seiten mehr gebraucht.
Wieviel Seiten hatte das Buch?

Nimmerrüde.

Zum Stehen braucht es eine Stütze,
Zum Laufen aber eine Last;
Und dabei wird es niemals müde,
Ja, selbst nicht bei der größten Hast.

Die Mitte fehlt.

Ge . . ge — Se . . en — Sch . . le — Re . . l, — Mo . . en — Ob . . on — Wa . . er.

Durch Einfügen von je zwei Buchstaben (ch gilt als ein Buchstabe) erhält man bekannte Dingwörter.
Die eingefügten Buchstaben nennen, im Zusammenhang gelesen, eine berühmte deutsche Burgruine.

Auflösungen aus voriger Nummer

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Aal. 4. Att. 7. Tragbahre 10. Hirn. 11. Laie. 12. Sau. 13. Ara. 14. Ira. 17. All. 19. Udet. 20. Reif. 22. Legehenne. 23. Isa. 24. Se. — Senkrecht: 1. Alb 2. Aristides. 3. Lara. 4. Abar. 5. Krinoline. 6. Tee. 8. Gnu. 9 Ala. 15. Rega. 16. Ate. 17. Ire. 18 Lens. 19. Ull. 21. Fee.

Scherzfrage: In Solothurn. Dort gibt es nur Solothurner.

Wir rechnen mit Buchstaben: (Gefle—e) + Schat + (Tasse—Ase) + Abend = Gesellschaftsabend.

Denkport: Der Sitz neben dem Chauffeur war noch warm.

Fehlaufgabe: 1. Dahlie, 2. Atlas, 3. Eligier. 4 Militär. 5 Oliva. 6. Tullius 7. Thalia, 8. Elite. 9. Nullität, 10. Kaliber. 11. Oktant — 12. Malice. 13. Melitit 14. Adel. 15. Malleus. — Die Motten kommen!

Buchstabenrätsel: 1. Eichen — Eichel; 2. Lärchen — Lerchen.

Verbindung: Elster Wer da? Elsterwerda.

Bilderrätsel: Man beginnt bei dem obersten Feld links und liest im Uhrzeigersinne weiter. Das ergibt: „Des Lebens Mai ist bald vorbei."

Kopftausch: August von Varseval.

Silbenversteck: „Nur der Zufriedene ist reich!"

Hausgeräte, Stuhl und Tisch, alles wird mit (IMI) frisch!
(IMI) säubert alles schneller – Töpfe, Platten, Flaschen, Teller!

Die Pioniere der Alpen

Bergbauern, wie sie der Tourist nicht kennt

Von unserem Sonderberichterstatter Dr. Rudolf Vogel

Sah dieses Bild nicht aus wie eine jener berühmten Kitschpostkarten in Buntdruck: ewig blauer Himmel, weiße Alpenketten, blauer Bodensee, grüne Wälder, saubere Höfe und weiße Häuser? So fragten wir uns, als wir am Hafen von Lindau am Bodensee Abschied nehmend noch einmal nach den Bergketten zurückschauten, durch deren höchste Täler wir von Salzburg bis Bregenz acht Tage lang gefahren waren. Jeder von uns „kannte" die Alpen, wie er behauptete — und jeder gestand auf dem Heimweg ein, nichts von ihnen gewußt zu haben, denn wir alle wußten nur um die eine Seite: sorglose Ferien und Wandertage über fattgrüne Almen, Kletterpartien, Gipfelrausch, Skihüttenbetrieb im Winter. Die andere Seite, den harten und unerbittlichen Kampf der Bergbauern um die Behauptung des Bodens: davon wußten wir ebenso wenig wie 99 Prozent aller Alpenfahrer: nichts, wirklich nichts!

Es liegt eine erschütternde Tragik in der Tatsache beschlossen, daß die beiden Gaue Salzburg und Tirol, die gemeinsam die Landesbauernschaft Alpenland bilden, die unstreitig schönsten deutschen Gaue sind, aber nirgendwo in Großdeutschland die Lebensbedingungen und der Existenzkampf der Bauern so unmenschlich hart sind wie gerade hier, wo die Natur verschwenderisch Schönheit an Schönheit gereiht hat. Wir werden nicht mehr in Zukunft Felder in über 1000 Meter Höhe an Steilhängen als Selbstverständlichkeit hinnehmen. Können wir noch Gerölltrümmerhalde quer durch den schützenden Bannwald in grüne Wiesen im Tal längs der Wildbäche nur als romantisch und wild empfinden? Bleibt der Bauer, der gebeugten Rückens eine Last Heu Schritt um Schritt auf den Bergwegen aufwärts zu seinem Hof schleppt, nur ein willkommenes Fotoobjekt?

Der Bergbauer lebt in erster Linie von der Almwirtschaft. Wir finden in ganz Deutschland kaum zum zweiten Mal eine derartig einseitige Wirtschaftsmethode. An den steilen Hängen können Aecker wie Wiesen nur mit der Hand bestellt, d. h. gehängt, behackt und abgeerntet werden. Viele hundert Höfe hängen mit ihrer Viehwirtschaft im Winter davon ab, ob es gelingt, das verstreut zwischen den höchsten Felspartien jenseits der Baumzone wachsende Gras noch heimzubringen. Angeseilt und mit Kletterreisen bewaffnet besteigen die Bergbauern diese Höhen, mähen das Gras mit kurzer Sichel und bringen es angeseilt unter Verhältnissen zu Tal, die einzeln gefilmt für Großstädter einen Nervenkitzel abgeben würden.

Diese von der Natur bedingte Wirtschaftsmethode bringt die Nachteile mit sich: Einseitige Ernährung, Mangel an Stalldünger infolge der Almwirtschaft, Nichtausnutzung der Milchproduktion durch die Markkerne. Das an sich durch die Freiweide sehr widerstandsfähige und gesunde Vieh erreicht niemals als Schlachtvieh gutes Gewicht, weil es in den letzten Monaten bis zum Almauftrieb buchstäblich durchgehungert wird. Alles, was auf dem Berghauernhof an Arbeit geleistet werden muß, kann und wird nur mit der Hand getan. Diese an sich also schon wenig rentable Arbeit kann nur durch Menschen geleistet werden. Hieraus ergibt sich, die fast unlösbare Verstrickung: Das Teuerste, was wir heute besitzen, die menschliche Arbeitskraft, muß auf ein rein materiell-wirtschaftlich gesehen unrentabelstes Objekt eingesetzt werden. Da nun heute die Löhne im Alpenland mit die höchsten im Reiche sind angesichts der schweren Arbeit, scheint an diesem Widerspruch die Wirtschaftsgrundlage des gesamten Alpengebietes in Frage gestellt zu sein.

Niemals können wir in Großdeutschland jedoch zulassen, daß das Alpengebiet entvölkert wird, die Höhe aufgegeben, die Muren und Verwälder von Aeckern und Wiesen Besitz nehmen. Warum nicht? Zwei Gründe leuchten jedem von uns ein: 1. Diese Bergbauern halten seit Jahrtausenden durch ihren Existenzkampf mit den Naturgewalten, der Jahr um Jahr aufs neue ausgetragen wird, den deutschen Alpenboden und damit die Herrschaft über die lebensnotwendigsten und wichtigsten Gebirgspässe dieser einzigartigen Gebirgsfestung. 2. Die Bergbäuerinnen Salzburg und Tirol-Vorarlberg stellen mit den höchsten Geburtendurchschnitt in Deutschland. Sie schenken dem Reich jenen Geburtsüberschuß, vor allem aber eine in tausend Kämpfen seit unzähligen Generationen mit den Naturgewalten gehärtete Rasse, auf die wir niemals verzichten können.

Mistfahren, um die Wiesen zu düngen, das ist eine der schwersten Aufgaben der Bergbauern.

Alter Bauernhof in Pirtendorf, einem der Mittelpunkte der Pinzgauer Pferdezucht, der mit seinen reichen Schnitzereien aus dem 17. Jahrh. stammt, aufwärts zu schleppen. (Fotos: Dr. Vogel.)

Eines der vielen alten Holzschneidewerke an den reißenden Gebirgsbächen.

Vor uns liegt eine Erhebung der Landesbauernschaft in Vorarlberg über den Kinderreichtum von tausend Betrieben. Auf den Hof entfielen im Durchschnitt 4,4 Kinder. Und merkwürdig: Je höher diese Höhe lagen, je schwieriger also der Existenzkampf war, je mehr der Hof Menschen brauchte, um sich zu behaupten, desto höher die Kinderzahl! Bei 38 Betrieben in über 1200 Meter Höhe betrug der Durchschnitt 6,44 Kinder pro Hof, bei 75 Betrieben zwischen 1000 und 1200 Meter Höhe 6,11 Kinder und bei der großen Masse von 622 Betrieben zwischen 400 und 600 Meter Höhe, also bei Talbauern, waren es immer noch 5,29 Kinder in der vorangegangenen Generation.

Wohin wir auch immer kamen, immer wieder begegneten wir Männern, die mit Energie und Erfolg bemüht waren, die Existenzgrundlage der Bergbauern auf eine sichere Basis zu stellen. Die Landesbauernschaft Alpenland hat mit den ihr zur Verfügung stehenden mehr als bescheidenen Mitteln getan, was getan werden kann, um vor allem menschliche Arbeitskraft zu sparen. Wir sahen mehr als einmal heute schon in besonders steil abfallenden Seitentälern ganze Gruppen von Weilern durch Seilbahnen mit dem Tal bzw. dem gegenüberliegenden Hang und den dort liegenden Feldern verbunden. Hier nur ein Beispiel: Der Bürgermeister von Zellrain, Pionier auf diesem Gebiete sagt: „Die Seilbahn kann an einem Tag einen Waggon Düngemittel, Mehl usw. 400 Meter hinauf von der Straße in unsere Höfe schaffen. Bevor wir sie bauten, mußte ein Kuhgespann einen ganzen Winter hindurch die gleiche Arbeit vollbringen." Die Erfolge sind einleuchtend genug. Die Bauern können den Dung auf die Wiesen schaffen. Sie sparen Zeit und Arbeit. Der Ertrag pro Hektar hebt sich. Das Vieh gibt mehr Milch, setzt Fleisch an. Die Ernährung hebt sich. Die Erlöse steigen.

Die Bestrebungen der Landesbauernschaft gehen neben dem Einbau von Seilbahnen, den Zuschüssen für Silos, der Ermunterung zur Güllewirtschaft aber vor allem dahin, durch den Bau von Güterwegen den Kampf gegen die Verwurzelung durch die Regulierung der Wildbäche den Bergbauern nicht nur den notwendigen Nebenverdienst zu geben, sondern auch ihre Verkehrslage und damit ihre Dienstmöglichkeit zu heben. Wird dieser Kampf gegen die Wildbachverwüstungen, gegen die Lawineneinbrüche nicht geführt, dann muß im Laufe von Generationen das Los der Alpenwirtschaft besiegelt sein, gehen Hunderttausende von Hektar Wald, Wiese und Acker verloren. Die stärkste Erkenntnis aber, die uns die Fahrt durch das Alpenland vermittelte, war diese: Wenn schon ein Geschlecht zäher und härter Menschen, das beste, was Deutschland überhaupt an Menschen mit aufzuweisen hat, diesen immerwährenden Kampf um deutschen Boden, um die Pässe für das Gesamtvolk führt, wenn diese Menschen den höchsten Geburtenüberschuß aufzuweisen haben und damit der Stadt noch den Nachwuchs gratis aufzuziehen, dann hat das Gesamtvolk nichts weiter als die verdammte Pflicht und Schuldigkeit, diesen grandiosen Kampf mit allen seinen reichen Mitteln zu unterstützen.

So wie dieser kleine Bergbauernjunge müssen tausend seinesgleichen schon in frühester Jugend an lernen, schwere Lasten auf dem Rücken bergaufwärts zu schleppen.

Technik schützt vor Gefahren der Arbeit

Die „denkende" Maschine

Der Lichtstrahl als Helfer — Psychologie gegen Unfall

Deutschland arbeitet heute so intensiv wie nie zuvor, und diese Arbeit ist notwendig, um die ungeheueren Aufgaben zu erfüllen, vor die uns der Wiederaufstieg Deutschlands zur Großmacht gestellt hat. Die verstärkte Anwendung von Maschinen, die zur Lösung der vor uns liegenden Aufgaben unbedingt erforderlich ist, stellt nun auch die Frage des Unfallschutzes für den an der Maschine arbeitenden Menschen in den Vordergrund. Für das nationalsozialistische Deutschland steht der Mensch und nicht die Maschine im Brennpunkt der Wirtschaft und damit auch des Arbeitsprozesses. Alle Mittel, die unsere Wissenschaft und eine auf höchste verfeinerte Technik zur Verfügung stellen können, werden daher jetzt zum Schutze des Arbeiters eingesetzt. Auf diesem Gebiet sind gerade in letzter Zeit einige sehr wesentliche Fortschritte erzielt worden, über die unser Artikel berichtet.

In den deutschen Fabrikhallen stehen jene riesigen Pressen, mit denen man heute die verschiedensten Formstücke anfertigt. Beispielsweise wird die Karosserie des Volkswagens mit Hilfe derartiger Pressen hergestellt. An diesen Maschinen, die ungeheure Kräfte entwickeln, ist der Schutz des daran arbeitenden Menschen ganz besonders wichtig, da bei der Art ihres Betriebes das kleinste Versehen, ja selbst eine leichtsinnige Handbewegung des Arbeiters für ihn die furchtbarsten Folgen haben kann. Deutscher Erfindergeist hat nun eine hundertprozentig wirksame Sicherung gegen jeden Unfall erdacht, die dabei von einer geradezu genialen Einfachheit ist. Der Arbeiter, der die Presse bedient, muß zu diesem Zweck zwei Knöpfe mit den Händen fassen, die so weit auseinanderliegen, daß ihre Bedienung nur mit einer Hand nicht möglich ist. Wenn nun ein Arbeiter irgendeinen Eingriff an der laufenden Presse vornehmen will, dann ist ihm das nur dadurch möglich, daß er einen der beiden Knöpfe loslässt. In diesem Augenblick aber setzt bereits eine durch das Loslassen des Knopfes ausgelöste Sicherung ein, und die „denkende" Maschine bleibt automatisch stehen.

Die Schranke aus Lichtstrahl

Die modernsten Erkenntnisse der technischen Physik werden jetzt bei den riesigen Schneidemaschinen angewandt. Gerade bei diesen sind Unfälle besonders häufig und leider auch meistens von sehr schweren Folgen begleitet — trotz aller Gitter und sonstigen Schutzmaßnahmen, die man bisher anwandte. Das neue Verfahren arbeitet folgendermaßen: Vor die riesigen Scheren der Maschine ist eine unsichtbare Schranke in Form eines Lichtstrahles gelegt, der auf eine lichtelektrische Zelle geworfen wird. Die Maschine arbeitet nun nur solange, wie der Weg dieses Lichtstrahles nicht unterbrochen wird. Kommt etwa der Arbeiter während seiner Tätigkeit an die unsichtbare Schranke und damit in die gefährliche Nähe der Scheren, dann wird der Lichtstrahl unterbrochen, dadurch wird ein elektrischer Stromstoß ausgelöst, der mit Hilfe eines Relais und entsprechender Uebertragungseinrichtungen ein sofortiges Stillstehen der Maschine bewirkt und damit jeden Unfall von vornherein unmöglich macht. Diese Anwendung eines Prinzips, das sich bei der Sicherung von Banktresoren usw. schon seit längerer Zeit ausgezeichnet bewährt hat, verdient vollste Beachtung und wird sich sicher sehr schnell weiter im technischen Unfallschutz durchsetzen.

Das sind einige besonders einprägsame Beispiele moderner Schutzmaßnahmen für den Arbeiter. Ein Gang durch irgendeine deutsche Fabrik von heute zeigt aber, daß neuerdings praktisch jede Maschine, die für den daran Arbeitenden irgendwie gefährlich werden kann, so eingerichtet ist, daß Unfälle von vornherein so gut wie unmöglich gemacht werden. Schon die äußere Formgebung der Maschinen beweist das: laufende Teile sind, soweit sich das nur irgend mit den technischen Notwendigkeiten vereinbaren läßt, abgedeckt und während des Betriebs der Maschine überhaupt unzugänglich. Andernfalls sind sie durch Gitter und sonstige Schutzvorrichtungen vor jedem Zugriff geschützt.

Der „Staubsauger" als Schutzmittel

Eine andere Gefahr, die nicht nur zu akuten Schädigungen des Arbeiters, sondern sogar zu gefährlichen Berufskrankheiten führen kann, ist die Entwicklung gesundheitsschädlicher Stoffe in Gas- oder Staubform. Beispielsweise bilden sich beim Löten schädliche Gase und Dämpfe, bei vielen industriellen Arbeitsprozessen wird Staub entwickelt usw. Als beste Sicherungsmaßnahme gegen derartige Schädigungen hat sich die Anlage von Absaugvorrichtungen bewährt. Man ordnet über jedem Arbeitsplatz eine Absaugkammer an, die an ein gemeinsames Absaugrohr angeschlossen ist und die die schädlichen Substanzen sehr rasch entfernt. Besonders beim Löten wird neuerdings mit Hilfe einer besonderen „Klima-Anlage" ein ständiger Strom frischer Luft in Kopfhöhe der Arbeiter geführt. Auf diese Weise ist dafür gesorgt, daß nur frische Luft eingeatmet wird und daß sich außerdem die schädlichen Lötdämpfe nicht in der Richtung auf den Arbeiter zu ausbreiten können; der Frischluftstrom wirkt sozusagen als unsichtbare Schutzschranke.

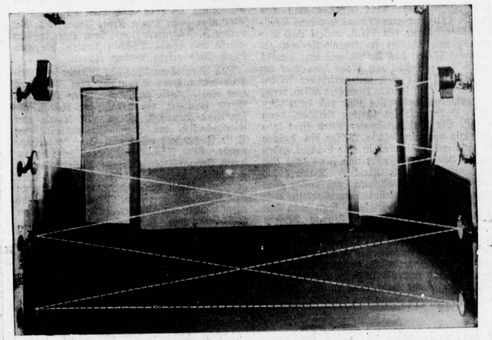
Es ist an dieser Stelle nicht möglich, all die teilweise außerordentlich komplizierten Sicherungen und Schutzmaßnahmen an Maschinen aufzuzählen, die in der deutschen Technik angewandt werden. Unsere kleine Auswahl möge genügen und zeigen, wie gerade die deutsche Technik mit allen Kräften bemüht ist, von sich aus alles zu tun, um die Gesundheit des deutschen Arbeiters zu schützen. Allerdings ist es nun auch notwendig, daß der Mensch wirklich stets von all diesen so raffiniert ausgeklügelten Vorsichtsmaßnahmen Gebrauch macht und sie nicht, wie das leider noch immer außerordentlich häufig vorkommt, wegen ihrer möglicherweise vorhandenen Unbequemlichkeit oder auch aus reinem Leichtsinn irgendwie umgeht. Was nützt die beste Schutzbrille, wenn sie der Schweißer bei der Arbeit nicht aufsetzt? Und solche Fälle sind leider gar nicht so selten . . .

Der „Unfall-Wiederholer"

Auch die Unfall-Psychologie hat sich daher in letzter Zeit zu einem besonderen Wissenschaftszweig entwickelt, der gerade für die moderne Technik von großer Bedeutung ist. Es hat sich nämlich gezeigt, daß es eine zahlenmäßig durchaus nicht kleine Gruppe von Menschen gibt, die man in der Psychologie „Wiederholer" nennt: es sind die „Pechvögel", die anscheinend vom Unglück geradezu verfolgt werden, denn sie sind immer wieder an Unfällen beteiligt, während die andere Gruppe — die „Glückspilze" — unter den gleichen Arbeitsbedingungen keine oder fast keine Unfälle erleiden. Verschiedene Untersuchungen der letzten Zeit haben diese Erkenntnis immer wieder bestätigt. So stellte man beispielsweise in einem großen Werk mit 6000 Arbeitern fest, daß 900 von ihnen „Wiederholer" waren: ihre Beteiligung an leichteren und auch an schweren, mit Arbeitsunfähigkeit verbundenen Unfällen betrug in beiden Fällen rund 60 Prozent! Unaufmerksamkeit, Eigenschaften wie Leichtsinn und mangelndes Verantwortungsbewußtsein verursachen zweifellos den größten Prozentsatz der Unfälle, die dem „Wiederholer" zustoßen. Daneben spielen natürlich auch andere Dinge, wie schlechte Stimmung, ungenügende Ausbildung oder körperliche Ungeeignetheit für eine bestimmte Arbeit, eine nicht zu unterschätzende Rolle.

Entscheidend bleibt nun die Frage, welche Folgerungen aus diesen neuen Erkenntnissen zu ziehen sind. Zunächst beweisen sie wieder einmal die große Bedeutung der modernen Eignungsprüfungen, mit deren Hilfe man wenigstens in gewissen Grenzen in der Lage ist, ungeeignete „Wechselbalg"-von Arbeiten auszuschließen, deren Ausübung für sie selbst und die Allgemeinheit eine Gefahr bedeuten würde. Ferner erweist es sich als notwendig, bei Menschen, die wiederholt an Unfällen beteiligt sind, die Frage zu prüfen, ob ungenügende Ausbildung und sonstige durch „Erziehung" beeinflußbare Faktoren vorliegen oder ob die angeborene, unveränderte Persönlichkeitsstruktur des Betreffenden so ist, daß bei ihm eine erhöhte „Unfallbereitschaft" vorhanden ist. Solche Menschen sind natürlich von gefährdenden Tätigkeiten auszuschließen und anderen Arbeiten zuzuführen. Die moderne Arbeitspsychologie verfügt heute über sehr gründliche Methoden, um derartige Fragen klären zu können.

Dr. H. Woltereck.



Unser Bild zeigt das Prinzip der „Lichtschranke", die jetzt nach den günstigen Erfahrungen, die man bisher bei Sicherungsanlagen dieser Art in Banktresoren usw. gemacht hat, auch zum Schutz des Arbeiters an der Maschine erfolgreich angewandt wird. Durch die in unserem Bild sichtbaren, in Wirklichkeit unsichtbaren Lichtstrahlen wird eine Schranke gebildet; wenn einer der Lichtstrahlen unterbrochen wird, erfolgt ein Stromstoß, dessen Wirkung mit Hilfe eines Relais ganz nach Wunsch ausgenützt werden kann. Bei der Sicherungsanlage an der Maschine bleibt diese stehen, wenn der Arbeiter seine Hand in die Bahn des Lichtstrahles bringt.

Kühle Blonde im heißen Afrika

Frische Molle in der Sahara — Der „Bierexpreß" fährt durch das Sandmeer

Der Fremde wird in den Oasen der unendlichen Sahara die Frage für einen Scherz halten, ob er ein kühles helles Bier wünsche. Wie in aller Welt soll bierfernab von Eisenbahnlinien und Asphaltstraßen, eine Bierquelle fließen, wo man schon glücklich sein muß, Wasser zu erhalten? Und doch muß man seit einiger Zeit von den Raststätten der Wüste — wenigstens so weit es sich um Tripolitanien und Cirenaica, den italienischen Teil der Sahara, handelt — tatsächlich nicht nur auf die gewohnte „Molle" verzichten, sondern auf Tripolis aus regelmäßig der „Bierexpreß" seine Fahrten durch das Sandmeer macht.

Nur eine einzige Bierbrauerei gibt es in Tripolis, und da die Braukunst von jeher besonders von Deutschen beherrscht wurde, ist der Besitzer dieser Brauerei ein Deutscher. Er kam auf die Idee, sich eine Anzahl von besonderen Lastwagen bauen zu lassen, um die Oasen der Sahara mit dem begehrten, erfrischenden Stoff zu versorgen. Schnell hat der Volksmund diesen beliebten Wüstenboten den Namen „Bierexpreß" verliehen, und an der Seitenwand der weißen Lastwagen prangt die Aufschrift „Auto-Treno Di Birra Nel Sahara". Ein einem Umfreis von 1500 Kilometern, in dem es fast keine Eisenbahnlinien gibt, begrüßt man den „Bierexpreß" gleich einem Sendboten des Himmels, denn die gewaltigen Fässer die er, von Eis umlagert, mit sich führt und so schnell wie möglich abtaut, helfen das Leben auf den gluterfüllten Vorposten der Wüste erträglicher machen.

Roger sind es, die den „Bierexpreß" durch das Sandmeer steuern und die Fässer, mit dem Produkt deutscher Braukunst gefüllt, zu den einzelnen Stationen rollen. Bei 45 Grad Hitze ist die frische Molle eine Erlösung von Qualen, und wenn der Ghibli, der sengende Sandsturm sein Spiel getrieben hat und, einem Fegefeuer gleich, den Körper austrocknete, dann laufen in Tripolis im Büro der Brauerei Dutzende von Fernesprächen aus der Saharaoase ein, in denen man um eine neue Expreß-Sendung Bier bittet. Und schon setzt sich Mohammed, der bewährte Wüstenchauffeur, im weißen Umhang ans Steuer seines riesigen Wagens und bringt das köstliche Naß zu den durstigen Kehlen.

In den Oasen darf niemand über den Durst trinken. Zu kostbar ist das vielbegehrte Bier und zu lange dauert es, bis der Bierexpreß erneut vorüberkommt. Man ist nicht kleinlich — auf ein paar Gläser mehr oder weniger kommt es nicht an. Aber wenn Mustapha, der eingeborene Telephonarbeiter, sich nach der Meinung des Wirtes genug hinter die Binde gegossen hat, dann bekommt er einen unmißverständlichen Wink, der ihm sagt, daß die Quelle für ihn geschlossen ist. Das hat den Vorteil, daß kein Karawanenführer und kein Reiseleiter über dem „kühlen Blonden" sein Reiseziel und seine Arbeit vergißt.

Manche Abenteuer muß der Bierexpreß überstehen. Bis er seine Rundereise abgeleistet hat, Bald versinkt er im Sandmeer und muß mühselig ausgegraben werden, bald streikt infolge eines Sandsturmes auf dem endlosen, nur durch Wagenspuren angedeuteten Straßenband der Motor. Aber Mohammed am Steuer ist allen Fährnissen gewachsen, und wenn es ganz schlimm kommt, dann greift er sich seufzend und lächelnd zugleich eine der vorsorglich neben den Fässern mitgenommenen Flaschen Bier, die dem Wüstenfahrer zur Labung dienen.

Ungehobene Schätze

Grönland, die unerschlossene Insel — „Dornröschenland" in der Arktis

Die von einer Geologenkommission unlängst festgestellte Möglichkeit großer schlummernder Erdölvorräte auf der Halbinsel Nugsuak in Grönland hat in der dänischen Oeffentlichkeit großes Aufsehen erregt. Die Stimmen mehren sich, die für eine planmäßige Erschließung der größten Insel der Erde, die heute immer noch eine Art von „Dornröschenland" ist, eintreten. Der Ruf „Oeffnet die Pforten Grönlands" ist heute lauter denn je geworden. denn das riesige arktische Land ist von einigen kleinen, nur dem Eigenbedarf dienenden Bergbaubetrieben abgesehen, künstlichen Bodenschätze überhaupt noch nicht gründlich erforscht, geschweige denn ausgebeutet worden.

Man stelle sich vor, daß auf einer Fläche, die mit über 2 Millionen Quadratkilometern die 6fache Ausdehnung des Mutterlandes Dänemark beträgt, noch nicht einmal 15 000 Menschen leben. Das hat natürlich seine besonderen Gründe. Einmal ist das größte geschlossene Landgebiet der Arktis heute zu 90 Prozent von einer Eismasse bedeckt, die stellenweise eine Mächtigkeit von 1000 Metern besitzt. Des weiteren gilt Grönland für den Europäer als ein „verbotenes Land". Das heißt, das Betreten der Insel durch Europäer ist von einer besonderen Erlaubnis der dänischen Regierung abhängig, die nur in seltenen Fällen erteilt wird. Diese Bestimmung gilt übrigens auch für dänische Staatsangehörige, und so kommt es, daß gegenwärtig auf ganz Grönland nur 250 Europäer, meist dänische Verwaltungsbeamte, leben.

Die dänische Regierung hat das Verbot jeglichen Zuzugs nach Grönland damit begründet, daß die primitive Eskimobevölkerung erst langsam und allmählich für das Zusammenleben mit Europäern erzogen werden müsse. Aus diesem Grunde befindet sich auch der gesamte Grönlandhandel, sowie die wenigen Bergbaubetriebe in staatlichen Händen. Die Einfuhr von Alkohol ist verboten. Die offiziellen Kreise stellten sich auf den Standpunkt, daß sich Grönland nur durch Errichtung von landwirtschaftlichen Siedlungen nicht eignen.

Man ist in jüngster Zeit geneigt, diese Meinung in Zweifel zu ziehen. Einmal deuten die Untersuchungen verschiedener geologischer Expeditionen auf das Vorhandensein zahlreicher Bodenschätze hin, und ferner hat es sich gezeigt, daß die Erschließung neuer Ackerbaugebiete in Südwest-Grönland durchaus im Bereich der Möglichkeit liegt. Freilich würde die Anlage derartiger Siedlungen gewaltige Kosten erfordern, wie sich auch eine Ausbeutung von Bodenschätzen erst in Jahrzehnten rentabel gestalten könnte, denn allein die notwendigen Anlagen und geologischen Vorarbeiten würden ungeheure Kosten verschlingen. Aber die wirtschaftliche Depression, insbesondere die Agrarkrise, unter der Dänemark in den letzten Jahren zu leiden hatte, hat den Bestrebungen, die ungehobenen Schätze des Dornröschenlandes Grönland zu heben, mehr und mehr Auftrieb verliehen. Durch die Entdeckung der Erdölfelder, die Grönland mit einem Schlage in ein „zweites Texas" verwandeln könnte, ist das ganze Problem mit einem Schlage aktuell geworden.

Die gegenwärtigen Einwohner der größten Insel der Welt, die Eskimos, beschränken sich daraus, vom Seehund zu leben, der ihnen alles Notwendige, Heizung, Nahrung, Kleidung und Beleuchtung liefert. Sie stimmern sich nicht im Marmor, Gold, Kohlen und Erdöl, sondern leben, beschirmt von den Schranken, die europäischer Zivilisation den Zutritt verwehren, nicht anders als vor Jahrhunderten.

Die Pioniere der Alpen

Bergbauern, wie sie der Tourist nicht kennt

Von unserem Sonderberichterstatter Dr. Rudolf Vogel

Sah dieses Bild nicht aus wie eine jener berühmten Kitschpostkarten in Buntdruck: ewig blauer Himmel, weiße Alpenketten, blauer Bodensee, grüne Wälder, saubere Höfe und weiße Häuser? So fragten wir uns, als wir an Hafen von Lindau am Bodensee Abschied nehmend noch einmal nach den Berakketten zurückschauten, durch deren höchste Täler wir von Salzburg bis Bregenz acht Tage lang gefahren waren. Jeder von uns „kannte" die Alpen, wie er behauptete — und jeder gestand auf dem Heimweg ein, nichts von ihnen gewußt zu haben, denn wir alle wußten nur um die eine Seite: loralose Ferien und Wandertage über saftgrüne Almen, Kletterpartien, Gipfelrausch, Schihüttenbetrieb im Winter. Die andere Seite, den harten und unerbittlichen Kampf der Bergbauern um die Behauptung des Bodens: davon wußten wir ebenso wenig wie 99 Prozent aller Alpenfahrer: nichts, wirklich nichts!

Es liegt eine erschütternde Tragik in der Tatsache beschlossen, daß die beiden Gaue Salzburg und Tirol, die gemeinsam die Landesbauernschaft Alpenland bilden, die unstreitig schönsten deutschen Gaue sind, aber nirgendwo in Großdeutschland die Lebensbedingungen und der Existenzkampf der Bauern so unmenschlich hart sind wie gerade hier, wo die Natur verschwenderisch Schönheit an Schönheit gereiht hat. Wir werden nicht mehr in Zukunft Felder in über 1000 Meter Höhe an Steilhängen als Selbstverständlichkeit hinnehmen. Können wir noch Geröllsteinbrüche quer durch den schönsten Bannwald in steile Wiesen im Tal sängs der Wildbäche nur als romantisch und wild empfinden? Bleibt der Bauer, der gebeugten Rückens eine Last Heu Schritt um Schritt auf den Bergwagen aufwärts zu seinem Hof schleppt, nur ein willkommenes Fotoobjekt?

Der Bergbauer lebt in erster Linie von der Almwirtschaft. Wir finden in ganz Deutschland kaum zum zweiten Mal eine derartig einseitige Wirtschaftsmethode. An den steilen Hängen können Aecker wie Wiesen nur mit der Hand bestellt, d. h. gedüngt, behackt und abgeerntet werden. Viele hundert Höfe hängen mit ihrer Viehwirtschaft im Winter davon ab, ob es gelingt, das verstreut zwischen den höchsten Felspartien jenseits der Baumzone wachsende Gras noch heimzubringen. Angeseilt und mit Klettereisen bewaffnet besteigen die Bergbauern diese Höhen, mähen das Gras mit kurzer Sichel und bringen es angeseilt unter Verhältnissen zu Tal, die einzeln gefilmt für Großstädter einen Nervenkitzel abgeben würden.

Diese von der Natur bedingte Wirtschaftsmethode bringt die Nachteile mit sich: Einseitige Ernährung, Mangel an Stalldünger infolge der Almwirtschaft, Nichtausnutzung der Milchproduktion durch die Marktferne. Das an sich durch die Freiweide sehr widerstandsfähige und gesunde Vieh erreicht niemals als Schlachtvieh gutes Gewicht, weil es in den letzten Monaten bis zum Almauftrieb buchstäblich durchgehungert wird. Alles, was auf dem Bergbauernhof an Arbeit geleistet werden muß, kann und wird nur mit der Hand getan. Diese an sich also schon wenig rentable Arbeit kann nur durch Menschen geleistet werden. Hieraus ergibt sich, die fast unlösbare Verstrickung: Das Teuerste, was wir heute besitzen, die menschliche Arbeitskraft, muß auf ein rein materiell-wirtschaftlich gesehen unrentabelstes Objekt eingesetzt werden. Da nun heute die Löhne im Alpenland mit die höchsten im Reiche sind angesichts der schweren Arbeit, scheint an diesem Widerspruch die Wirtschaftsgrundlage des gesamten Alpengebietes in Frage gestellt zu sein.

Niemals können wir in Großdeutschland jedoch zulassen, daß das Alpengebiet entvölkert wird, die Höhe aufgegeben, die Muren und Bergwälder von Aeckern und Wiesen Besitz nehmen. Warum nicht? Zwei Gründe leuchten jedem von uns ein: 1. Diese Bergbauern halten seit Jahrtausenden durch ihren Existenzkampf mit den Naturgewalten, der Jahr um Jahr aufs neue ausgetragen wird, den deutschen Alpenboden und damit die Herrschaft über die lebensnotwendigen und wichtigsten Gebirgspässe dieser einzigartigen Gebirgsfestung. 2. Die Bergbauernrasse Salzburg und Tirol-Vorarlberg stellen mit den höchsten Geburtenüberschuß in Deutschland. Sie schenken dem Reich jenen Geburtsüberschuß, vor allem aber eine in tausend Kämpfen seit unzähligen Generationen mit den Naturgewalten gehärtete Rasse, auf die wir niemals verzichten können.

Mistfahren, um die Wiesen zu düngen, das ist eine der schwersten Aufgaben der Bergbauern.

Alter Bauernhof in Pirtendorf, einem der Mittelpunkte der Pinzgauer Pferdezucht, der mit seinen reichen Schnitzereien aus dem 17. Jahrh. stammt, aufwärts zu schleppen. (Fotos: Dr. Vogel.)

Eines der vielen alten Holzschneidewerke an den reißenden Gebirgsbächen.

Mit den Mitteln der Wildbachverbauung und der Regulierung der Wildbäche den Bergbauern nicht nur den notwendigen Nebenverdienst zu geben, sondern auch ihre Verkehrslage und damit ihre Verdienstmöglichkeit zu heben. Wird dieser Kampf gegen die Wildbachverwüstungen, gegen die Lawinenabbrüche nicht geführt, kann muß im Laufe von Generationen das Los der Alpenwirtschaft besiegelt sein, gehen Hunderttausende von Hektar Wald, Wiese und Acker verloren. Die stärkste Erkenntnis aber, die uns die Fahrt durch das Alpenland vermittelte, war diese: Wenn schon ein Geschlecht zäher und harter Menschen, das beste, was Deutschland überhaupt an Menschen mit aufzuweisen hat, diesen immerwährenden Kampf um deutschen Boden, um die Pässe für das Gesamtvolk führt, wenn diese Menschen den höchsten Geburtenüberschuß aufzuweisen haben und damit der Stadt noch den Nachwuchs gratis aufziehen, dann hat das Gesamtvolk nichts weiter als die verdammte Pflicht und Schuldigkeit, diesen grandiosen Kampf mit allen seinen reichen Mitteln zu unterstützen.

So wie dieser kleine Bergbauernjunge müssen tausend seinesgleichen von frühester Jugend an lernen, schwere Lasten auf dem Rücken bergaufwärts zu schleppen.

Technik schützt vor Gefahren der Arbeit

Die „denkende" Maschine

Der Lichtstrahl als Helfer — Psychologie gegen Unfall

Deutschland arbeitet heute so intensiv wie nie zuvor, und diese Arbeit ist notwendig, um die ungeheuren Aufgaben zu erfüllen, vor die uns der Wiederaufstieg Deutschlands zur Großmacht gestellt hat. Die verstärkte Anwendung von Maschinen, die zur Lösung der vor uns liegenden Aufgaben unbedingt erforderlich ist, stellt nun auch die Frage des Unfallschutzes für den an der Maschine arbeitenden Menschen in den Vordergrund. Für das nationalsozialistische Deutschland steht der Mensch und nicht die Maschine im Brennpunkt der Wirtschaft und damit auch des Arbeitsprozesses. Alle Mittel, die unsere Wissenschaft und eine aufs höchste verfeinerte Technik zur Verfügung stellen können, werden daher jetzt zum Schutze des Arbeiters eingesetzt. Auf diesem Gebiet sind gerade in letzter Zeit einige sehr wesentliche Fortschritte erzielt worden, über die unser Artikel berichtet.

In den deutschen Fabrikhallen stehen jene riesigen Pressen, mit denen man heute die verschiedensten Formstücke anfertigt. Beispielsweise wird die Karosserie des Volkswagens mit Hilfe derartiger Pressen hergestellt. An diesen Maschinen, die ungeheure Kräfte entwickeln, ist der Schutz des daran arbeitenden Menschen ganz besonders wichtig, da bei der Art ihres Betriebes das kleinste Versehen, ja selbst eine leichtsinnige Handbewegung des Arbeiters für ihn die furchtbarsten Folgen haben kann. Deutscher Erfindergeist hat nun eine hundertprozentig wirksame Sicherung gegen jeden Unfall erdacht, die dabei von einer geradezu genialen Einfachheit ist. Der Arbeiter, der die Presse bedient, muß zu diesem Zweck zwei Knöpfe mit den Händen fassen, die so weit auseinanderliegen, daß ihre Bedienung nur mit einer Hand nicht möglich ist. Wenn nun ein Arbeiter irgendeinen Eingriff an der laufenden Presse vornehmen will, dann ist ihm das nur dadurch möglich, daß er einen der beiden Knöpfe losläßt. In diesem Augenblick aber setzt bereits eine durch das Loslassen des Knopfes ausgelöste Sicherung ein, und die „denkende" Maschine bleibt automatisch stehen.

Die Schranke aus Lichtstrahl

Die modernsten Erkenntnisse der technischen Physik werden jetzt bei den riesigen Schneidemaschinen angewandt. Gerade bei diesen sind Unfälle besonders häufig und leider auch meistens von sehr schweren Folgen begleitet — trotz aller Gitter und sonstigen Schutzmaßnahmen, die man bisher anwandte. Das neue Verfahren arbeitet folgendermaßen: Vor die riesigen Scheren der Maschine ist eine unsichtbare Schranke in Form eines Lichtstrahles gelegt, der auf eine lichtelektrische Zelle geworfen wird. Die Maschine arbeitet nun nur solange, wie der Weg dieses Lichtstrahles nicht unterbrochen wird. Kommt etwa der Arbeiter während seiner Tätigkeit an die unsichtbare Schranke und damit in die gefährliche Nähe der Scheren, dann wird der Lichtstrahl unterbrochen, dadurch wird ein elektrischer Stromstoß ausgelöst, der mit Hilfe eines Relais und entsprechender Uebertragungseinrichtungen ein sofortiges Stillstehen der Maschine bewirkt und damit jeden Unfall von vornherein unmöglich macht. Diese Anwendung eines Prinzips, das sich bei der Sicherung von Banktresoren usw. schon seit längerer Zeit ausgezeichnet bewährt hat, verdient vollste Beachtung und wird sich sicher sehr schnell weiter im technischen Unfallschutz durchsetzen.

Das sind einige besonders einprägsame Beispiele moderner Schutzmaßnahmen für den Arbeiter. Ein Gang durch irgendeine deutsche Fabrik von heute zeigt aber, daß neuerdings praktisch jede Maschine, die für den darum arbeitenden irgendwie gefährlich werden kann, so eingerichtet ist, daß Unfälle von vornherein so gut wie unmöglich gemacht werden. Schon die äußere Formgebung der Maschinen beweist das: laufende Teile sind, soweit sich das nur irgend mit den technischen Notwendigkeiten vereinbaren läßt, abgedeckt und während des Betriebs der Maschine überhaupt unzugänglich. Andernfalls sind sie durch Gitter und sonstige Schutzvorrichtungen vor jedem Zugriff geschützt.

Der „Staubsauger" als Schutzmittel

Eine andere Gefahr, die nicht nur zu akuten Schädigungen des Arbeiters, sondern sogar zu gefährlichen Berufskrankheiten führen kann, ist die Entwicklung gesundheitsschädlicher Stoffe in Gas- oder Staubform. Beispielsweise bilden sich beim Löten schädliche Gase und Dämpfe, bei vielen industriellen Arbeitsprozessen wird Staub entwickelt usw. Als beste Sicherungsmaßnahme gegen derartige Schädigungen hat sich die Anlage von Absaugvorrichtungen bewährt. Man ordnet über jedem Arbeitsplatz eine Absaugkammer an, die an ein gemeinsames Abzugsrohr angeschlossen ist und die schädlichen Stoffstangen sehr rasch entfernt. Besonders beim Löten wird neuerdings mit Hilfe einer besonderen „Klima-Anlage" ein ständiger Strom frischer Luft in Kopfhöhe der Arbeiter vorbeigeführt. Auf diese Weise ist dafür gesorgt, daß nur frische Luft eingeatmet wird und daß sich außerdem die schädlichen Lötdämpfe nicht in der Richtung auf den Arbeiter zu ausbreiten können; der Frischluftstrom wirkt sozusagen als unsichtbare Schutzschranke.

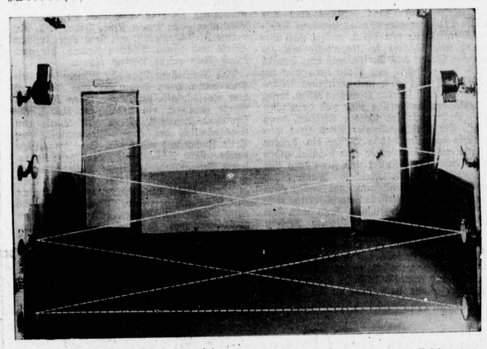
Es ist an dieser Stelle nicht möglich, all die teilweise außerordentlich komplizierten Sicherungen und Schutzmaßnahmen an Maschinen aufzuzählen, die in der deutschen Technik angewandt werden. Unsere kleine Auswahl möge genügen und zeigen, wie gerade die deutsche Technik mit allen Kräften bemüht ist, von sich aus alles zu tun, um die Gesundheit des deutschen Arbeiters zu schützen. Allerdings ist es nun auch notwendig, daß der Mensch wirklich stets von all diesen so raffiniert ausgeklügelten Vorsichtsmaßnahmen Gebrauch macht und sie nicht, wie das leider noch immer außerordentlich häufig vorkommt, wegen ihrer möglicherweise vorhandenen Unbequemlichkeit oder auch aus reinem Leichtsinn irgendwie umgeht. Was nützt die beste Schutzvorrichtung, wenn sie der Schweißer bei der Arbeit nicht aufsetzt? Und solche Fälle sind leider gar nicht so selten . . .

Der „Unfall-Wiederholer"

Auch die Unfall-Psychologie hat sich daher in letzter Zeit zu einem besonderen Wissenschaftszweig entwickelt, der gerade für die moderne Technik von großer Bedeutung ist. Es hat sich nämlich gezeigt, daß es eine zahlenmäßig durchaus nicht kleine Gruppe von Menschen gibt, die man in der Psychologie „Wiederholer" nennt: es sind die „Pechvögel", die anscheinend vom Unglück geradezu verfolgt werden, denn sie sind immer wieder an Unfällen beteiligt, während die andere Gruppe — die „Glückspilze" — unter den gleichen Arbeitsbedingungen keine oder fast keine Unfälle erleiden. Verschiedene Untersuchungen der letzten Zeit haben diese Erkenntnis immer wieder bestätigt. So stellte man beispielsweise in einem großen Werk mit 6000 Arbeitern fest, daß 900 von ihnen „Wiederholer" waren; ihre Beteiligung an leichteren und auch an schweren, mit Arbeitsunfähigkeit verbundenen Unfällen betrug in beiden Fällen rund 60 Prozent! Unsinnige Eigenschaften wie Leichtsinn und mangelndes Verantwortungsbewußtsein verursachen zweifellos den größten Prozentsatz der Unfälle, die dem „Wiederholer" zustoßen. Daneben spielen natürlich auch andere Dinge, wie schlechte Stimmung, ungenügende Ausbildung oder körperliche Ungeeignetheit für eine bestimmte Arbeit, eine nicht zu unterschätzende Rolle.

Entscheidend bleibt nun die Frage, welche Folgerungen aus diesen neuen Erkenntnissen zu ziehen sind. Zunächst beweisen sie wieder einmal die große Bedeutung der modernen Eignungsprüfungen, mit deren Hilfe man wenigstens in gewissen Grenzen in der Lage ist, ungeeignete „Pechvögel" von Arbeiten auszuschließen, deren Ausübung für sie selbst und die Allgemeinheit eine Gefahr bedeuten würde. Ferner erweist es sich als notwendig, bei Menschen, die wiederholt an Unfällen beteiligt sind, die Frage zu prüfen, ob ungenügende Ausbildung und sonstige durch „Erziehung" beeinflußbare Faktoren vorliegen oder ob die angeborene, unveränderte Persönlichkeitsstruktur des Betreffenden so ist, daß bei ihm eine erhöhte „Unfallbereitschaft" vorhanden ist. Solche Menschen sind natürlich von gefahrbringenden Tätigkeiten auszuschließen und anderen Arbeiten zuzuführen. Die moderne Arbeitspsychologie verfügt heute über sehr gründliche Methoden, um derartige Fragen klären zu können.

Dr. H. Woltereck.



Unser Bild zeigt das Prinzip der „Lichtschranke", die jetzt nach den günstigen Erfahrungen, die man bisher bei Sicherungsanlagen dieser Art in Banktressoren usw. gemacht hat, auch zum Schutz des Arbeiters an der Maschine erfolgreich angewandt wird. Durch die in unserem Bild sichtbaren, in Wirklichkeit unsichtbaren Lichtstrahlen wird eine Schranke gebildet; wenn einer der Lichtstrahlen unterbrochen wird, erfolgt ein Stromstoß, dessen Wirkung mit Hilfe eines Relais ganz nach Wunsch ausgenützt werden kann. Bei der Sicherungsanlage an der Maschine bleibt diese stehen, wenn der Arbeiter seine Hand in die Bahn des Lichtstrahles bringt.

Kühle Blonde im heißen Afrika

Frische Molle in der Sahara — Der „Bierexpreß" fährt durch das Sandmeer

Der Fremde wird in den Oasen der unendlichen Sahara die Frage für einen Scherz halten, ob er ein kühles helles Bier wünsche. Wie in aller Welt soll hier, fernab von Eisenbahnlinien und Asphaltstraßen, eine Bierquelle fließen, wo man schon glücklich ist, wenn man weiß, Wasser zu erhalten? Und doch muß man seit einiger Zeit an den Raststätten der Wüste — wenigstens so weit es sich um Tripolitanien und Cirenaica, den italienischen Teil der Sahara, handelt — tatsächlich nicht selten auf die gewohnte „Molle" verzichten, seit von Tripolis aus regelmäßig der „Bierexpreß" seine Fahrten durch das Sandmeer macht.

Nur eine einzige Bierbrauerei gibt es in Tripolis, und da die Braukunst von jeher besonders von Deutschen beherrscht wurde, ist der Besitzer dieser Brauerei ein Deutscher. Er kam auf die Idee, sich eine Anzahl von besonderen Lastwagen bauen zu lassen, um die Oasen der Sahara mit dem begehrten, erfrischenden Stoff zu versorgen. Schnell hat der Volksmund diesen beliebten Wüstenauto den Namen „Bierexpreß" verliehen, und an der Seitenwand der weißen Lastwagen prangt die Aufschrift „Auto-Treno Di Birra Nel Sahara". In einem Umkreis von 1500 Kilometern, in dem es fast keine Eisenbahnlinien gibt, begrüßt man den „Bierexpreß" gleich einem Sendboten des Himmels, denn die gewaltigen Fässer, die er, von Eis umlagert, mit sich führt und so schnell wie möglich abfährt, helfen das Leben auf den gluterfüllten Vorposten der Wüste erträglicher machen.

Roger sind es, die den „Bierexpreß" durch das Sandmeer steuern und die Fässer, mit dem Produkt deutscher Braukunst gefüllt, zu den einzelnen Stationen rollen. Bei 45 Grad Hitze ist die frische Molle eine Erlösung von Qualen, und wenn der Ghibli, der sengende Sandsturm sein Spiel getrieben hat und, einem Fegefeuer gleich, den Körper austrocknete, dann laufen in Tripolis im Büro der Brauerei Dutzende von Fernsprechern auf der Sahara ein, in denen man um eine neue Expreß-Sendung Bier bittet. Und schon setzt sich Mohammed, der bewährte Wüstenchauffeur, im weißen Umhang ans Steuer seines riesigen Wagens und bringt das köstliche Naß zu den durstigen Kehlen.

In den Oasen darf niemand über den Durst trinken. Zu kostbar ist das vielbegehrte Bier und zu lange dauert es, bis der Bierexpreß erneut vorüberkommt. Man ist nicht kleinlich — auf ein paar Gläser mehr oder weniger kommt es nicht an. Aber wenn Mustapha, der eingeborene Telephonarbeiter, sich nach der Meinung des Wirtes genug hinter die Binde gegossen hat, dann bekommt er einen unmißverständlichen Wink, der ihm sagt, daß die Quelle für ihn geschlossen ist. Das hat den Vorteil, daß kein Karawanenführer und kein Reisender über dem „kühlen Blonden" sein Reiseziel und seine Arbeit vergißt.

Manche Abenteuer muß der Bierexpreß überstehen, bis er seine Rundreise abschließen hat. Bald verflucht er im Sandmeer und muß mühselig ausgegraben werden, bald streikt infolge eines Sandsturmes auf dem endlosen, nur durch Wagenspuren angedeuteten Straßenband der Motor. Aber Mohammed und sein Steuer ist allen Fährnissen gewachsen, und wenn es ganz schlimm kommt, dann greift er sich seufzend des Wagens und bringt das köstliche Naß zu den durstigen Kehlen.

In den Oasen darf niemand über den Durst trinken. Zu kostbar ist das vielbegehrte Bier und zu lange dauert es, bis der Bierexpreß erneut vorüberkommt. Man ist nicht kleinlich — auf ein paar Gläser mehr oder weniger kommt es nicht an. Aber wenn Mustapha, der eingeborene Telephonarbeiter, sich nach der Meinung des Wirtes genug hinter die Binde gegossen hat, dann bekommt er einen unmißverständlichen Wink, der ihm sagt, daß die Quelle für ihn geschlossen ist. Das hat den Vorteil, daß kein Karawanenführer und kein Reisender über dem „kühlen Blonden" sein Reiseziel und seine Arbeit vergißt.

Manche Abenteuer muß der Bierexpreß überstehen, bis er seine Rundreise abschließen hat. Bald verflucht er im Sandmeer und muß mühselig ausgegraben werden, bald streikt infolge eines Sandsturmes auf dem endlosen, nur durch Wagenspuren angedeuteten Straßenband der Motor. Aber Mohammed und sein Steuer ist allen Fährnissen gewachsen, und wenn es ganz schlimm kommt, dann greift er sich seufzend des Wagens und bringt das köstliche Naß zu den durstigen Kehlen.

In den Oasen darf niemand über den Durst trinken. Zu kostbar ist das vielbegehrte Bier und zu lange dauert es, bis der Bierexpreß erneut vorüberkommt. Man ist nicht kleinlich — auf ein paar Gläser mehr oder weniger kommt es nicht an. Aber wenn Mustapha, der eingeborene Telephonarbeiter, sich nach der Meinung des Wirtes genug hinter die Binde gegossen hat, dann bekommt er einen unmißverständlichen Wink, der ihm sagt, daß die Quelle für ihn geschlossen ist. Das hat den Vorteil, daß kein Karawanenführer und kein Reisender über dem „kühlen Blonden" sein Reiseziel und seine Arbeit vergißt.

Ungehobene Schätze

Grönland, die unerschlossene Insel — „Dornröschenland" in der Arktis

Die von einer Geologenkommission unlängst festgestellte Möglichkeit großer schlummernder Erdölvorräte auf der Halbinsel Nugssuat in Grönland hat in der dänischen Oeffentlichkeit großes Aufsehen erregt. Die Stimmen mehren sich, die für eine planmäßige Erschließung der größten Insel der Erde, die heute immer noch eine Art von „Dornröschenland" ist, eintreten. Der Ruf „Oeffnet die Pforten Grönlands" ist heute lauter denn je geworden, denn das riesige arktische Land ist von einigen kleinen, nur dem Eigenbedarf dienenden Bergbaubetrieben abgesehen, hinsichtlich seiner Bodenschätze überhaupt noch nicht gründlich erforscht, geschweige denn ausgebeutet worden.

Man stelle sich vor, daß auf einer Fläche, die mit über 2 Millionen Quadratkilometern die 6fache Ausdehnung des Mutterlandes Dänemark besitzt, noch nicht einmal 15 000 Menschen leben. Das hat natürlich seine besonderen Gründe. Einmal ist das arktische geschlossene Landgebiet der Arktis beinahe zu 90 Prozent von einer Eismasse bedeckt, die stellenweise eine Mächtigkeit von 1000 Metern besitzt. Des weiteren gilt Grönland für den Europäer als ein „verbotenes Land". Das heißt, das Betreten der Insel durch Europäer ist von einer besonderen Erlaubnis der dänischen Regierung abhängig, die nur in seltenen Fällen erteilt wird. Diese Bestimmung gilt übrigens auch für dänische Staatsangehörige, und so kommt es, daß gegenwärtig auf ganz Grönland nur 250 Europäer, meist dänische Verwaltungsbeamte, leben.

Die dänische Regierung hat das Verbot jeglichen Zuzugs nach Grönland damit begründet, daß die primitive Eskimobevölkerung erst langsam und allmählich für das Zusammenleben mit Europäern erzogen werden müsse. Aus diesem Grunde befindet sich auch der gesamte Grönlandhandel, sowie die wenigen Bergbaubetriebe in staatlichen Händen. Die Einfuhr von Alkohol ist verboten. Die offiziellen Kreise stellten sich auf den Standpunkt, daß sich Grönland nur durch Einführung von landwirtschaftlichen Siedlungen nicht eigne.

Man ist in jüngster Zeit geneigt, diese Meinung in Zweifel zu ziehen. Einmal deuten die Untersuchungen verschiedener geologischer Expeditionen auf das Vorhandensein zahlreicher Bodenschätze hin, und ferner hat es sich gezeigt, daß die Erschließung neuer Ackerbaugebiete in Südwest-Grönland durchaus im Bereich der Möglichkeit liegt. Freilich würde die Anlage derartiger Siedlungen gewaltige Kosten erfordern, wie sich auch eine Ausbeutung von Bodenschätzen erst in Jahrzehnten rentabel gestalten könnte, denn allein die notwendigen Anlagen und geologischen Vorarbeiten würden ungeheure Kosten verschlingen. Aber die wirtschaftliche Depression, insbesondere die Agrarkrise, unter der Dänemark in den letzten Jahren zu leiden hatte, hat den Bestrebungen, die ungehobenen Schätze des Dornröschenlandes Grönland zu heben, mehr und mehr Auftrieb verliehen. Durch die Entdeckung der Erdölager, die Grönland mit einem Schlage in ein „zweites Texas" verwandeln könnte, ist das ganze Problem mit einem Schlage aktuell geworden.

Die gegenwärtigen Einwohner der größten Insel der Welt, die Eskimos, beschränken sich darauf, vom Seehund zu leben, der ihnen alles Notwendige, Heizung, Nahrung, Kleidung und Beleuchtung liefert. Sie stimmern sich nicht um Marmor, Gold, Kohle, und Erdöl, sondern leben, beschirmt von den Schranken, die europäischer Zivilisation den Zutritt verwehren, nicht anders als vor Jahrhunderten.

Welt der Frau

Verpflegung im Wochenende

Das schmeckt und macht keine Umstände!

Wochenende — das heißt auch Sonntag. Und Sonntag — das heißt auch gutes Essen. Sich mit dieser Logik auseinanderzusetzen ist für manche Hausfrau nicht ganz einfach. Wir wollen ihr heute mit einigen bescheidenen Ratschlägen zu helfen suchen.

Ein Spirituskocher mit zwei Flammen genügt vollauf für das Wochenendhäuschen. Darauf können wir für mehrere Personen ausreichende Mahlzeiten bereiten. Ständige Vorräte sollten vorhanden sein an: Kondensmilch, Zucker, Gewürzen, Salatzutaten, Zwieback, Dörrbrot, Haferflocken, Haselnüssen, Rosinen, Tee, einer Flasche Oel usw. Am Sonnabend Vormittag überlegt die Hausfrau den Kostplan für drei Mahlzeiten, packt dem Gatten alles in den Rucksack und kann sicher sein, Ehre mit ihren Gerichten einzulegen.

Samstagabendgerichte: Warm oder kalt kann der Gries- und der Reisberg gegessen werden, zu dem man entweder eine kräftige Brühe oder Obst gibt. Man kocht den Gries oder Reis mit einer Prise Salz zu einem festen Brei, gibt ihn in eine gefettete Puddingform und stürzt ihn. Ebenfalls einfach zu bereiten sind Mohnspeisen; dazu schneidet man altbackenes Weißbrot oder Einback in dünne Scheiben, übergießt sie mit Milch, zuckert nach Geschmack und schichtet sie lagenweise mit geriebenem Mohn; das Gericht muß eine Stunde durchziehen. Anstatt mit Mohn kann man ein ähnliches Gericht auch mit geriebenen Nüssen herstellen. Noch leckerer wird dies Essen, wenn man Rosinen aufquellen läßt und dazwischen gibt. Haben wir im Garten Kirschen, dann machen wir Kirschenmännle: Altes Brot weichen wir dazu in kaltem Wasser ein, drücken es dann aus, bröseln es in eine Schüssel, geben ein bis zwei Eier, Zucker und Zimt dazu und recht viele entsteinte Kirschen. Dann geben wir Fett in die Bratpfanne und backen alles unter kräftigem Durcheinanderschaufeln recht braun. Anstatt mit Kirschen kann man das Gericht auch mit fein geschnittenen Aepfeln bereiten. Fanden die Kinder eine Schüssel Blaubeeren, dann gibt es Blaubeerkücke: „ersetzt werden die gewaschenen Beeren in einer großen Schüssel zerdrückt, einige Löffel Mehl, 1—3 Eier und Zucker dazu getan und verrührt; von dieser Masse backt man in der Pfanne Küchlein auf beiden Seiten knusprig, die dann mit Zucker und Zimt gereicht werden. Damit uns nun nicht zu süß zumute wird, geben wir als Nebengang Quarkspeise mit Schwarzbrot. Der Quark wird mit frischen Kräutern, die wir von zu Hause mitbrachten, gewürzig gemacht.

Sonntagmittagsgerichte: Selbstgesammelte Pilze sind das schönste Wochenendgericht. Man gibt sie mit neuen Kartoffeln oder geröstetem Brot, dazu eine Gurke. Als Fett verwendet man dazu ausgebratenen Speck. Eine mitgebrachte Fischkonserve gibt eine ausgezeichnete Vorspeise. Wenn wir ein paar Scheiben Schinken mitbringen, können wir eine Platte mit gebackenen Schinken herrichten, wobei wir die Scheiben in etwas Eierkuchenteig wälzen und in der Pfanne abbacken. Dazu pflücken wir einen Salat, wie er auf dem Felde wächst. Vielleicht sammeln wir auch etwa einen Strauß Sauerampfer zu einer sauerlichen Suppe? Ist es etwas kühl, dann schmeckt uns eine Grünkernsuppe mit Speck darin und eine Portion gerösteter Brotwürfel darauf. Eine Spaghettischüssel mit Tomatenpüree, Fleischresten und geriebenem Käse ist auch nicht zu verachten. Wer aber ganz wenig Mühe haben will, der nehme Fleischkonserven mit samt einer frischen Gurke und einem Päckchen Nudeln, die auch durch Reis ersetzt werden können.

Das Abendessen: War das Mittagessen sättigend genug, dann stellen wir zum Abendbrot eine Rohkostplatte her: Haferflocken mit Obst, Gurke geschalen, ein geraspelter Rettig, geschnittene Tomaten. Dazu eine Tunke von Kondensmilch, der etwas Zitronensaft, eine Prise Zucker und ein Löffel Senf beigemischt wurde. Eine Schüssel mit Götterspeise (geriebenes Schwarzbrot, geriebene Nüsse, geriebene Schokolade, dazwischen lagenweise rohes Obst gezuckert) bildet den Schluß, wenn wir nicht eine Käseplatte vorziehen. Praktisch ist es sich einen Haufen von Mürbeteig in Schiffchenform abzubacken und in einer Blechbüchse zum Wochenendhaus mitzunehmen. Dieser Teig darf nicht gezuckert werden, denn er dient nicht nur zur Aufnahme von süßen Sachen (Obst, Kremes usw.), sondern man richtet darin auch allerlei Salate und Ragouts aus Fleischresten sehr appetitreizend und sättigend an.

Blumen im Garten – auch Blumen im Hause

Jetzt haben wir Blumen in Hülle und Fülle in unserem Garten! Wir holen uns den Staudenmohn herein und füllen damit große Kübel. Die ja bekanntlich in keinem Landhaus fehlen; Tongefäße eignen sich ganz besonders gut für Mohn. Die weißen Margueriten, mit den großen Köpfen, sind ungeheuer haltbar im Zimmer und sehen zugleich so hübsch aus; besonders in großen Mengen. Man kann auch Schalen mit ihnen füllen, indem man allerdings nur die Köpfe nimmt. Das ist eine gefällige Tischdekoration und Schalen sind so wenig störend auf einem Eßtisch. Iris und Lilien stehen auch sehr dekorativ in den Vasen. Der Ritterſporn in seinem Garten hat, der hole sich einige Stengel ins Haus und stelle sie in eine große, runde Glasdüngel; tiefblaue und hellblaue zusammen und dazwischen Gladiolen in ihrer köstlichen Farbe. Sehr hübsch sieht das aus.

Edelkornblumen, Edelwupinen, Sonnenblumen und Kapuziner-Kresse sind auch bald da. Man gießt gar nicht, wie dankbar die Kapuziner-Kresse ist. Vor allen Dingen ihre herrlichen Farben bezaubern: orange, gelb, rosa, viele, viele schöne Töne kommen da zusammen. In den Wandvasen hängen sie so zierlich an der Wand herunter. Man muß sie dazu natürlich mit Ranken abschneiden. Allerliebst sehen sie auch in kleinen Vasen aus und in Glasschalen. Aber auch große, runde Tonvasen, mit Kresse gefüllt, zieren den Raum. Für festliche Tischdekorationen nimmt man sie sehr gern. Sonnenblumen gehören auch ins Haus: hohe, feste Vasen eignen sich hierzu am besten. oft genügen schon zwei Stück dieser schönen Blumen dazu, um eine gute Wirkung zu erzielen. Die jungen Sonnenblumen mit den dünnen Stengelchen lassen sich gut stellen und die hübsche gelbe Farbe erheitert das Zimmer. Ueberhaupt stimmen gelbe Blumen den Raum fröhlich. Schleierkraut sollte in keinem Garten fehlen! Zwischen fast alle Blumen kann man es nehmen, es füllt die Leere in den Vasen aus, hat man zu wenig Blumen. Außerdem wirkt es auch allein sehr sehr hübsch — es ist eine sehr zarte Wirkung so ein Gefäß voll Schleierkraut. Man kann es auch aus Ampeln heraus hängen lassen.

Blumen im Zimmer erfreuen unendlich! Kann man sie sich nicht in Mengen erlauben, so genügen auch kleine Vasen mit einem bescheidenen Sträußchen. Für ein paar Blümchen muß jede Frau ein nettes Plätzchen in ihrem Heim haben.

VON FRAU ZU FRAU

Emailgeschirr ist unverwüstlich, wenn es sorgfältig behandelt wird, das heißt, wenn man dafür sorgt, daß der glasartige Ueberzug nicht springt und abplittert. Deshalb darf man niemals in einen erhitzten Emailtopf eine kalte Flüssigkeit geben, etwa nach dem Anrösten von Mehl und Fett mit kaltem Wasser ablöschen, oder in einen kalten Topf eine kochende Flüssigkeit oder gar siedendes Fett gießen. Will man eine Reibe oder einen Löffel über einem Emailgeschirr abschlagen, so legt man vorher einen hölzernen Stiel darüber, um so den Rand vor Beschädigung und Absplittern zu schützen.

Wenn man polierte oder lackierte Bürsten wäscht, muß man darauf achten, daß die Feuchtigkeit nicht in das Holz ziehen kann, weil sich hierbei der Anstrich löst und abblättert, bzw. die Politur leidet. Man wäscht deshalb die Borsten recht schnell in lauwarmem Seifenwasser, reibt sie danach mit einem Tuch möglichst trocken und hängt sie zum Trocknen an die Luft. Die Politur oder Lackierung fettet man, bevor man die Borsten ins Wasser bringt, mit etwas Oel ein, das später wieder sorgfältig abgerieben wird.

Braune Flecke auf älteren Regenschirmen lassen sich nicht ganz vermeiden, wenn das Gestell zu rosten beginnt. Die Flecken verschwinden aber, wenn man die betreffenden Stellen des Bezuges mit einer in Salz getauchten Zitronenscheibe abreibt. Man läßt den Zitronensaft etwas eintrocknen und spült dann mit Wasser nach.

Lächeln und Lachen

über lustige Sachen

Daher

° „Ich sage es immer wieder, der Schnaps ist das größte Unglück für die Menschen. Man sollte allen Schnaps auf den Grund des Meeres werfen!"

„Ja, ich denke darüber ja nicht so hart, aber mein Bruder, der ist ganz Ihrer Meinung!"

„Sehen Sie, an diesem Bruder sollten Sie sich in Beispiel nehmen! Ist er auch Matrose wie Sie?"

„Nein, der ist Taucher!"

(Wrobke na dacht.)

Der teure Tote

° Lehrer (der seine Schüler vor Erkältung warnt): „Ich hatte einen kleinen Bruder von sieben Jahren, der fuhr eines Tages mit seinem Schlitten hinaus in den Schnee, bekam Lungenentzündung, und drei Tage darauf war er tot."

Zehn Sekunden lang Schweigen. Stimme aus dem Hintergrund: „Wo ist sein Schlitten?"

(Koralle)

Die Gattin: „Warte doch ab, Theodor, dieser hier ist doch viel zu klein als Diwandecke!"

(Marc Aurelio, Rom.)

So schlimm?

° Finke ist spät heimgekommen.

Finke sitzt am Frühstückstisch und seufzt: „Emmi, ich werde ein ganz neues Leben beginnen!"

„Was?" murrt seine Frau, „so schlimm war es gestern wieder mit dir?!"

(Neue Z. Z.)

Die liebe Tante

° Mutter: „Sieh, mein Liebling, die kleinen Jungen die neben uns wohnen, haben keinen Vater und keine Mutter und keine liebe Tante Sophie. Willst du ihnen nicht etwas schenken?"

Jochen (sehr begeistert): „Ach ja, Mutti, wir wollen ihnen Tante Sophie schenken!"

Peinlich

° „Verzeihen Sie, hier im Büro ist doch ein Lehrling Karl Pfiffig angestellt — könnte ich einen Augenblick mit ihm sprechen? Ich bin nämlich der Großvater!"

„Bedauere sehr — Sie kommen zu spät —, er hat sich vor einer Stunde freigeben lassen, um zu Ihrer Beerdigung zu gehen . . ."

Entgleisung

Durch eine kleine Rede dankt Hafkemeier den Gastgebern für die guten Dinge der Tafel:

„Aber nicht allein das macht die Einladung stets zu einer Freude für uns, sondern es grüßt uns immer ein freundliches Gesicht, wenn wir kommen, und ein noch fröhlicheres, wenn wir gehen."

Der schlagfertige Marquis

° Der Marquis von Marivault hatte im Kriege einen Arm verloren. Nach seiner Rückkehr aus dem Feldzug erbat er sich von Ludwig XIV. eine Gnade.

Der Monarch hörte die Worte des Marschalls und sagte dann:

„Man wird sehen!"

„Sire", erwiderte der unerschrockene Invalide, „wenn ich damals gesagt hätte, man wird sehen, als es galt, auf Ihre Feinde loszugehen, so würde ich meinen Arm gewiß heute noch haben!"

(Jugend.)

Geschlagen

° Fräulein Gretchen, in dieser herrlichen Landschaft sind Sie die schönste Blüte."

„Ich weiß, und Sie, junger Mann, passen ganz wunderbar in diese grüne Umgebung."

Das schöne Geschlecht

° „Darf ich mal was fragen, Tante?"

„Aber gewiß, mein Junge. Was möchtest du denn wissen?"

„Bist du auch nicht böse hinterher?"

„Ganz bestimmt nicht, mein Junge."

„Dann sag mal, Tante, gehörst du wirklich zum schönen Geschlecht?"

Die Jagdbeute

° „Hast du heute auf der Jagd etwas geschossen?"

„Na, liebe Frau!"

„Wo hast du es denn abgegeben, in der Küche oder beim Wildhändler?"

„Im Krankenhaus, liebe Frau!"

Das Lob

° Heute hat mich der Lehrer vor der ganzen Klasse gelobt:" erzählt Peter zu Hause.

„So? Was hat er denn gesagt?" freut sich die Mutter.

„Nun, er sagte, wir wären alle miteinander richtige Esel, und ich wäre der größte!"

Kurzschluß

„Du hast die Verlobung mit Richard aufgehoben?"

„Ja. Der Elende! Er hat mir erzählt, er sei Elektroingenieur. Aber als wir neulich Kurzschluß hatten, stellte sich heraus, daß er keinen Schimmer hatte. Da habe ich kurz Schluß gemacht."

Guter Empfang

„Sie sind ja so abgespannt, lieber Freund. Sie hatten wohl schon viel langweiligen Besuch!"

„Nein, Sie sind der erste!"

Das Katzenfell

Tante Ida leidet an Reißen und bedient sich zur Linderung dieses Uebels eines Katzenfelles. Ihre kleine Nichte Annemarie ist bei ihr zu Besuch. Sie sieht das Katzenfell und erkundigt sich nach seinem Zweck.

„Das gebrauche ich gegen meine Schmerzen, liebes Kind", sagte Tante Ida recht freundlich.

„Ach", meint Annemarie, „wir haben zu Hause auch so'n Katzenfell, aber unsere Katz braucht's doch selber!"

Die schöne Krankheit

Gretchen sieht Mutter einen herrlichen Pudding ins Krankenzimmer bringen und fragt treuherzig: „Bati, wenn Willi die Masern fertig hat, kann ich sie dann bekommen?"

*

„Mertes Fräulein! Tag und Nacht träume ich von Ihnen!"

Fräulein: „Ach so, darum sehnd Sie so verschlofe uns!"

(Schweizer Illustr.)

Nerven in Not

Das geht jeden an, Mann und Frau, Jung und Alt. — Wer heute mitten im Leben steht, braucht und verbraucht Nervenkraft. Darum rechtzeitig den Kraft- und Aufbaustoff

QUICK mit Lezithin für Herz und Nerven

Packung M. 0.30 — 1.15 — Sparpackung M. 4.— in Apotheken und Drogerien

Nur in der Wiederholung

der Anzeige liegt der Erfolg. Das sollten Sie beim Werben beachten

und WOHLTAT für jedes OHR bei Zugluft, Wind, Erkältung, beim RADEN. Die natürl. schalldurchlässigen, Tierhaarpfropfen sind vorrätig, selbst bei allen Ohrenleiden in Apoth.-Drog. 20 und 90 Pf.

STRICKER-Sport 1939
Farbenfroh - preiswert
Katalog kostenlos!
Fahrradfabrik
E. & P. STRICKER
Brackwede-Bielefeld 274

EGU Stahl-Betten Stahlrohr-Matratzen
Nur gute Qualität. Tausende freiw. Anerkennungen. Verkauf an alle. Katal. fr. Eisenmöbelfabrik Zahn & Th.

Damen
Bart- lästige Haare Leichte Beseitigung Prüm. m. gold. Medaille Aufklärung kostenlos R. Gorn. Nachf. S. Dietz

Vergrößern
Sie Ihren Kundenkreis durch die Anzeige in unserer Zeitung

Nehmen Sie bitte Bezug auf den „7. Tag."

Gute Musik
Instrumente
HEROLD & Co
KLINGENTHAL Nr. 15
KATALOG KOSTENGRATIS
SONDERAUSFUHR - SONDERSORTEN - VERSANDEN

„DER 7. TAG"
Auflage z. Zt. über 40 000

HEIRATS-WUNSCHE
finden weiteste Verbreitung in allen Kreisen durch unsere Sonntagszeitung **„Der 7. Tag"** Bis Montag früh eingehende vorausbezahlte Anzeigen erscheinen noch in der nächsten Ausgabe

Preiswerte Uhren u. Ringe
mit Garantie. Bei Nichtgefallen Umtausch oder Geld zurück.
Nr. 3. Herrenarbeitsmann mit geprüften 36 stündigem Anker-Werk, vernickelt, M. 1.90
Nr. 4. Versilberter Oval- 2.30
Nr. 3. **Besseros Werk,** flache Form, . . . M. 3.40
Nr. 6. Spezialschlag- 4.90 Besseros Werk M. 7.40
9 Deckel, vergoldet M. 2.65
Nr. 6. Armbanduhr, verchromt, mit Lederarmband . . . M. 4.—
Nr. 65. Die für Damen, kleine Form, mit Rippband . . . . M. 5.90
Nr. 99. Die, Goldschalk, 3 Jahre Gar. f. Gehäuse, f. Damen, m. Rippband M. 6.90
Nr. 642. Tischuhr, modern Form, 37×20 cm, 8-Tage-Werk, Eiche, poliert . . . . M. 7.80
Nr. 1461. Geschützte Kuckucksuhr, 3jährig. Kuckuck, rot, M. 2.50. Wecker-uhr, genau geh. M. 1.60
Nickeltasche — „Zeppelin" mit Kompaß M.—.70
Kompaß M.—.25. Nr. 612. Kompaß-Siegelring für Damen oder Herren, vergoldet, einschließlich Monogramm . . . M. 1.—
Nr. 614. Siegelring, farbiges Platte M. 1.—
Nr. 2203. Siegelring, mod. Form. M. 1.—
Trauring, Doch. M. —.80. Double-Ring mit Stein M. —.80. 2 Jahre Garantie. — Ringmaß Papierstreifen einsenden. Versand gegen Nachnahme. Jahresversand 30000 Uhren, 20000 Ringe.
Katalog mit ca. 800 Bildern gratis!
Fritz Heinecke Braunschweig AG

Verlag und Druck: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. Geschäftsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Röttger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef J. Link; Bildverantwortlich: die Schriftleiter; für den Anzeigenteil, in welchem nur Kleinanzeigen bis zu 2-Spaltenbreite aufgenommen werden: Georg Voigt, sämtlich in Paderborn. — „Der 7. Tag": 1. Vj. 39: 45 388. Zurzeit ist Preisliste Nr. 9 gültig.

8. Jahrg. – Nr. 28 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 9. Juli 1939
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf.
(einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Unter der sommerlichen Sonne reifen die köstlichen Reben

Holzschnitt von Willi Döhler (Bavaria-Verlag)

Besitzt nicht der Sonnabend einen ganz besonderen Zauber, Glanz der Erwartung, der mehr ist als die Erfüllung, wie die Hoffnung zarter ist als die Gewißheit? Man hat diesen Tag seines Selbst entkleidet, indem man ihn schon im Namen ganz zum Vorabend stempelte; er ist gleichsam das Atemholen der Woche — die Cäsur, ehe der letzte volle Klang anhebt. Doch wie alles in dieser eiligen Zeit hat auch der sechste Werktag sich gewandelt, er ist schon lange nicht mehr nur Hauptreinigungstag der Hausfrauen — das Wort vom Wochenende, vor dem Kriege nur von einem kleinen Kreise bewußt gebraucht und im Leben umgesetzt, verlieh dem Sonnabend einen breiteren Raum. Er sieht die Jugend mit Ruchsack und Rad aus der Stadt streben oder führt in besonders eingelegten Jügen ins Freie.

Freiheitslust leuchtet aus den Augen der Reisenden, federt aus ihren Schritten. Ruhevoller bei aller Unruhe, freudiger als der Sonntag ist dieser Vorabend, wenn auch nicht so glanzvoll.

In den Straßen grüßt der Sonnabend aus dem Duft lockend vorübergetragener Kuchenbleche; er drängt sich durch die Gemüsestände des Marktes, hält — je nach der Jahreszeit — Büschel junger Maitriebe, Birkenstrüuße und Goldlackbündel, späte Rosen Levkojen, Herbstlaub in den immer gefüllten Händen. Oder er glänzt aus den Bergen der Gemüse, von den opalisierenden Leibern der Fische. Denn er ist Werktag und Geschäftigkeit, er will die Unruhe und die Geschäftigkeit des Morgens, die Eile in den Büros, das Räumen in den Häusern, das Packen der unzähligen flachen Köfferchen und Rucksäcke, das Vorrätеverstauen und den frohen Blick auf das neue Reisekleid, das Stürmen der Bahnen und das Drängen an den Schaltern. Aber nachmittags, wenn die gefüllten Züge in das Land hineindonnern, Lenkstangen an eilig in die Freiheit flitzenden Rädern blinken oder in den Wiesengründen die Hockenbälle fliegen, nachmittags ist der Sonnabend am schönsten auf dem Lande. In den Morgenstunden hat die Arbeit auch hier eifriger als sonst regiert, die Kreissägen und Zentrifugen haben gebrummt, die Milchkeller wurden mit stärkeren Wasserstürzen gescheuert. Auf den Aeckern gingen die Kartoffel-Legemaschinen und die Eggen, die Walzen arbeiteten auf den Wiesen. Aus der Dorfschule klangen eintönige Strophen, in der Schmiede sprühte das Feuer unter dem Blasebalg, und die Bäuerinnen stampften das Schweinefutter wie jeden Tag. Etwa gegen die Vesperzeit aber gewinnt alles ein anderes Gesicht, die Gespanne ziehen noch durch die Landschaft, vor den Kartoffelmieten der kleinen Höfe hocken die auslesenden Frauen, und die Dorfkinder unter den Türen sind nicht sauberer geworden. Aber am Wohnhaus steht die Tür weit offen, und die Gangfliesen leuchten naß vom Scheuern und in dunklerem Rot. Der Gärtnerbursche vom

Glück des Sonnabends

Gut geht mit blühenden Topfgewächsen vorüber.

Wenige Minuten später harkt derselbe Junge pfeifend die Wege im Gutspark. Dennoch gehört es zu diesem Sonnabend wie das einschläfernde Geräusch des Rechens im Lande, wie das Klappern der Milcheimer vom Stall. Das Feierabendläuten schwingt durch die Stille, getragen und voll Ruheverheißung, und das dreimalige Anschlagen zum Schluß zittert wie ein Seufzer des Glücks durch die Landschaft. Verspätete Autos sausen die Straße herab. Sonnabendreisende, die noch zum Ziel kommen wollen: Radfahrer klingeln durchs Dorf, und die Mütter fangen ihre widerstrebenden Kinder ein, die noch die Straße für den Sonntag kehren und rote Backen haben unter der Sommerbräune. Sie lassen sich fangen, sie sind weniger störrisch und den mütterlichen Ermahnungen geneigter als sonst. Vor ihnen liegt ein ganzer schulfreier Tag, voll unendlicher Möglichkeiten und Abenteuer — verheißend wie der Goldhauch, der eben über den Wiesen in Nebeln ertrinkt, letzter Glanz dieses wunderreichsten aller Abende. H. F.

DIE FORELLE

Erzählung von Walter Gottfried Klucke

Die Geschichte, die ich da erzählen will, hat sich vor mehr als hundert Jahren in einer „Gehobenen Bürgerschule" in irgendeiner Wiener Vorstadt ereignet, und die Menschen, die sie miterlebt haben, die sind schon lange nicht mehr unter uns. Ihre Namen sind verklungen, bis auf einen, den ihr alle kennt. Das war so um die Zeit, als es dem Kaiser in Schönbrunn nicht grad' zum besten ging und dem Volke nicht weniger. Denn der politische Himmel hatte ein gar böses Gesicht aufgezogen, und wer hinter Masken und Wolken schauen mochte, der sah immer nur das harte Auge des großen Korsen und das noch kältere des Fürsten Metternich, der dazumal eine bedeutsame Rolle in Europa spielte und mit den Kröncken in Deutschland umging wie mit Figuren auf dem Schachbrett. Aber von all den politischen Sorgen und den großen Namen jener Tage soll nun grad nicht die Rede sein, wenn auch manches von dem, was sich damals so ereignete, ein bisserl in unsere Geschichte hereinspielt.

Das war also in der kleinen Bürgerstube am frühen Morgen, als der Schulmeister, seines Zeichens Exjesuit und in seinen Kreisen ein gewichtiger Mann mit einem ansehnlichen, runden Bauch und feiertags mit einem Orden vierter Klasse auf der Frackbrust, als dieser Herr Professor also in der Feierstunde eine neue Komposition aufs Tapet brachte. Ein Lied, sage ich euch, das keinen Schuß Pulver wert, aber in Mode gekommen war, weil ein Franzose es gemacht und der Fürst Metternich, dieser Schlamper, es vor lauter Höflichkeit und Liebesdienerei bei Hofe eingeführt hatte mit dem Kompositeur von der Seine. Nu schön! Soweit war alles gut! Aber wie nun die feinen Bürgersleut' in der Stadt damals waren, — und das wußte der Metternich nur zu gut — so hatten sie bald nichts Besseres zu tun, als den französischen Schmarren nachzusingen, ob beim Heurigen unter Papierlaternen, im Kaffeehaus oder beim Pummel um den alten Kachelofen. Und nun bringt der Herr Professor mit dem Orden, ausgerechnet zu Kaisers Geburtstag, dieses „Chanson" von einem Lied mit in die Aula, setzt sich ans Pianoforte, dieser Lakel, und spielt vor dem feierlichen Kollegium der Herren Schulmeister und der Herren blondwischigen Buben dieses saftige Lied. Das nämliche, mit dem der Herr Fürst Metternich, Durchlaucht, den Napoleon — weiß der Teufel — zu Tränen und zum Nachgeben rühren will. Spielt dieses Lied, der damische Depp, und alle singen begeistert mit. Alle — bis auf einen! Der war ein kleiner Bub mit wirren Haaren in der Stirn und einer Brill'n auf der Nase. Ein Kerlchen, das evig ein bisserl dumm daliegt, als alle aufgestanden sind, und dann, als die ganze, feine Bürgerschaft das französische Lied singt, plötzlich das Maul wieder zumacht und sich hinsetzt. Mißvergnügt blinzelt, dieser Bursche dem Professor am Pianoforte fällt vor lauter Verwunderung und weil ihm die Hände zittern — der Jüngste war er halt nicht mehr — fällt also beim Umwenden das Notenblatt hin. Denn der Bub, dieser Bursche, dieser vermaledeite, der sitzt in der ersten Reihe, und der selbsame Protest ist dem Herrn Professor nicht entgangen. Alles guckt ihn an, den kleinen Bub mit der Brill'n, und der amtswende Herr Gemeinderat, der gar ein Winklicher Geheimer Hofrat war, fragt ihn, was mit ihm los sei und ob ihm schlecht geworden wäre. — „Nein," sagt der kleine Rebell bitzig, wie er nun einmal war — ach, ja, sein ganzes Leben hindurch — „nein", sagt er, „aber das Liedl sing' i net! Das ist ein Franzosisches!" — Nun schaut die Uhr ja wohl schon dreizehn, und dem Herrn Hofrat, der schon zwei Orden auf der Brust und darunter einen noch wirdvolleren Bauch als der Herr Pianist hat, dem bleibt das Maul offen stehen, wie einem Krokodil in der Sonne. Und er macht einen großen Schritt auf den Bub zu und haut ihm eine runter, daß der Bub, der vor lauter Gschurckt aufgestanden ist, auf die Bank zurückfällt und für einen Augenblick ganz von Sinnen ist. Solch ein Grobian war der alte Hofrat, aber auch solch ein Patriot, der es mit dem Fürsten Metternich, Durchlaucht, hielt. Mit dem Fürsten Metternich, der auf die Verbreitung französischen Chansons größere Stücke setzte, als auf eine Reichsarmee mit Lanzenreitern und Kanonen. — Aber was tut der von einem Wirklichen Geheimen Rat öffentlich gesichtigte und entehrte Bub? Er heißt die Zähne zusammen, schluckt und schluckt und sieht wieder auf. Sieht den Hofrat durch seine Brill'n an, traurig und garnicht herausfordernd und schweigt! — Schweigt und heult nicht los, der kleine, tapfere Bub, obwohl es sakrisch wohe getan hat und er die Engel im Himmel hat singen hören, — Tja, man hört sie jubilieren in den Stunden höchster Freude wie der tiefsten menschlichen Erniedrigung. Das hat der kleine Bub früh erfahren müssen.

Wie er aber am Nachmittag einsam durch den Prater geht, der dazumal noch ein stiller Wald mit hohen Bäumen, klaren Quellen und Büchlein war, da hat er doch noch losgeheult. Und der alte Huber, der ein Nachbar der Eltern war und grad mit der Angel am Bach sitzt, hat aufgeguckt. — „Ja, mei', der Franzl?" — Und fragt ihn väterlich, was denn nun passiert ist und ob die Welt zugrunde ginge, daß er so losheult, der Franzl! — Nix is passiert, als daß der Geheime Hofrat ihn wegen dem Franzosen-Chanson rausgeschmissen hat. Das erzählt der Franzl dem Alten am Bach, heiß warm und mit allen Einzelheiten. — Der aber wiegt den Kopf hin und her und fragt den Franzl: „Bist also der einzige gewesen, der das saudumme Liedl net hat singen wollen?" — „Natürlich! Der einzige!" ist die kurze Antwort. „Sakrament!" macht der Alte, „und alle haben sich auf den Herrn Hofrat seine Seiten geschlagen?" — „Alle!"

Für einen langen Augenblick ist es still zwischen den beiden. Als aber der Bub grad wieder losheulen will und der Zorn über das erlittene Unrecht ihn schüttelt, da weist der Alte aufs tosende Wässerlein dicht unter ihnen und sagt ganz ruhig: „Ja, schau, Franzl! Hast sich offnkat nobel benommen wie die Forell' im Wasser! Schwimmt auch gegen den Strom und hat viel Arbeit und Bewegung, Tag und Nacht. Sieht nicht unter dem Wasserfall ganz allein und macht's sich schwerer als die andern! Verstehst, Franzl? Und wenn es auch von allen Wesen im blanken Wasser das einfachste ist, so ist es doch auch das frechste und fleißigste! Und eins hats vor allen andern: Charakter hats! — Und nun Schwamm drüber und nix mehr von dem Herrn Hofrat und der Mausfell'n!" Dann sind die beiden heimgegangen, und der Bub hat die Geschicht' mit der Forell' nicht vergessen können. Zeit seines Lebens nicht! Und später, als er groß war, hat er ein Liedl, ein deutsches, daraus gemacht. Ein Lied voller Fröhlichkeit und Jubel und ohne Ehrenvolle! Hat seinen Namen darunter geschrieben, der die Zeiten überdauert hat wie noch jede Note, die er zu Papier gebracht! Denn er war ja der Schubert-Franzl!

*

Abends vor der Tür

Sanft gerundet schwebt der stille
Mond durch violetten Raum.
Heimlich nach des Windes Wille
wiegt ein Birnbaum sich im Traum.

Alle Kräuter duften Würze.
Kiesche glimmt und Rosenstock.
Junge Mutter streift die Schürze
von dem großen Linnenrock.

Nun im Heim die Kinder schlafen,
tritt sie heiter vor das Haus.
Droben in des Himmels Hafen
segeln Sterne gülden aus.

Oh, sie zählt die fernen Massen,
bis ihr Blick sich müde senkt,
und die schönen Wimpern rasten,
fast an einen Schlaf verschenkt.

Flüsternd noch die lieben Namen
ihrer Kinder, innig stolz,
tritt sie aus der Pforte Rahmen
an die Bank aus rauhem Holz.

Leise wischt sie eine Strähne
aus dem leuchtenden Gesicht.
Und des Stuhles gilbe Lehne
schimmert auf im Mondenlicht.

Clara Schünemann-Krayskamp

Das Jugendbildnis

Erzählung von Wilhelm Vernekohl

Als Leutnant kurt von G. im Juni des Jahres 1914 einen kurzen Urlaub auf dem elterlichen Schloß im Westfälischen verbrachte, trat die Mutter mit der Bitte an ihn heran, sich für die Ahnengalerie malen zu lassen. Der Sohn entwiderte, daß es damit keine Eile habe, denn er gedachte, die freien Tage für die Jagd auszunutzen, der er wie sein verstorbener Vater mit Leidenschaft oblag. Allein die Mutter, die bereits einen Künstler für diese Aufgabe verpflichtet hatte, drängte den Sohn so inständig, daß er zuletzt zustimmte. Der Maler, ein junger aufstrebender Künstler, erwies sich als anregender Gesellschafter, so daß die Stunden vor der Staffelei entgegen der Befürchtung recht kurzweilig verliefen. Der Austausch der Ansichten förderte ruhig und sicher einen tieferen Gesprächsstoff zu, das die beiden unbewußt einander näherte. Dies war auch dem Gemälde dienlich, in seinem Antlitz hell lugten Offiziers heroe Kraft, Tiefe und Schönheit hineinbannte, die er bei der Berührung mit der jugendlich reinen Seele empfunden hatte. Nachdem der Künstler sein Werk vollendet, überkränzte man ihn mit Lob, und das Gemälde bekam wie vorgesehen seinen Platz in der Galerie, wo es sich vorzüglich in die Reihe der mutigen Männer, die dem bekannten Geschlecht entsprossen, einfügte. Offiziere und Maler verbanden fest jenen Tagen der Begegnung vor der Staffelei feste und tiefe Bande der Freundschaft.

*

Als im folgenden August der Krieg ausbrach, rückte Kurt v. G. sofort mit ins Feld und tauchte unter in den gewaltigen Schlachten, die Frankreichs Erde aufwühlten. Der Leutnant, gewohnt, mehr als seine Pflicht zu tun, benahm sich eines Tages — es war im dritten Kriegsjahr — freiwillig auf einen Meldegang, von dessen Verlauf die günstige Entwicklung einer militärischen Operation abhängig war. Es gelang ihm, die unterbrochene Telefonleitung zu flicken und die Verbindung zwischen den beiden kämpfenden Heeresgruppen wieder herzustellen. Auf dem Rückweg, als er durch Schlamm und Dreck kroch, erwischte es ihn; ein Granatsplitter riß die linke Kinnbacke fort. In mißlunger Anstrengung, das Gesicht voller Schmutz und Blut erreichte er noch die deutschen Gräben und fiel bewußtlos in die Arme der Kameraden. Die Kunst der Aerzte flickte das Gesicht zusammen, aber auf der linken Hälfte gähnte ein schreckliches Loch. Kurt v. G., der für seine Tat eine hohe Auszeichnung erhielt, trug die Zerstörung mit Würde. Nach dem schrecklichen Ausgang des Krieges jedoch, der Tafel dieser Art hinfiel, erscheinen ließ, zog er sich verbittert zurück. Vergebens müßte sich der Maler, der noch lebte und als einer der wenigen Fremde Zugang zum Schlosse hatte, den Gebrochenen aufzurichten. Kurt, eine empfindliche und durch die Zeit schwerverletzte Seele, wurde menschenscheu. Wachsam die Mutter geworben, drohte die Krankheit offen auszubrechen und das Gleichgewicht des Herzens zu stören.

*

In jenen Wochen veranstaltete der Maler, der inzwischen ein bekannter Künstler geworden war, in der Hauptstadt der Provinz eine Ausstellung seiner Werke, in der das Bild des Leutnant von G. neben das Porträt der jungen Baronesse von B. zu hängen kam, die wegen ihrer Schönheit weit gerühmt und von den jungen Aristokraten viel umworben wurde. Die Baronesse, die ebenfalls die Ausstellung besuchte, war von der kraftvollen Männlichkeit in dem Antlitz des Herrn von G. so ergriffen, daß sie eine tiefe Zuneigung für ihn fühlte und nichts sehnlicher wünschte, als diesen Mann, der ihrem Wunschbild so ganz zu entsprechen schien, kennenzulernen.

*

Dem Maler war es unterdessen gelungen, Leutnant v. G. unter mannigfachen Gründen in die Ausstellung zu locken, wo sein Blick wie von ungefähr auf das Bild der Baronesse gelenkt wurde. Er gestand dem Freunde, daß er von ihrer Schönheit tief gerührt sei und nun ihre Hand anbieten würde, wenn ihn nicht die Furcht vor einer Absage schreckte. Die Baronesse habe schon so viele ehrenvolle Anträge tüchtiger Männer zurückgewiesen, daß er als Verstümmelter es nicht wagen könne, ihr unter die Augen zu treten. Der Maler, ihm als ein Werkzeug, als er der Baronesse, die sich bei ihm nach Herrn von G. erkundigte, die Bekanntschaft versprach, wobei er das grausame Geschick des Freundes verschwieg und blindlings auf die Fügung vertraute . . .

*

Hier beginnt nun die Liebe der beiden, denn so sehr die Baronesse erschrak, als sie den Mann sah, dessen Jugendbild sie verzaubert, so tief fiel nun, da sie vor ihm stand und in die furchtbare Narbe starrte, das Erlebnis des Krieges in ihre Seele. Sie sah hinter der verschlossenen Maske die Schönheit des Jünglings, die der Maler ahnungsvoll in seinem Gemälde angedeutet hatte, sie erkannte, daß der Schein im Grauen der Schlacht zerstört, aber das Sein unversehrt geblieben war. Da sie in der Tat eine jener großen Seelen war, die in der Welt sind, daß man den Glauben nicht verliere, gab sie ihm ihre Schönheit, die aufgeblüht war in der Stunde, da er geblutet.

*

Diese Geschichte ist nicht unwahrscheinlich, obschon in der Gesellschaft viel darüber gesprochen und vom einigen Skandalösen sogar geflüstert wurde, als die schöne Baronesse von B. den Leutnant von G. mit dem zerschossenen Gesicht heiratete. Die Bilder des Malers hängen jetzt für immer nebeneinander in der Galerie des Schlosses.

Forelle und Flieger

Immer mehr dehnt sich der Aufgabenkreis des friedlichen Fliegers. Erst war es die Insektenbekämpfung in den Wäldern. Er trat in den Dienst der Nützlichkeit, in jenen unwirtlichen nordischen Breiten, wo Arzt und Apotheker selten sind. Und nun hilft er auch den Fischern. Nicht zum Schaden der Kreatur, wie einst so oft, wenn er den Wasserbewohnern nachstellte. Damals folgte er der Spur des Herings und suchte die Jäge mit dem Schwarm näher zu erkunden. Kurs, Tiefe und Umfang der Schwärme wurden aus der luftigen Höhe heraus ermittelt. Weit tierfreundlicher ist die Aufgabe, die das Fliegers über den großen Süßwasserseen der Neuen Welt wartet. Hier hilft er jungen Brut, die durch langen Raubhau nahezu vernichtet worden ist. Die Verkehrsverhältnisse sind schlecht. Also treten Flugzeug und Fallschirm auf den Plan. Jawohl, auch der Fallschirm. Zunächst werden die winzigen Forellen in offene Kannen verladen. Der Flieger steigt mit ihnen in eine Höhe von 50 bis 300 Meter und läßt die Tierchen dann im Fallschirm herabgleiten. Die Kannen weisen auf der einen Seite einen Brettschwimmer auf und dürfen nun auf dem Wasser umkippen. Dann schwimmen die Tierchen wohlbehalten in den neuen Bereich. Wie die „Technik für Alle" berichtet, haben die Nachprüfungen ergeben, daß sich das Verfahren wunschgemäß abwickelt. Es ist noch keine verletzte Forelle aufgefunden worden.

*

Dies nebenbei

Ist es nicht eine grobe Fahrlässigkeit, wenn ein Kraftfahrer auf einer Strecke von 600 Kilometern volle 5.0 Kilometer „blind", das heißt, mit geschlossenen Augen, am Steuer sitzt? Jeder Automobilist würde eine solche Zumutung entrüstet zurückweisen. Und doch sollen die Berechnungen, die die Prüfungsstelle für Kraftfahrwesen in Chikago aufgestellt hat, auf jeden Kraftfahrer zutreffen. Man hat nämlich festgestellt, daß das jeweilige Zwinkern mit den Augen eine Fünftelsekunde dauert. Der Durchschnittsmensch zwinkert, was er selbst freilich gar nicht bemerkt, in jeder Minute 25 mal. Er zwinkert also in 10 Stunden nicht weniger als 15 000 mal mit den Augen. Dazu benötigt er insgesamt 50 Minuten Zeit. Wenn man berechnet, daß ein Kraftfahrer eine Strecke von 600 Kilometern bei einer durchschnittlichen Stundengeschwindigkeit von 60 Kilometern in 10 Stunden zurücklegt, so fährt er also, wenn man das Augenzwinkern aneinanderreiht, 50 Minuten lang mit geschlossenen Augen, legt somit eine Strecke von 50 Kilometern „blind" zurück.

*

„Schnaps ist gut für Cholera . . ." heißt es in einem trinkfreudigen Studentenlied. Aber die medizinische Wissenschaft erklärt sich mit diesem Rezept nicht einverstanden. Wie die „Schweizerische Medizinische Wochenschrift" berichtet, sei beispielsweise die Sterblichkeit von Trinkern bei der Choleraepidemie des Jahres 1884 besonders groß gewesen. Auch Robert Koch habe wiederholt beobachtet, daß bei den Choleraepidemien gerade diejenigen Personen erkrankt seien, die sich große Mengen Alkohols zugeführt hatten. Er habe dies auch bei Versuchen mit Kaninchen bestätigt gefunden. Das Fachorgan schreibt weiter, daß in neuerer Zeit angestellte Forschungen bewiesen hätten, daß die Sterblichkeit von Trinkern an Lungenentzündung erheblich höher ist als die von Nichttrinkern. In 3 400 Krankheitsfällen, die daraufhin beobachtet worden sind, betrug die Sterblichkeit an Lungenentzündung bei selten trinkenden oder abstinent lebenden Personen 22 Prozent, bei mäßigen Trinkern 34 Prozent, bei starken Trinkern 49 Prozent. Es zeigte sich ferner, daß auch die durch Heilserum erworbene Widerstandsfähigkeit unter Alkoholwirkung herabgesetzt ist.

*

Am Vormittag des 29. Juni hat der kleine Pins-Winneck-Komet, der am 18. Juni 1819 von Pons entdeckt worden ist, die Erde gestreift, das heißt, er ist in der für astronomische Verhältnisse „großen Nähe" von 16 Millionen Kilometern an der Erde vorübergesaust. Diesmal ist sein Vorübergang ohne Zwischenfälle abgelaufen. Dagegen erinnert man daran, daß vor 31 Jahren derselbe Komet ein Ereignis hervorrief, das, wenn es sich an einer bewohnten Stelle des Erdballs vollzogen hätte, eine furchtbare Katastrophe hervorgerufen haben würde. Am Abend des 30. Juni 1908 schien der Himmel in ganz Rußland in Flammen zu stehen. Man vergaß den überwältigenden Eindruck dieser Erscheinung wieder bis viel später Forscher in Sibirien einen Wald entdeckten, der auf höchst merkwürdige Weise zerstört worden war. Auf einer Fläche von etwa 40 Kilometern waren die Bäume entwurzelt und seltsam über den Boden hin aufgereiht. Andere Bäume, die noch aufrecht standen, hatten völlig verbrannte Gipfel. Der Erdboden war tief aufgerissen und mit schwärzlichen Massen von seltsamer Form bedeckt. Die Erscheinung erschien zunächst unerklärlich, bis eine spätere zweite Expedition das Geheimnis klären konnte, indem sie feststellte, daß es sich um einen Riesenbrand handelte, der durch einen glühenden Block, der sich von dem Pons-Winneck-Kometen im Juni 1908 abgelöst hatte, hervorgerufen war.

*

Der Amerikaner Percy Wilbur Fattig hat in seinem Leben schon mehr als 10 000 Insekten gegessen, darunter sogar Wespen und Tausendfüßler. Aber das macht ihm gar nichts aus, denn das ist ja sein Beruf. Man nimmt jetzt ohne weiteres an, daß Fattig in einem Zirkus auftrete, aber weit gefehlt, er ist nur ganz solide in einer Mineralwasserfabrik angestellt. Dieses Unternehmen hat die Feststellung gemacht, daß sehr oft Leute sein Wasser trinken, irgendwelche Insekten darin finden (!) und dann die Mineralwasserfabrik für allerlei Schäden verantwortlich machen wollen, weil sie sich den Teil sehr beliebt, und die Renaissancemaler haben sie darum auch gern in ihren Gemälden geschildert.

Das vom Kriegsgram erfüllte 17. Jahrhundert hat diese Form geselligen Genießens fast ganz vergessen lassen. In dieser Zeit traute man sich der Unsicherheit halber nicht vor die Stadtmauern hinaus, und so geriet die Freude an der Natur fast völlig in Vergessenheit. Erst im Zeitalter des Rokoko erwachte von neuem der Sinn dafür. Im Sommer die Gesellschaft aus der Enge der Zimmer in Park- und Wiesengründe zu verlegen. Das „Picknick" entstand, jenes ländliche Vergnügen, das dem Sinne nach fast unverändert, nur in anderer Gestalt noch heute ebenso beliebt ist wie vor Jahrhunderten. Im Grunde genommen sind die Picknicks nur ferne Nachklänge jener „pétes champêtres" (ländliche Feste), von denen die Memoiren des 18. Jahrhunderts so viele laufige Einzelheiten zu erzählen wissen. Ihre Entstehung müssen wir uns zu einer Zeit denken, in der die „Dame" in den Mittelpunkt der Gesellschaft tritt, also in der Epoche der Galanterie, der Salons. Ueber den ersten Picknicks schwebt als charakteristisches Merkmal die Grazie des Rokoko. Man lagerte sich irgendwo zwanglos in einem Garten, dann trat eine Schöne aus dem Kreise heraus, bot zierlich ihren hohen Hackenschuh zum Menuett oder ein galanter Marquis gab auf der Laute eine Serenade zum Besten. Die Speise schien gering an den sprudelnden grazisen Neckereien, die von den Lippen der Anbeter flossen und an den zufriedenen Lächeln der Damen. Der Flirt war das unerschöpfliche Thema dieser ländlichen Belustigungen, in jener besonderen Form allerdings, die allein das Rokoko kannte und die in unzähligen Variationen auf den Kupferstichen jener Zeit immer wiederkehrt.

Von der *Landpartie* zum *Wochenend*

Kleine Kulturgeschichte unseres „Sonntagsausfluges" — Die „empfindsame Landpartie" von einst. — Wir lieben die Natur als Kraftquell und Gesundbronnen

„Ausflug ins Grüne" zur Zeit der Renaissance. Ein italienisches Bild nach einem Gemälde von Veronese.

Wir Leben in der Zeit einer neuen Naturbegeisterung. Jeder, der Sonntags einen Ausflug unternimmt, kann sich davon mit eigenen Augen überzeugen. Der Städter fliegt das Hausermeer mit seiner drückenden Enge, er sucht Erholung von der Wochenarbeit und Stärkung für die kommenden Werktage. Jeder tut es in seiner Weise. Wer kein Wochenendhäuschen besitzt, schlägt sich selbst am Wer eines Waldsees ein Zeltlagerchen auf und genießt die Freuden eines Robinsondaseins mit seinen primitiven Reizen. Der glückliche Autobesitzer lenkt seinen Wagen irgendwo in einen verschwiegenen Waldwinkel, andere, die auf Schusters Rappen angewiesen sind, schnüren ihren Rucksack in der Morgenfrühe, um sich zu einer kleinen Gesellschaft zusammen, fahren einige Stationen weit mit der Bahn und wandern dann aufs Geratewohl hinaus, bis sie irgendwo am Rande einer Waldlichtung ein stilles einladendes Plätzchen zum Ausruhen gefunden haben.

Ein Landausflug im Rokoko gab unter dem Einfluß französischen Geistes Gelegenheit zu galanten Geselschaften. Nach einem Gemälde von Watteau.

Die Flucht aus der Stadt und die Freude am Lande sind die hervorragenden Merkmale dieser Wochenendstimmung — das scheint uns eine ganz „moderne" Erscheinung zu sein, eher in Wirklichkeit liegen ihre Anfänge weit, weit zurück: im Zeitalter der Renaissance. Schon die berühmten Novellen des „Dekameron" von Boccaccio haben in solch ländlicher Umrahmung mit ihren geselligen Freuden Gestalt gewonnen. Ihr eigentlicher Anlaß war der folgende: in Florenz wütete die Pest; sieben vornehme Damen und drei Jünglinge zogen sich auf der Flucht vor dem grauenhaften Wüten der Seuche in ein herrliches Tal zurück, um hier in einer schönen Umgebung die Schrecken der überstandenen Tage zu vergessen und sich gegenseitig zu erheitern. Die ganze Einteilung des Tagesablaufes, in der die leiblichen und geistigen Genüsse geschickt gegeneinander abgewogen waren, die Vermeidung aller Einförmigkeit und Langeweile durch eine kluge Anwendung der Zerstreuungen, das abwechslungsreiche Programm der Unterhaltung, das hisher. Hatte man bis dahin die Landschaft fast nur als notwendige Kulisse betrachtet, so wurde jetzt das Wandern in die Natur überall Mode. Auch das „Picknick", das bis dahin ausschließlich in den vornehmen Kreisen zu Hause war, fand jetzt in allen Bevölkerungskreisen seine begeisterten Anhänger.

In Deutschland fand der Naturenthusiasmus im Zeitalter der Empfindsamkeit seine stärkste Belätigung. Wald und Wiesen wurden nun zu den Sammelorten aller „schönen Seelen". In jener Zeit kam die „Landpartie" auf, die mit einem Freundschaftskuß verbunden wurde, das sich in gegenseitiger Anbimmelung und überschwenglicher Schwärmerei äußerte. Solche Ausflüge veranstalteten beispielsweise die „Darmstädter Empfindsamen", jene Männer und Frauen also, in deren Gesellschaft sich Goethe so gern bewegte und deren gefühlvolles „Seelenweben" nicht ohne Einfluß auf die Gestaltung des „Werther" geblieben ist. Zu fünf bis sechs Personen wanderte man hinaus in die Umgebung Darmstadts. Ließ sich im schattigen Dunkel des Waldes nieder, trank anspruchslos Milch, las Klopstocks „Oden" oder schwelgte in schwärmerischen Lobreden auf Natur und Menschen. Bei einbrechender Nacht trat man dann, mit dem gleichgestimmten Freunde Arm in Arm verbunden, den Heimweg an, um noch lange später in Tagebüchern und Briefen von dem Erlebten zu träumen.

Als eine Fortsetzung jener Darmstädter empfindsamen Spaziergänge, bei denen Goethe die Rolle eines maitre de plaisir spielte, sind die berühmten Ausflüge der Weimarer Hofgesellschaft anzusehen, nur daß hier doch eine etwas andere Luft wehte, in die sich keineswegs die Seufzer überströmender Gefühle mischten. Hier fand man sich unter dem Laubdach der Eichen in munterem Kreis zusammen, und der Anführer vom allerlei Kurzweil war auch hier Goethe. Er sorgte durch immer neue Anregungen dafür, daß es bei diesen ländlichen Ausflügen nicht an Abwechslung mangelte. Jene beiden Schlößchen, das eine im Tal, das andere auf der Höhe — Tiefurt und Belvedere — die noch heute dem Weimarspilger lockende Ziele sind, wissen vielleicht davon am beredtesten zu erzählen, und wer mit nachfühlenden Sinnen auf den verschlungenen Pfaden und durch die düsteren Tritten ihrer Parks wandert, wird den Zauber der Geselligkeit, die hier gepflegten „Wochenendfreuden" verstehen, ist seiner Phantasie erwecken können.

Ausflug und Landpartie! Unter diesen Namen kennt und liebt das Biedermeier, liebt das ganze nachfolgende Jahrhundert die „Flucht ins Grüne". Ob man mit dem Kremser zu einem romantischen Plätzchen fährt, oder ob man, wie das Chodowiecki so ergötzlich schildert, einen Gig als Lastier für die Mitmusikenden einlädt und mit Kind und Kegel hinauszieht in Gottes freie Natur, der Sinn bleibt eigentlich immer der gleiche: das Entweichen aus dumpfen Gassen und engen Stuben. Nur die Aufmachung dieser Ausflüge wechselt entsprechend den Sitten der Zeit. Heute ist an Stelle des Kremsers das Auto oder Motorrad getreten, und neben dem Tagesausflug hat — ursprünglich nach englischem Muster — das „Wochenend" sich eingebürgert. Aber ein Unterschied muß bei dieser Gelegenheit doch vermerkt werden. Einst war die treibende Kraft aller ländlichen Freuden das Städters und zugleich ihr größter Reiz die Geselligkeit, für uns aber ist die Landschaft nicht mehr bloße Kulisse für gesellige „Ausflüge ins Grüne", sondern wichtigstes Ziel geworden. Wir haben sozusagen die Natur für uns wiederentdeckt und fahren — geselig oder allein — hinaus, um draußen die Lungen vom Qualm der Städte zu befreien und neue Kräfte für die Arbeit zu sammeln.

Dr. H. Walter

Die Landpartie von einst hat uns D. Chodowiecki anschaulich in seiner Zeichnung „Spazierfahrt nach Buchholz bei Berlin" aus dem Jahre 1775 trefflich veranschaulicht. Erinnern die Kinderkörbe zu Seiten des Esels nicht an die Kindersitze, die wir an unseren „Drahteseln", den Fahrrädern, anbringen?

Der moderne Mensch unseres Jahrhunderts bewegt sich frei und zwanglos zum Wochenende in der Natur. Er sucht Gesundheit, Erholung, Freude.
Fotost Wissenschaftlicher Nachrichtendienst (4), Fenske (1).

Das Liebeslied vom Gardasee

12 (Schluß)

(Copyright by Prometheus-Verlag)

Roman von Hans von Hülsen

„Vorwärts! Vorwärts!"

Am Morgen, gleich nach dem Erwachen, sah Renata vom Schlafzimmerfenster aus die Mutter drunten raschen Schrittes die Uferstraße entlang gehen und mit einem der bärtigen, alten Schiffer sprechen. Sie trug das neue, helle Sommerkleid und den Mantel über dem Arm.

Renata wunderte sich nicht. Ihr war, als hätte sie das erwartet, daß die Mutter diesen Weg ging. Und auch, daß sie ihn allein gehen wollte, verstand sie. Seit sie gestern abend der Mutter nachgeeilt war und ihre Zimmertür verschlossen gefunden, und kein Ruf auf ihr Klopfen geantwortet hatte, wußte sie unumstößlich, was sie seit der Stunde in der Kirche von Sant' Ambrogio geahnt.

Die Mutter, sah sie, stieg in die Barke, das braune Segel surrte am Mast empor, der Morgenwind blähte es und trieb das Boot schnell um den Hafendamm und auf den hohen, silbrigen See hinaus.

Renata trat vom Fenster zurück. Sie kleidete sich schnell an. Ihr alleingelassenes Herz verlangte danach, bei Ottenrieth zu sein.

Grazia Tudesco saß in der breiten Barke, deren Nase stieg rhythmisch und fiel. Hinter ihr handhabte der Schiffer Leinen und Steuer. Er hatte ein kleines, scherzhaftes Gespräch in Gang zu bringen versucht, wie immer, wenn er Fremde fuhr, aber die schöne Signora hatte erkennen lassen, daß sie keine Lust zu scherzhaften Gesprächen habe. So schwieg er und rauchte einen Toskanastummel.

Grazia Tudesco schaute, gegen den Mast gelehnt, über die vom Wind leicht gekräuselte Wasserfläche. Ihr Blick unter den geschwungenen Brauen eilte dem Boot voraus. Nur einmal rief sie ihn zurück und schickte ihn an die Hänge zur Linken empor, wo ein kleines, weißes Haus im Oelbaumdüster stand, und ein Lächeln löste dabei die Strenge ihres Gesichts auf, so wie die Sonne, durch eine Senke im Zug der Berge brechend, das Silbergrau der weiten Wasser schmolz. Mochte Renata es ihr verzeihen, aber sie mußte, mußte diesen Weg allein gehen.

In ihrem Herzen zitterte immer noch mit einer Stärke, die kein Schlaf gemindert, der aus Glück und Grauen gemischte Sturm nach, der sie gestern abend plötzlich überfallen hatte, als von ahnungslosen Lippen der eine Name sprang, um den seit endlosen Jahren all ihre Gedanken kreisten — manchmal wie freie Vögel, die hoch oben in der Luft ihre kühnen Kreise ziehen, aber in den unendlich vielen kitterern, einsamen Stunden gefangene Tiere, die im engen Käfig immerfort an den Gittern umherstreichen, sinnlos, hoffnungslos, bis zum Wahnsinn. Hatte sie, so gingen ihre Gedanken, während das Boot die Bucht verließ, nicht oft und oft geglaubt, daß es die Erinnerung war, die sie Jahr für Jahr wieder aus ihrem Käfig hierherlockte, an diesen See, der ihr einziges Glück und ihre einzige Liebe wiedergespiegelt hatte — vor einer unendlichen Zahl von Jahren? Sie mußte lächeln, denn nun wußte sie es besser, daß etwas anderes sie gerufen: die magische Fernwirkung, die von dem kleinen Kirchdorf hinaustrahlte, wo er all die Zeit im Verborgenen gelebt, ahnungslos, daß sie ihm so nahe wäre.

Ihre Gedanken wanderten den langen Weg zurück, den Weg seit jenem Sommertag, da sie auf dem kleinen Bahnhof von Dago droben von dem in die Nacht des Krieges ziehenden Geliebten Abschied genommen — ach, sie wollte alles das nicht denken, sie wehrte sich dagegen, sie wollte nur vorwärts schauen in das silberne Licht, aber die tausend Bilder waren viel stärker als ihr Wille, sie übermannten ihn, sie verstellten ihr den hellen Tag, der nun über ihr angebrochen war.

Sie sah den zürnenden Vater, kalt, fremd, unnahbar dem Jammer, der aus ihren jungen Augen zu ihm rief. Sie sah den Hauptmann Tudesco, von dem sie wußte, daß er keinen Mannesstolz besaß und den sie deshalb verachten mußte, auch wenn er vor der Welt ihrem Elend ein Ende machte!

Sie sah sich in der kleinen Kirche von Ara Coeli neben ihm auf den Altarstufen knien, kein Priesterwort hatte sie gehört, nur immer im sausenden Ohr das Klirren der Kette, an die sie geschmiedet wurde.

Sie sah sich in der Bahn von Neapel, auf dem Dampfer, im Hotel zu Triboli, als der, dessen Name sie nun trug, sich mit einem durchaus korrekten Sporenklirren und der Andeutung eines Handkusses verabschiedete, um in die Wüste zu gehen, und sein Gehen war besser als sein Bleiben!

Sie sah die schwere Stunde, da sie die kleine Tochter ans Licht gebar, sehnsuchtsvoll in ihren Mienen forschend, ob sie darin wohl einen Zug vom Vater entdeckte: ach, wie oft, wie unendlich oft, hatte sie in alle, den Jahren das Kind, das heranwachsende Mädchen zwischen die Knie genommen und so in seinem Gesicht geforscht, voll brennenden Verlangens, aus diesen Zügen einen Gruß und Wink von dem Geliebten zu empfangen, über Länder hinweg und über flammende Grenzen hinweg und — vielleicht über Gräber hinweg!

Sie dachte an den Wintertag droben in dem ewig kalten Hause von San Bartolomeo, an den der Major Tudesco mit dem Auto den Berg hinangeschafft wurde und sie einen Krüppel empfing mit der Aufgabe, ihn zu pflegen: eine neue Last zu all den Lasten, die auf ihr Herz drückten, wie der unbarmherzige Stempel einer Kelter.

Und fortan Jahr um Jahr dieses Schauspiel: der erbitterte Kampf des Lebenswillens in dem brettharten Leib des Mannes an ihrer Seite mit dem Tod, der ihn täglich rief!

Und Jahr um Jahr ein mühseliger Schritt den Berg der Läuterung hinauf, bis sie sich endlich zwingen konnte, für Stunden, für Tage selbst zu vergessen, daß sie ihn verachtete um seiner Feigheit willen, bis sie sich es abrang, nie anders als ruhig und gütig helfend neben seinem Gebrechen zu stehen — doppelt einsam nun, da auch das Kind nicht mehr im Hause war.

Mit einer wilden Gebärde, die den alten Schiffer erschreckte, warf Grazia Tudesco den Kopf mit dem schweren Haarknoten in den Nacken zurück: Nicht mehr daran denken! Nun nie mehr denken an diesen jahrelangen Tanz auf dem glühenden Rost.

Sie neigte sich über die Bordwand und grub beide Hände in das kühle Wasser, das an ihren Gelenken emporkroch, und ihr war, als würde so alles, was schwer war, von ihr abgewaschen und sänfe auf den tiefen Grund zurück.

Das Boot hielt geraden Kurs, es zog im klaren Spiegel einen Pfauenschweif hinter sich her. Der See belebte sich allmählich, braune Segel tauchten zur Rechten und zur Linken auf, mehr und mehr wich das westliche Ufer zurück.

Nicht mehr an all das denken! Es war ausgelöscht, der tausendmal ersehnte und doch unheimliche Gast hatte es von der Tafel des Herzens gewischt, als er durch das kühle Krankenzimmer von den hohen Fenstern stieß und mit dem Wintersturm hinausfuhr und eine Seele mit sich nahm.

Ja, damals hatte sie aufgeatmet, ihr Atem war wie ein Jubel an das Leben gewesen, wie ein Willkommenruf, der sich in das Unbekannte schwang.

Daß sie den Toten auf dem Friedhof eines Gebirgsdorfes einscharren ließ, in das sie nimmer den Fuß setzen würde, und sein Grab fremden Händen überantwortete: Vergeltung!

Daß sie, noch ehe die Gruft sich schloß, sein Pätererbe zum Verkauf stellte, entschlossen, es um jeden annehmbaren Preis loszuschlagen: Vergeltung!

Daß sie den Kind die ganze harte, schonungslose Wahrheit gesagt, daß sie fortan den Mann, der sie so namenlos leiden gemacht, nie mehr bei seinem Namen, sondern nur noch bei dem armseligen Titel genannt, den der Staat ihm als Dank für das Opfer seiner gesunden Glieder nachgeworfen: Vergeltung! Vergeltung!

Aber, daß nun endlich das große, ewig gerechte Schicksal, dem sie sich liebend unterworfen, auch für sie und all ihre Leiden Vergeltung bereithielt, daß sie der Stunden unsagbarer Vergeltung mit jedem Windhauch mehr entgegenfuhr — ihr Herz taumelte, wenn sie daran dachte, eine wilde Trunkenheit erfüllte sie ganz und riß sie hinweg, viel schneller als Wind und Segel.

Am steingemauerten Uferkai von Sant Ambrogio begrüßten ein paar kleine Dorfmädchen knicksend die schöne Signorina und führten sie auf ihren bloßen Füßchen den Weg zum Pfarrhause, nach dem sie fragte.

Sie stieg, von der alten Schaffnerin zurechtgewiesen — der Herr Pfarrer Majelli war nicht zu Hause —, die steinernen Stufen zur Giebelstube hinauf. Leise pochte sie an die Tür, voll Angst und Zagen, aber dann ging ihr stürmisch das Herz, weil das erste Wort, das sie nach zweiundzwanzig Jahren der Trennung von seinem Mund vernahm, „avanti" war.

Vorwärts! Vorwärts! rief es in ihr, und sie trat ein und sah ihn am Fenster sitzen. Und blieb auf der Schwelle stehen, so sehr traf sie der Anblick. Oh, mein Gott, hatte er nicht all die Jahre in ihrer Erinnerung als der Fünfundzwanzigjährige gelebt, der ihr damals aus dem anrückenden Jüglein zum letzten Male zugewinkt!

„Wer ist's?" fragte Franz Bartold und wandte langsam den Kopf. Doch mit einem Male, als hätte sein Ohr das wilde Pochen ihres Herzens vernommen, riß er sich mit verzerrtem Mund hoch — aber da war sie schon bei ihm und sank an ihm nieder und barg ihr Gesicht an seiner Brust.

„Ich bin es, Liebster — Grazia ist es!" Aufstöhnend umklammerte er mit fieberheißen Fingern ihren Kopf, sein Atem keuchte, er neigte sich nieder und hob sie auf und streichelte ihr Haar — er konnte nicht sprechen.

„Liebster — Liebster!"

„Ich habe es immer gewußt, daß du kommen würdest", sagte er ganz leise. „Und nun mag die Nacht kommen!"

„Nun soll der Tag kommen", rief sie, und in ihrer Stimme war etwas wie Sturmgeläut. „Der Tag, für den ich gelebt! Für den ich unser Kind geboren!"

Durch einen Schleier von Tränen sah sie, wie sein hageres Gesicht sich verklärte, wie ein helles Licht um seine erloschenen Augen stand:

„Unser Kind!"

„Unsere Tochter Renata, Liebster! So habe ich sie genannt, weil du mir in ihr wiedergeboren wurdest. Immer war mir's wie eine Verheißung, so oft ich sie bei diesem Namen rief. Und nun ist die Verheißung Wahrheit geworden!"

„Renata", sprach er vor sich hin, und eine Ahnung, süß und schmerzlich, überflutete seine Seele. „Renata, sie war bei mir, getrennt war sie bei mir — ich habe ihre Hand gehalten, die war so lebenswarm."

Grazia nickte stumm. Sie sah, wie seine zerrissenen Lippen sich bewegten, als hielten sie wortlos Zwiesprache mit einer Fernen. Sie neigte sich nieder und küßte ihn darauf.

Da machte er die Arme weit und preßte sie ans Herz, so stürmisch und so wild, wie nur einmal einer sie ans Herz gepreßt.

Und weil sie jener Stunde dachte, ließ sie ihre Tränen fließen, daß sie über seine Stirn rannen und die Augenhöhlen füllten, die selber nicht weinen konnten.

„Vorwärts, vorwärts", flüsterte sie und löste sich sanft aus seinem Arm. „Nach Torbole, zu unserem Kind!"

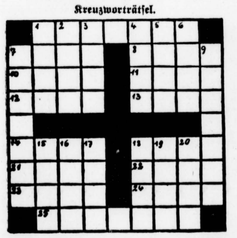
— Ende. —

Anagramm.

Ladet euch ein Freund zum Wort,
Stellt ihr gern euch ein;
Speisen gibt's in Fülle dort
Und ein Gläschen Wein.

Wird das Herz zum Kopf gemacht,
Flieht ihr es entsetzt;
Vielen hat's den Tod gebracht.
Viele schwer verletzt.

Kreuzworträtsel.



Waagerecht: 1. anderes Wort für Lehrkunde, 7. deutscher Dichter, 8. winterliche Naturerscheinung, 10. Kaiffenname, 11. Nebenfluß der Elbe, 12. sibirischer Strom, 13. Musikzeichen im Psalter, 14. Stadt und See in Pennsylvanien 18. Haushaltsplan, 21. kreisförmiger Raum, 22. Antilopenart, 23. geometrischer Begriff, 24. männliches Wild, 25. hoher Beamter. — Senkrecht: 1. Stadt in Togo, 2. anderes Wort für Schwung, 3. weiblicher Personenname, 4. Teil des Auges, 5. Draht- oder Zwirnschlinge, 6. französischer Marschall, 7. französischer Dichter, 9. Schriftart, 15. plötzliche Erschütterung, 16. ehemaliges peruanisches Herrschergeschlecht, 17. anderes Wort für Paradies, 18. großer Widerwille, 19. kleiner Zinnbehälter, 20. Gesteinstrieme.

Zusammenstellrätsel.

ba — bell — dy — gei — han — he — le — min — mit — na — ne — pe — ri — ser — tel — ter — ton — wen — zel.

Aus den vorstehenden neunzehn Silben sind acht Wörter von folgender Bedeutung zu bilden: 1. heiße Quelle, 2. weiblicher Vorname, 3. Turngerät, 4. Behördendiener, 5. Sprengstoff, 6. Singstimme, 7. festgesetzter Zeitpunkt, 8. Kartenblatt.

Diesen Wörtern entnehme man dann je zwei nebeneinanderstehende Buchstaben, die, aneinandergereiht, ein beliebtes Kinderspielzeug ergeben.

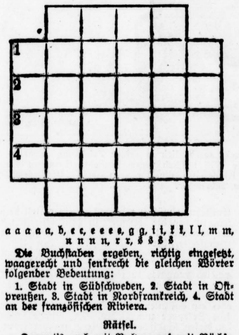
Bilderrätsel.

Scherzfragen.

1. Welche Aehnlichkeit besteht zwischen einer schen und Schafen?

2. Welche Aehnlichkeit besteht zwischen einer redseligen Magd und einem mißvergnügten Bürger?

Erkundliches magisches Kreuz.



a a a a, b e, e e e e, g i i l, l l, m m, n n n, r r, s s s s

Die Buchstaben ergeben, richtig eingesetzt, waagerecht und senkrecht die gleichen Wörter folgender Bedeutung:

1. Stadt in Südschweden, 2. Stadt in Ostpreußen, 3. Stadt in Nordfrankreich, 4. Stadt an der französischen Riviera.

Rätsel.

Kommt's auch mit Pulver und mit Büchse,
Will's schießen weder Has' noch Füchse.
Zwar ist sein Sinn darauf gerichtet,
Daß es Lebendiges vernichtet.
Vier Silben sind's — das will ich nicht verschweigen —
Doch wird ein Herr sich statt des Jägers zeigen,
Erblicket du wohl unter Hofes Schranzen
Oft Leute von dem Rang des neuen Ganzen.

Buchstabenversetzungsrätsel.

Aus den Wörtern:
Brauche — Pore — Zaim — Imme — Senn — Preß — Eifel — Serbe — Feier — Kain — Mieter — Einer
sind durch Versetzung der Buchstaben neue Wörter zu bilden, die in ihren Anfangsbuchstaben, aneinandergereiht, eine Erholungszeit nennen.

Steigerungsrätsel.

1. Ein Freistaat in Europa und sehr besucht bin ich;
   Bewohner dieses Landes, der zeigt gesteigert mich.
2. Beim Trinken nimmt ein jeder mich, auch, lieber Leser, du,
   Und werde ich gesteigert, wend'st du mir Mitleid zu.
3. Ich wachs' in Feld und Garten, schmeck' wohl und nähre dich,
   Gesteigert findest du indes im Walde wieder mich.

Auflösungen aus voriger Nummer

Spruchzahnrätsel: „Nur dem Fröhlichen blüht der Baum des Lebens."

Gleichlaut: Laube.

Denksportaufgabe: Das Buch hatte 484 Seiten.

Rimmermühe: Das Fahrrad.

Silbenrätsel: „Je länger je lieber Feldengerspielleber."

Magisches Kreuz: 1. Westmark, 2. Rathenow, 3. Mamertus, 4. Plantage.

Gleichworträtsel: „Was ich denke und tu, trau' ich andern zu!"

Verwandlungsrätsel: Vofen, Abend, Urne, Lech, Narbe, Interlaken, Perser, Kamin, Oper, Weser, — Paul Nipkow.

Wortbildung: 1. Kreuznach, 2. Ingolstadt, 3. Nachzug, 4. Patentkreuz.

Biersilbige Scharade: Regensburg. Die Mitte fehlt: Heidelberger Schloß.

Licht um Mitternacht

Roman von Bert George

(Copyright 1939 by Prometheus-Verlag, Gröbenzell)

Am 12. Juni, nachmittags 4 Uhr, verläßt das einzige Kind, die hübsche Witfrige Tochter des verwitweten Geheimrats Weber, die im Tiergartenviertel Berlins gelegene Villa ihres Vaters. Sie durchquert den weiten englischen Garten, der das Haus umgibt, gelangt durch das schwere Gittertor auf die breite, elegante Straße mit der hübschen Kastanienallee und geht an den Briefkasten, der wenige Schritte vom Tor angebracht ist, um einen Brief einzuwerfen. Ein Freund des Hauses, der zufällig in Gesellschaft zweier Damen vorüberschreitet und die Tochter des Geheimrats erkennt, grüßt und sagt später aus, er habe die junge Dame einen Brief einwerfen und sie dann wie unschlüssig stehen sehen, als ob sie warte.

Dies ist die letzte Nachricht über Ethel Weber, die nicht mehr in das väterliche Haus zurückkehrt und verschwunden bleibt.

Um Aufsehen zu vermeiden, werden anfangs alle Nachforschungen mit größter Heimlichkeit betrieben. Sowohl der Geheimrat als auch der Bräutigam der spurlos Verschwundenen, ein junger Engländer, Sir Archibald Craven, bemühen sich, Spuren zu entdecken, die zur Auffindung der Verschollenen führen können. Umsonst. Die Polizei ist angestrengt tätig, hervorragende Detektive von internationalem Ruf erhalten große Summen, und ein komplizierter Apparat wird in Bewegung gesetzt. Vergeblich. Acht Tage vergehen bereits in angespannter Erwartung. Nunmehr entschließt sich der alte Geheimrat, auch die Hilfe der Oeffentlichkeit in Anspruch zu nehmen. In allen großen Zeitungen des In- und Auslandes erscheinen Bilder der Verschwundenen und Schilderungen des unerklärlichen Vorfalls. Hohe Belohnungen werden für erfolgreiche Hinweise oder Angaben von Spuren ausgesetzt. Alle Bemühungen bleiben erfolglos.

In diesen hoffnungslosen Punkt waren die Nachforschungen angelangt, als einer der jüngsten Rechtsanwälte und Verteidiger Berlins, der in nahen freundschaftlichen Beziehungen zur verschwundenen jungen Dame gestanden hatte, die Aufforderung erhielt, im Fahndungsbüro des Polizeipräsidiums vorzusprechen. Es handelte sich um den 32jährigen Dr. Günther Perfall, der noch bis vor einem halben Jahr im Hause des alten Geheimrats als befreundeter Anwalt und Ratgeber verkehrt hatte.

Man führte ihn in das Zimmer eines höheren Polizeibeamten, der ihn mit kühler Höflichkeit zum Sitzen aufforderte.

„Ich habe Sie zu mir bitten lassen, Herr Rechtsanwalt", begann der Beamte, indem er gleichzeitig einen Bericht überflog, den er in den Händen hielt, „um von Ihnen einige Aufklärungen in der Angelegenheit des plötzlich verschwundenen Fräuleins Weber zu erfahren. Vorerst bitte ich Sie jedoch, mir offen einige Fragen zu beantworten."

Der Rechtsanwalt, in dessen glattrasiertem, klassem Gesicht sich eine nervöse Gespanntheit ausdrückte, verneigte sich stumm gegen den Sprecher, der unverwandt den Bericht zu studieren schien.

„Sie kennen den Geheimrat Weber?" fragte der Beamte.

„Gewiß."

„Sie verkehrten etwa zwei Jahre in seinem Hause und haben die Beziehungen vor ungefähr einem halben Jahre abgebrochen. Würden Sie mich über die Gründe unterrichten, die diesen Bruch herbeiführten?"

„Ein Irrtum. Es handelt sich um keinen Bruch unserer Beziehungen. Ich bin freiwillig weggeblieben."

„Schön. Aber das muß doch einen Grund gehabt haben."

„Gewiß. Aber dieser Grund ist ganz privater Natur — eine rein persönliche Angelegenheit."

„So." Der Beamte sah zum ersten Male auf und blickte forschend in das Gesicht des jungen Anwalts.

Nach einer Weile sagte er:

„Sie waren mit der Tochter des Geheimrats heimlich verlobt, nicht wahr?"

Eine Blutwelle fürbte das Antlitz Perfalls. Ueberrascht entgegnete er zögernd:

„Wir waren heimlich verlobt, das ist richtig."

„Hat sich Ihre Verlobung zerschlagen?"

„Verzeihen Sie", Dr. Perfall raffte sich verstimmt, „aber ich werde hier wohl — ist das — ein Verhör?"

„Es ist natürlich kein Verhör, Herr Doktor, aber ich muß unbedingt einige Auskünfte von Ihnen erbitten."

„Gern. Aber Ihre Fragen betreffen Dinge, die mein eigenstes Privatleben berühren. Jede Erörterung darüber ist mir unerwünscht."

„Nun, dann will ich Ihnen mehr Mut machen, sich mir anzuvertrauen", sagte der Beamte, ohne seinen ruhigen Ton im geringsten zu verändern. Er öffnete ein Schubfach, entnahm ihm ein Bündel Briefe und legte es vor sich hin auf den Schreibtisch. Dann löste er den Knoten, der die Briefe zusammenhielt, und suchte einige Zeit unter den Blättern. Endlich fand er das Gewünschte. Er schob die übrigen beiseite, behielt ein Blatt in der Rechten und las mit derselben leisen Stimme, mit der er bisher gesprochen:

„Geliebte, einzige Ethel!

Die Unterredung mit Deinem Vater dauerte bis nach Mitternacht. Ergebnis: Ich füge mich seinem Willen. So wie er Dich überzeugte, daß wir uns trennen müssen, ebenso hat er auch mich durch Gründe wehrlos gemacht, die nicht zu widerlegen sind. Wenn es gilt, dem Vaterland einen Dienst zu erweisen, dann müssen Liebe, Glück, Gefühl und Sehnsucht schweigen. Ich gehorche blutenden Herzens. Könnte ich mit Dir fort von hier, fliehen — anderswo mit Dir leben! Wie soll ich mich in dieses Unglück finden? Ich ertrage es nicht. Dich zu verlieren. Ich hasse Craven, ich hasse Deinen Vater. Ich verstehe, daß Du zu schwach bist, um Widerstand zu leisten. Denke daran, daß ich immer bereit bin, Dir zu helfen, wenn Du diesen Zustand nicht länger erträgst. Rufe mich, und ich komme!

Dein G."

Der Beamte ließ das Schreiben sinken. „Diesen Brief haben wir unter vielen anderen im verschlossenen Schreibtisch der jungen Dame gefunden. Geheimrat Weber stellte fest, daß alle Briefe Ihre Handschrift zeigen, also von Ihnen herrühren müssen. Stimmt das?"

Dr. Perfall antwortete nicht gleich. Nach kurzer Ueberlegung sagte er:

„Ich möchte, bevor ich antworte, eine Gegenfrage an Sie, Herr . . .", er hielt fragend inne.

„Regierungsrat Zellner."

„Herr Regierungsrat richten. Was geschieht, wenn ich meine Auskunft verweigere?"

„Sie wissen selbst, Herr Rechtsanwalt, daß Sie das Recht haben, eine Ihnen schädliche Auskunft zu verweigern. Aber ich rate Ihnen nicht dazu. Sie setzen sich in diesem Falle nur Unannehmlichkeiten aus. Die Behörde hat die Pflicht, das rätselhafte Verschwinden des jungen Mädchens aufzuklären. Ihnen fehlt uns jede, auch die leiseste Spur. Wir müssen annehmen, daß ein Verbrechen vorliegt. Alle Umstände deuten sogar bestimmt darauf hin. Nun finden wir bei der Durchsuchung des Zimmers im Schreibtisch des Fräuleins Weber Ihre Briefe. Ich habe Ihnen den wichtigsten eben vorgelesen. Sie sprechen darin von „fliehen", „anderswo leben", von Ihrer Hilfe, die Sie anbieten — kurz, der ganze Inhalt des Schreibens macht Sie — verzeihen Sie, wenn ich es offen ausspreche — verdächtig. Jedenfalls sind Sie der einzige Mensch, der uns einen Fingerzeig geben kann, damit wir unsere Nachforschungen fortsetzen können. Zu diesem Zweck habe ich Sie hierhergebeten."

„Und wenn ich, da es sich hier um höchst persönliche Dinge handelt, die man als selbständiger Mensch für sich behält, keine Auskunft geben will? Und dann?"

„Ich sagte Ihnen schon, daß ein gewisser Verdacht auf Ihnen ruht. Es darf Ihnen in Ihrer Stellung als Rechtsanwalt nicht gleichgültig sein, diesen Verdacht durch eine offene Erklärung zu zerstreuen. Gelingt es Ihnen nicht, so kommt es zu einer gerichtlichen Untersuchung. Es liegt also in Ihrem Interesse zu sprechen."

Der Regierungsrat hatte sich in seinem Sessel zurückgelehnt und verschränkte die Hände über die Brust. Er betrachtete erwartungsvoll sein Gegenüber. Dr. Perfall atmete tief. Ueber sein schmales, erregtes Gesicht, in dem zwei dunkle Augen brannten, lief es wie ein flüchtiger Schatten. Er schien mit sich zu kämpfen. Dann sagte er kurz:

„Ich habe die Briefe geschrieben."

„Danke. Und jetzt die heikelste Frage: Was wissen Sie über das mysteriöse Verschwinden der jungen Dame?"

„Darüber weiß ich garnichts."

Der Beamte runzelte die Stirn. Er schien langsam verdrießlich zu werden.

„Hören Sie mich an, Herr Doktor. Von meinem Bericht über unsere Unterredung wird es abhängen, ob der Staatsanwalt gegen Sie Klage erhebt. Dann dürfte es für Sie zu spät sein, um Unannehmlichkeiten zu entgehen. Ich rate Ihnen also dringend, mir zu sagen, was Sie über das Verschwinden der jungen Dame wissen."

„Ich sage Ihnen leider enttäuschen. Ich weiß tatsächlich darüber nichts mitzuteilen."

„Aber aus Ihren Briefen geht hervor, daß Sie ihr sehr nahe gestanden haben. Näher als ihr Vater oder . . .", der Beamte zögerte, dann sagte er langsam mit forschendem Blick auf Perfall, „ihr Bräutigam Sir Craven."

„Verzeihen Sie, als ich das Glück hatte, Fräulein Ethel etwas zu bedeuten, war Sir Craven noch nicht ihr Bräutigam. Das war vor mehr als einem halben Jahr. Ich möchte dies feststellen."

„Fand die Verlobung Sir Cravens mit Fräulein Weber erst nach Ihrem Weggang aus dem Hause des Geheimrats statt?"

„Ja, vier Wochen nachher. Ich habe Fräulein Weber seit damals nicht mehr gesehen."

„Kennen Sie Sir Craven persönlich?"

„Ich habe ihn flüchtig im Hause des Geheimrats kennengelernt."

„Wie stehen Sie zu ihm?"

„Er ist mir unsympathisch. Wie könnte es auch anders sein? Er ist schuld, daß ich zurücktreten mußte. Ich liebte — ich wurde wieder geliebt —, dann tauchte er auf, vor einem halben Jahr, und ich verlor Ethel." Der junge Rechtsanwalt hatte die Sätze fast mit Widerstreben hervorgestoßen. Es lag etwas in seiner Stimme, das echten Schmerz verriet. Regierungsrat Zellner schwieg, um die Eröffnung Perfalls nicht zu unterbrechen.

„Heute bin ich darüber hinweg. Ich habe alles überwunden, es mußte sein. Ethel ist ja noch ein junges Kind. Sie konnte ihrem Vater keinen Widerstand leisten. Das hätte übrigens niemand gekonnt, kein Mensch. Er wünschte die Verlobung mit Sir Craven, und Ethel mußte gehorchen."

„Sir Craven war während des spurlosen Verschwindens seiner Braut gerade in England. Er konnte also auch also keine Auskunft geben. Ebensowenig ist der alte Geheimrat imstande, uns auf irgendeine Spur zu bringen. Ich gestehe offen, daß, als man mir Ihre Briefe übergab, ich fest überzeugt war, Sie würden uns nützliche Angaben machen. Wer könnte denn Interesse daran haben, daß Fräulein Weber verschwindet?"

„Es ist mir unerklärlich", murmelte Perfall vor sich hin, „ganz unerklärlich . . ."

In dem Polizeibeamten regte sich plötzlich neuer Argwohn. Er verschloß das Päckchen mit den Briefen sorgfältig und tat so, als sei die Unterhaltung mit dem Rechtsanwalt beendet. Er holte ein Zigarettenetui hervor, bot dem Anwalt eine Zigarette an, und nachdem beide Herren einige blaue Rauchwolken erzeugt hatten, sagte er leichthin:

„Na, dann scheint mir die Sache erledigt. Uebrigens fanden meine Leute das Zimmer der jungen Dame in einem Zustand, der allerdings nicht darauf schließen läßt, daß eine Flucht geplant war. Es fehlte nichts." Nach einer Pause fuhr er fort, „es würde mich, aus rein menschlichen Gründen, ohne indiskret sein zu wollen, interessieren, weshalb Sie auch die Beziehung mit dem Geheimrat gänzlich aufgegeben haben? Sie waren doch sein juristischer Berater? Sein Anwalt? Wie? Gab es Unstimmigkeiten?"

„Eigentlich nicht. Die Ursache unserer Trennung war der plötzliche Entschluß des Geheimrats, seine Tochter mit Sir Craven zu verloben, nachdem er beinahe zwei Jahre stillschweigend den freundschaftlichen Verkehr zwischen Ethel und mir geduldet hatte."

„Baten Sie ihn um die Hand seiner Tochter?"

„Ja. Ich entschloß mich dazu, leider gerade an dem Tage, da er sich mit Sir Craven über die Verlobung mit Ethel einigte. Aber davon hatte ich damals keine Ahnung, sonst hätte ich mir die peinliche Ablehnung erspart."

„Seltsam", sagte der Regierungsrat, nachdenklich den Rauch seiner Zigarette in die Luft wirbelnd, „er mußte doch einen Grund haben, Sie so plötzlich abzulehnen und Sir Craven die Hand seiner Tochter zu geben, wie?" Instinktiv fühlte der erfahrene Beamte, daß, wenn es etwas zu erforschen gab, was auf die Spur des verschwundenen jungen Mädchens führen könnte, hier eine Möglichkeit verborgen lag. Nur mußte er vorsichtig vorgehen. Der junge Mann mochte auf ihn einen unklaren Eindruck. Keinesfalls durfte er ihn erschrecken und „verhören", wie es der Anwalt vorhin ablehnte. Er mußte mit liebenswürdigem Plauderton den teilnehmenden Zuhörer spielen, der zufällig von der peinlichen Angelegenheit erfährt. Da Perfall schwieg, fuhr er mit seiner ruhigen angenehm klingenden Stimme fort:

„Ich verstehe jetzt, daß es Ihnen peinlich sein mußte, über die Sache zu sprechen. Jedenfalls ist die Rolle, die Sir Craven Ihnen gegenüber spielt, recht eigentümlich."

Dr. Perfall hatte die Lippen zusammengepreßt. Seine Augenlider waren halb geschlossen. Den Regierungsrat schien es, als ob er die Gedanken verbergen wollte, die in ihm aufstiegen.

„Ja, es war nicht richtig von ihm", sagte er wie zu sich selber. „Craven hatte sich vom ersten Augenblick an in Ethel verliebt. Das sah ich sofort. Er ist ein entfernter englischer Verwandter des Geheimrats, jung, hübsch und ungeheuer reich. Er kam auf der Durchreise beim Geheimrat vorbei, um seinen Verwandten zu begrüßen, und verliebte sich in Ethel. Und dann —" er brach plötzlich ab.

Der Regierungsrat rührte sich nicht. Nur jetzt keine ungeschickte Bemerkung, die Perfalls Absicht, zu plaudern, im Keim vernichtete. Er entnahm seinem Etui eine neue Zigarette, und während er sie zwischen den Zähnen hielt und in Brand steckte, murmelte er halblaut, doch für Perfall verständlich: „Scheint so ein ziemlich skrupelloser Herr zu sein, dieser Sir Craven."

„Nein, nein, nein", sagte Perfall mit eigentümlicher Hast, „die Sache ist ja viel banaler, viel gewöhnlicher, als Sie denken. Niemals hätte ich Ethel an ihn verloren, wäre ich imstande gewesen, so wie es Sir Craven tat, Geld in die Arbeiten des alten Geheimrats zu stecken. Geld — Geld —, das verdammte Geld war's!"

Die letzten Worte schrie er dem Regierungsrat beinahe ins Gesicht. Dabei schlug er mit der flachen Hand auf den Tisch. Sofort aber beherrschte er sich wieder und sagte bedauernd: „Entschuldigen Sie, bitte."

Der Beamte lächelte zuvorkommend. „Ich verstehe vollkommen, daß die Erinnerung Sie erregt. Und Sie haben also seit damals die junge Dame nicht mehr wiedergesehen?"

„Weder gesehen noch gesprochen. Es hätte uns beiden nur immer neue Qual verursacht. Die Tatsache ihres plötzlichen Verschwindens ist mir ebenso unerklärlich wie allen anderen. Ich bin selbst überrascht und beunruhigt."

Prüfend glitten die Blicke des Beamten über Perfalls Gesicht. Sprach er die Wahrheit? Hatte er wirklich nichts mit der Sache zu tun, hinter der ohne Zweifel entweder eine Entführung oder etwas Schlimmeres steckte? Daß er, wie er vorhin sagte, alles „überwunden", dem widersprach der heftige Ausbruch, der ihn soeben übermannt hatte. Man schreit nicht und schlägt nicht mit der Hand auf den Tisch, wenn einem etwas gleichgültig geworden ist. Also sprach Perfall die Unwahrheit. Und hinter dieser Unwahrheit liegt die Spur, die zur Entdeckung führen könnte. So kalkulierte Zellner.

„Verzeihen Sie", begann er von neuem. „Sie sagten vorhin, daß der Geheimrat Weber von Sir Craven Geld für eine bestimmte Sache bekam. Soviel ich weiß, ist der alte Herr wohlhabend, einer der reichsten Männer Berlins. Wie ist das möglich?"

Perfall lächelte. „Ich war zwei Jahre seine rechte Hand. Seine Kapitalien sind verloren gegangen. Er besitzt allerdings eine der wertvollsten Briefmarkensammlungen, die es heute gibt. Aber das ist kein genügender Betrag zur Fortsetzung seiner Experimente. Was er sonst noch flüssig machen könnte, genügt nicht. Er benötigt viele Hunderttausende. Doch sage ich dies vertraulich."

„Was sind es für Arbeiten, die ihn beschäftigen?" fragte der Regierungsrat interessiert.

(Fortsetzung folgt)

Einweichen mit Henko-Bleichsoda – das ist die schonende und richtige Vorbehandlung beim Waschen!

Wenn die Mutter
auf dem Felde arbeitet ...

Keine Sorge um die Kleinen

Ernte-Kindergärten überall auf dem Lande. Die NSV betreut die Landkinder in den Erntemonaten

Und abends ist das Glück der Mutter übergroß, wenn sie ihre Trabanten wohlbehalten wieder in ihre Arme schließen kann.

Fotos (4): Dr. Weller (Bavaria-Verlag).

Die Sommer- und Erntemonate bringen dem Bauern und Landarbeiter ein erhöhtes Maß von Arbeit auf den Feldern und in den Äckern. Es ist altes Gesetz auf jedem Hof, daß keine Hand müßig bleibt, wenn es gilt, das Land zu bestellen oder den Segen des Jahres einzubringen. Und das ist erst recht zur Lebensnotwendigkeit geworden, seit das deutsche Volk im Kampf um seine Selbstversorgung an allererster Stelle den Bauern und Landmann aufgerufen hat, das Äußerste und Letzte aus dem deutschen Boden herauszuholen. Also ist auch die Bauersfrau und die Landfrau überhaupt in einem besonderen Maße in die schaffende Arbeit auf dem Feld mit einbezogen. Denn es gibt soviel Arbeit, daß der Hände immer noch zu wenig sind.

Und die deutsche Bauers- oder Landfrau hilft gern. Nur eine Sorge hat sie: Was wird in der Zeit, wo ich auf dem Felde oder an meinem Arbeitsplatz bin, aus meinen Kindern? Wer wacht über sie? Wer beschützt sie mit? Ja, in früheren Jahren waren nicht selten in den Zeitungen Notizen zu finden, in denen davon berichtet wurde, daß wieder ein Kind Opfer eines Verkehrsunfalles geworden sei, oder aus dem Fenster gestürzt sei oder, während es alleine im Hause spielte, das Zimmer in Brand gesteckt habe ... Und es war bei dieserart Notizen dann häufig der Zusatz zu finden: „... während die Mutter auf dem Felde war ..." oder „... während die Mutter ihrer Arbeit nachging ..." Diese Sorge um ihr höchstes Gut ist der Mutter heute abgenommen. Überall auf dem Lande hat die NSV. die Erntekindergärten eingerichtet, die in ihrer bisherigen Tätigkeit schon ungeheuren Segen gestiftet haben. Kinder, deren Mütter nicht den ganzen Tag zu Hause sein können, werden von geschulten Kindergärtnerinnen und Schwestern der NSV. in sorgsame Obhut genommen. Damit sind die Mütter dieser ihrer brennendsten Sorge enthoben. Sie wissen, daß ihre Kinder in diesen Kindergärten gut aufgehoben sind, daß sie nicht nur „bewahrt", sondern auch erzieherisch wie gesundheitlich betreut werden.

Die Kinder fühlen sich, nachdem sie die erste Scheu, die sie vor allem Fremden empfinden, abgelegt haben, bei den „Tanten" auch sehr wohl. Sie finden da ja auch so viele kleine Freunde und Freundinnen. Dort ist ein großer Sandkasten und eine grüne Wiese, dort wird gesungen, gespielt und getanzt, und selbst wenn es regnet, wird in den hellen Räumen soviel Kurzweil getrieben, daß den Kindern die Zeit wie im Fluge vergeht. Nach Beendigung der Arbeit nimmt die Mutter das Kleine dann wieder in Empfang, und das Plappermäulchen wird garnicht zum Stillstand kommen, soviel gibt es zu erzählen, von den Kindern, mit denen es gespielt hat, von dem, was sie an kleinen Handfertigkeiten gelernt haben; und was die Tante alles erzählt hat.

Auch in Hinsicht auf die Erziehung des Kindes ist der Kindergarten der NSV. von besonderem Wert. Wird doch hier schon das Kleinkind in eine Gemeinschaft gestellt, in die es sich einzuordnen lernen muß. Die Kinder müssen gemeinsam spielen und sich miteinander beschäftigen. Das trotzige „Ich will ..." führt hier nicht zu dem gewünschten Erfolg, und wenn es auch erst große Krokodilstränen gibt, hinterher wird es dem Kleinen selbstverständlich sein, daß es auf seine kleinen Kameraden und Kameradinnen Rücksicht nehmen muß. Damit aber ist in dem kleinen Dasein schon ein wichtiger Grundstein für ein zufriedenes und glückliches Leben gelegt.

So nehmen die Kindergärten den Müttern nicht nur die Sorge ab und helfen durch ihren einfach namenlosen Unglück verhüten, sondern sie lassen aus frühester und wichtigster Erziehungsarbeit an unserer Jugend.

Der verhätschelten und verwöhnlichen Muttersöhnchen und -töchter werden immer weniger, aus werden die Kleinen nicht aus Mangel an gleichaltriger Umgebung allflug. Die fröhliche Gemeinschaft der Kinder erhält ihnen jene beglückende und echte Kindhaftigkeit, an der wir Großen unsere Freude haben; die geschulten Hände der Kindergärtnerinnen gewähren ihnen Schutz vor all den vielen Gefahren, die dem Kind, das sich selbst überlassen ist, überall drohen.

Gesunde, echte, kindhafte Jugend ist das Ziel der Kindergärten der NSV.

Lk.

Bevor es früh morgens auf das Feld zur Arbeit geht, werden die Kinder zum Erntekindergarten gefahren, wo sie in guter Obhut den Tag verbringen

Zwei Stillvergnügte ...

Beim Reigenspiel in Luft und Sonne werden die Kleinen schnell gute Freundinnen.

Ist 1939 ein Erdbebenjahr?

Die Skala der Erdstöße - Unheimliches Zahlenspiel um Naturkatastrophen

Die vorigjährige Erdbebentätigkeit, die aus Südamerika und Japan gemeldet wird, hat dem Jahre 1939 den Ruf eines „Erdbebenjahres" eingetragen. Bekanntlich spielte sich bereits in den ersten Tagen dieses Jahres in Chile eine Erdbebenkatastrophe ab, die zu den furchtbarsten Naturereignissen aller Zeiten gezählt werden muß. Gleichwohl bleibt die Frage, ob es überhaupt „Erdbebenjahre" gibt, das heißt, Jahre, in denen die Erde besonders unruhig ist, umstritten.

Es gibt freilich eine Reihe von merkwürdigen Erscheinungen, die zu beweisen scheinen, daß Erdbeben periodisch, in genau abgezirkelten Abständen, eintreten. Am verblüffendsten ist in diesem Zusammenhang das Beispiel von Lissabon, wo gewaltige Erdbeben jeweils in Abständen von 328 Jahren zu verzeichnen waren. Die Chronik meldet, daß Portugals Hauptstadt im Jahre 1909 von einer schweren Erdbebenkatastrophe heimgesucht wurde. 328 Jahre später, also 1641, wurde Lissabon abermals von einer folgenschweren Erderschütterung betroffen. Das sieht zumindest nach Zufall aus. Aber im Jahre 1765, also wiederum nach 328 Jahren, wiederholt sich das Ereignis. Und nun steht man mit einiger Besorgnis dem Jahre 1978 entgegen, das vielleicht abermals eine Bestätigung des unheimlichen Zahlenspiels bringt.

Leider sind alle Versuche einer Erdbebenvorhersage bis heute erfolglos geblieben. Man weiß nur, daß die Katastrophen vorzugsweise immer wieder an den gleichen Stellen des Erdballs auftreten. Ferner scheinen gewisse unterirdische Zusammenhänge zwischen einzelnen Erdbebenherden zu bestehen. Das hat sich besonders bei Chile und Japan gezeigt. Diese beiden Länder scheinen die Angelpunkte eines riesigen Unruhegebietes zu bilden, denn Erderschütterungen in Chile haben fast immer auch solche in Japan im Gefolge. Man hat vielfach die Ansicht vertreten, daß die Zahl der Erdbeben, wie überhaupt die Zahl der schadenstiftenden Naturereignissen im letzten Jahrzehnt zugenommen hat. Aber auch das konnte von der Wissenschaft nicht nachgewiesen werden. Die Annahme beruht ziemlich im wesentlichen darauf, daß damit der modernen Nachrichtenübermittlung und der Entwicklung der Presse heute viel schneller und öfter über derartige Erscheinungen berichtet wird.

Dreimal täglich bebt die Erde in Japan

Die Erdbebenstatistik zeigt an, daß jährlich rund 10 000 Beben — also durchschnittlich jede Stunde ein Erdbeben — festgestellt werden, von denen doch nur die Hälfte überhaupt fühlbar in Erscheinung tritt und höchstens 100 eine zerstörende Wirkung haben. Jahr für Jahr — ob man nun von einem „Erdbebenjahr" sprechen will oder nicht — verzeichnet allein Japan über 1000 fühlbare Erdbeben, also mindestens drei Beben täglich, die im allgemeinen harmlos verlaufen. Der Erdbebenforscher Hessel Tiltmann berichtet, daß er unlängst anläßlich einer Japanreise nicht weniger als drei spürbare Erdbeben an einem Morgen zwischen 7.30 und 10 Uhr erlebt habe. Durch das erste, das um 7.35 Uhr stattfand, wurde er aus dem Schlaf gerüttelt. Das zweite um 8.00 Uhr brachte seinen Frühstückstisch ins Wanken und verdarb ihm den Appetit. Das dritte überraschte ihn um 9.47 Uhr am Steuer seines Kraftwagens, das Auto mit unwiderstehlicher Gewalt von einer Straßenseite auf die andere schiebend.

Nicht einmal das läßt sich auf Grund der Seismogrammen feststellen, ob eine Erderschütterung zur Katastrophe wird oder ob sie harmlos bleibt. Man hat an der der kaiserlichen Universität in Tokio angeschlossenen Erdbebenwarte in 32 Jahren nicht weniger als 30 000 Erdbeben gemessen. Gleichwohl haben die gesammelten Erfahrungen nicht gemißt, Erdbeben vorherzusagen. Denn es gibt kein „Erdbeben-Wetter", wie man es früher häufig annahm. Eine Erderschütterung kann sich ebenso an einem Wintermorgen als in einer hochsommerlichen Mondnacht zutragen. Wer die ersten 30 Sekunden der Erschütterung überdauert, der hat große Aussichten, mit dem Leben davon zu kommen, denn länger pflegen die Erdstöße selten zu dauern. Da es kaum möglich ist, sich während eines Bebens auf den Beinen zu halten, empfiehlt das Erdbeben-Institut von Tokio, sich, wenn das möglich ist, bei der ersten fühlbaren Bodenerschütterung an den nächsten Baum emporklammern und an seinen Ästen Halt zu suchen.

Die moderne Erdbeben-Skala

Zur Kennzeichnung der Erdbebenstärke hat man eine besondere Skala eingeführt, mit der man, ähnlich wie die Windstärke, die Erschütterungen in verschiedene Grade einteilt. Die Skala reicht von 1 bis 12. 1 bedeutet ein unmerkliches Beben, das nur von Seismographen registriert wird; 2 ein sehr leichtes, nur von wenigen Menschen wahrgenommenes Beben; 3 ist eine leichte Erderschütterung, die von einem kleinen Teil der Bevölkerung verspürt wird; 4 ist ein mäßiges, nicht von allen Personen verspürtes Beben, das leicht schwankende Bewegungen von Möbeln und leichtes Klirren von Gläsern hervorruft und vereinzelt Schlafende aufweckt. 5 ist bereits ziemlich stark; es ist in den Wohnungen allgemein festzustellen. Hängende Gegenstände pendeln, Uhren bleiben stehen, Betten schwanken, Bäume bewegen sich. 6 bedeutet ein starkes Beben, das von jedermann mit Schrecken verspürt wird. Bilder fallen von der Wand, Turmuhren schlagen an, an den Häusern treten leichte Beschädigungen auf und der Verputz bekommt Risse.

Unter 7 versteht man ein sehr starkes Beben, das in den Wohnungen erheblichen Schaden anrichtet. Die Hausmauern bekommen kleine Risse, der Verputz bröckelt ab, schlecht angebrachte Verzierungen fallen herunter und schadhafte Schornsteine stürzen ein. 8 bedeutet „Zerstörend", das heißt, Baumstämme brechen ab, schwere Möbel fallen um, freistehende Mauern brechen, andere bekommen tiefe Spalten; dazu treten leichte Bodenrisse auf. 9 ist „verwüstend", das heißt, einzelne Bauten werden vollständig zerstört. 10 führt den Beinamen „vernichtend", viele Bauten werden zerstört. Eisenbahnschienen verbiegen sich; zahlreiche Bodenspaltungen und Felsstürze treten auf. 11 bedeutet eine Katastrophe, bei der nur vereinzelte Bauten stehen bleiben. Brücken werden vernichtet, Dämme zerreißen, im Boden entstehen viele große Spalten und die Felsstürze verändern das Landschaftsbild. 12 ist endlich die große Katastrophe, der kein Werk von Menschenhand geschaffen, standhält und die große Veränderungen der Erdoberfläche hervorruft.

Geographie, in Ziffern ausgedrückt

Frohe Urlaubstage in 698298

Jeder deutsche Ort hat seine Nummer - Je kleiner die Zahl, desto wichtiger die Stadt

Die vom Reichskuratorium für Wirtschaftlichkeit in Berlin nach dem wirtschafts-geographischen System geschaffene Ortsnumerierung für Deutschland hat jetzt durch die Heimkehr der Ostmark und des Sudetenlandes eine bedeutende Erweiterung erfahren. Zu den bisherigen Grundnummern treten die Stammzahlen 10 und 20 hinzu, so daß Großdeutschland heute in 11 Hauptbezirke eingeteilt ist.

Was halten Sie von folgendem Gespräch, das sich in einem Abteil des D-Zuges Berlin—München entspinnt?: „Ein etwas langer Aufenthalt in diesem 79° murrt ein Herr gelangweilt und atmet erleichtert auf, als sich der Zug endlich wieder aus dem Bahnhof Plauen in Bewegung setzt. „Hoffentlich erreiche ich in 66 noch den Anschluß nach 677, wo ich ein paar Tage ausruhen will, um dann in das herrliche, gemütliche 10 zu fahren", meint sein Gegenüber. „Besuchen Sie zum ersten Mal 10?" fragt nun der andere wieder und steckt sich lässig eine Zigarette an. „Ja, und ich freue mich schon sehr darauf. Ich habe bisher immer meinen Urlaub in 6 verbracht, von wo ich dann herrliche Ausflüge ins Gebirge nach 660, 696 und an den 69 998 gemacht habe; am liebsten aber hielt ich mich auf der Insel 698 298 auf, wo ich schon unvergeßliche Stunden erlebt habe". Der andere Herr hat aber Recht, wenn er sagt, daß Ferientage überall schön seien, ob man sie nun in 181, auf 119, oder am Strande von 2111 verbringt.

Hört sich diese Unterhaltung nicht recht merkwürdig an? Einer der Gesprächspartner steht nun gar eine Landkarte aus der Tasche, auf der es von Ziffern und Zahlen nur so wimmelt. Nun, dieses Gespräch birgt gar kein Geheimnis, es bewegt sich nur im Rahmen des wirtschafts-geografischen Systems, jener seltsamen Geographie, die keine Ortsnamen kennt, sondern allen deutschen Städten, Marktflecken und Dörfern Nummern gibt. Es ist die „Kurzschrift" der Behörden, Organisationen, Großbanken, Versandfirmen, kurz all jener Stellen, deren Tätigkeit sich über ganz Deutschland erstreckt und die in ständiger Fühlungnahme selbst mit den kleinsten Gemeinden bleiben müssen.

Raum ihnen und Ueberblick schaffen! In diesen wenigen Worten liegt der große volkswirtschaftliche Wert des „Ortsnummernverzeichnis des Deutschen Reiches", das soeben in seiner ersten großdeutschen Ausgabe erschien. Das „Reichskuratorium für Wirtschaftlichkeit" hat damit für Kartei-, Realitraturen, Buchhaltungen, Vereine und Organisationen ein System geschaffen, nach dem es auf einer einheitlichen Grundlage möglich ist, die Vielzahl von Orten nur mehr in Zahlen und Ziffern auszudrücken.

Deutschland führt die Nummer 43

Deutschland selbst besitzt nach der vom „Institut International de Bibliographie" in Brüssel aufgestellten Numerierung sämtlicher Länder der Welt die Nummer 43. Das Reichskuratorium teilte wiederum das Deutsche Reich zunächst in 9, später nach der Rückkehr der Ostmark und des Sudetenlandes in 11 Hauptbezirke ein, in denen wirtschaftsgeographisch zusammenhängende Teile des Reiches unter möglichster Wahrung der bestehenden politischen Ahrenzungen zusammengefaßt sind. Jede dieser Nummern von 1—10 (Südetenland mit Reichenberg an der Spitze erhielt 20) bildet die Leitnummer für sämtliche Orte eines Bezirkes und ist zugleich die Kennziffer der wirtschaftlichen Metropole dieses Gebietes, die überhaupt die Zahlen die ökonomische Bedeutung einer Ansiedlung widerspiegeln.

Der große Bezirk Berlin, der sich bis zum Memelland erstreckt und bis an die Grenzen Leipzigs reicht, trägt die Nummer 1, Hamburg 2, Köln 3, Frankfurt 4, Stuttgart 5, München 6, Leipzig 7, Breslau 8, Königsberg 9, Wien 10 und Reichenberg 20. Alle größeren Städte, die sich um diese Zentralen gruppieren, erscheinen als zweistellige Nummern, die in ihrer ersten Ziffer den Großbezirk bezeichnen, zu dem sie gehören. So führen um den Berlin zu bleiben, Stralsund 11, Stettin 12, Stolp 18, Magdeburg 17, Halle 18, Cottbus 19. Alle Orte, die im Umkreis von 11 (Stralsund), 12, 18 und so weiter liegen, erhielten wieder Ziffern von 1—9, die ihrem Stamm einfach angehängt wurden. Die Stadt Greifswald, um ein derartiges Beispiel zu nennen, erscheint im Ortsnummernverzeichnis als Nummer 114, Barth als Nummer 111.

Wie ein Stein, den man ins Wasser wirft, so ziehen auch diese kleineren Orte wieder ihre Kreise mit Ortschaften, die unbedeutender sind als sie und diese wieder mit solchen, die an Wichtigkeit hinter ihnen stehen, bis eine vierbis sechsstellige Zahl erreicht ist. An dieser einleuchtenden Methode kann man also ohne weiteres die Größe und wirtschaftliche Wichtigkeit eines Ortes erkennen, denn je kleiner die Zahl, desto wichtiger der Ort und je größer die Zahl, desto geringer die Bedeutung eines Ortes, den sie vertritt.

Der Kreis wird immer größer

Kommen wir einmal auf das angeführte Gespräch im Zugabteil zurück! Der eine Herr fuhr nach dem Großbezirk 10, womit Wien gemeint ist. Sicher hat er den Anschluß in 66 (Rosenheim, zu 6 = München gehörend) erreicht und es hat ihm in 677 (Passau, zu 67 = Landshut, dies zu 6 = München gehörend) gut gefallen. Er hat bisher immer seinen Urlaub in München verbracht, von wo aus er herrliche Ausflüge ins Gebirge nach 689 (Füssen, 6 = München, 68 = Augsburg) und 696 (Bad Tölz) und an den Königssee (6696) unternommen hat. Am liebsten hielt er sich aber in 698 298 (Herrenchiemsee, 6 = München, 69 = Freising, 698 = Traunstein, 6989 = Endorf, 69829 = Breitbrunn/Chiemsee) auf. Ferienmachen ist aber auch in 121 (Swinemünde), (1 = Berlin, 12 = Stettin), auf 119 (Rügen bezeichnungsweise Wesgen) oder am Strande von 2111 (Norderney, 2 = Hamburg, 21 = Bremen, 211 = Norden) recht schön. Verstanden?

Ueber 100 000 Ortschaften wurden bisher vom Reichskuratorium für Wirtschaftlichkeit mit Nummern versehen, selbst Einzelhäuser, wie einsam gelegene Sanatorien, Institute oder Güter fanden dabei Berücksichtigung. So hat jetzt jedes kleinste Dorf und manch weltvergessene Einöde seine Nummer, die, da in alle Länder der Erde beziffert sind, kein anderer Ort in der Welt ihnen streitig machen kann.

Das Deutschtum im heutigen Südwestafrika

„Seht die Deutschen auf einen Felsen, und sie werden einen Garten daraus machen", hat ein südafrikanischer Premierminister einmal gesagt; man wußte in der Südafrikanischen Union nur zu gut, daß allein der Deutsche befähigt ist, aus dem Nichts blühendes Land zu schaffen, und so kam es, daß man in Südwestafrika, während in Deutsch-Ostafrika nach dem Kriege alle Deutschen ausgewiesen wurden, nur einen Teil, hauptsächlich die Beamten, auswies. Heute befinden sich 70 v. H. des privaten Farmbesitzes in deutscher Hand, und das Deutschtum spielt eine nicht zu unterschätzende Rolle im wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Leben des Landes.

Rein zahlenmäßig hat sich die Zusammensetzung der Bevölkerung gegenüber der Zeit vor dem Weltkriege allerdings gewaltig geändert. Im Jahre 1912 lebten dort 14 000 Weiße, von denen 82 v. H. Deutsche waren, heute sind es etwa 30 000, von denen 33½ v. H. das deutsche Element stellt, eine Folge der Ausweisung vieler Deutscher nach dem Weltkriege und der planmäßig unterstützten Einwanderung und Ansiedlung von Buren.

Das äußere Bild des Landes hat sich seit der Zeit vor dem Weltkriege außerordentlich verändert. Wo noch vor 20 bis 30 Jahren nur ein paar Lehmhütten oder Holz- und Blechbaracken standen, bietet sich heute das schmucke Bild einer deutschen Kleinstadt mit sauberen Straßen und massiven, zum Teil mehrstöckigen Häusern, die oft mit einem kleinen Garten umgeben sind. Der Reisende, der aus Deutschland kommt und in Lüderitzbucht an Land geht, erblickt schon von hoher See aus das Wahrzeichen des Südstädtchens, die oben am „Diamantberg" liegende deutsche evangelische Kirche. Das größte Elektrizitätswerk des Landes, das auch die in der Nähe liegenden Diamantminen mit Strom versorgt, erhebt sich ganz in der Nähe. Lüderitzbucht, das Ausgangspunkt der ins Landinnere führenden Bahnlinie und Umschlagplatz für die Diamantindustrie ist, hat im Gesamtbild seinen rein deutschen Charakter nicht verloren.

Swakopmund, das durch den Bau moderner Hafenanlagen in der südlicher gelegenen Walfischbucht seine Bedeutung für die Schiffahrt mehr und mehr verloren hat, ist Seebad geworden; mit unendlicher Mühe hat hier die größtenteils deutsche Bevölkerung hat am Rande der „Namib", eines der ödesten Wüstenstriche der Erde, grüne Strandanlagen und blühende Gärten angelegt, und ein herrlicher Strand mit Mole und Leuchtturm spendet Ferienfreuden und beste Erholung. Die deutsche Regierungsschule im Ort, in der deutsche Lehrkräfte wirken, hat 380 deutsche Schüler, die zum Teil von auswärts kommen und die bis zum Abitur kommen.

In das Landinnere laufen gepolsterte geräumige Eisenbahnwagen, in denen man nach etwa 14stündiger Fahrt in die Hauptstadt des Landes, Windhuk, gelangt. Eingebettet in eine Gebirgslandschaft, deren Spitzen sich bis über 1600 Meter erheben, ist die Stadt Sitz der Mandatsverwaltung, wichtiger Eisenbahnknotenpunkt und neuerdings auch der größte Flughafen des Landes. Ihr Straßenbild beherrscht das Auto, das den Ochsenwagen der früheren Zeit schon lange abgelöst hat. Kino, Theater, ein Zoologischer Garten, ein von warmen Quellen gespeistes Schwimmbad, Cafés mit Musik und Tanz und andere Einrichtungen sorgen für die Zerstreuung der Bewohner. Von den 5 000 Einwohnern von Windhuk ist ungefähr die Hälfte deutsch, während sich die andere Hälfte zu gleichen Teilen aus Buren und Engländern zusammensetzt. Besonders stark ist das deutsche Element in der Handwerkerschaft und im Handelsgewerbe vertreten.

Unter den Orten, in denen sich die deutsche Bevölkerung gut behauptet hat, ist Otjimbo hervorzuheben, das hoch im Norden des Landes liegt und durch die nicht unerheblichen Vorkommen von Kupfererz und anderen Mineralien in der Nähe zu einem bedeutenden Industriezentrum geworden ist. Die Kupfermine stellt eine der modernsten Industrieanlagen des Mandatsgebietes dar und beschäftigt zur Zeit 285 Weiße und 2 500 Schwarze. Im Geschäftsjahr 1937 wurden 46 500 Tonnen Erz gefördert, deren Erlös einschließlich des Gewinnes aus anderen Hüttenprodukten 5,2 Millionen Reichsmark überstieg.

Generalfeldmarschall Göring im Kaiser-Wilhelm-Institut für Züchtungsforschung

Generalfeldmarschall Göring stattete in Begleitung von Staatssekretär Körner, Staatssekretär Neumann und Ministerialdirektor Dr. Gritzbach dem Kaiser-Wilhelm-Institut für Züchtungsforschung in Müncheberg in der Mark einen längeren Besuch ab, um sich von den Forschungsergebnissen des Instituts, das im Vierjahresplan wichtige Aufgaben zu erfüllen hat, zu überzeugen. An der Besichtigung nahmen auf Wunsch des Generalfeldmarschalls vom Reichsnährstand Reichsobmann Behrend und Landesbauernführer Graf Grote teil. — Generalfeldmarschall Göring ließ sich bei der Besichtigung der Versuchsfelder von dem Leiter des Institutes, Prof. Rudorf (im Hintergrund links, mit Brille) eingehend die Erfolge in der Lein-, Kartoffel-, Obst- und Rebenzüchtung schildern und die künstliche Bestäubung zeigen. Sein besonderes Interesse fand die Züchtung der Süßlupine und neuer Oelpflanzen.

(Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex-K.)

Haus, Hof und Garten

Selbstgewonnenes Saatgut für den Zwischenfruchtbau

Sofort nach dem Mähen des Getreides, wenn die Garben noch in Hocken stehen, wird heute in vorbildlichen Betrieben mit der Bestellung der Zwischenfrüchte begonnen. Die Forderung des Reichsnährstandes, den Zwischenfruchtbau mehr und mehr auszudehnen, findet in der Praxis allgemein Anklang, nur wird nicht selten über den hohen Preis des Saatgutes geklagt. Bei den kleinkörnigen Sämereien ist es ja nicht so schlimm, ziemlich teuer stellen sich jedoch die großkörnigen Leguminosensamen. Hier besteht nun aber durchaus die Möglichkeit, wenigstens einen Teil des Saatgutbedarfs für den Zwischenfruchtbau im eigenen Betrieb zu decken. Verfehlt wäre es aber, zu diesem Zweck Leguminosen in Reinsaat zu bauen, da diese nicht immer sicher sind. Es besteht jedoch die Möglichkeit, Körnerleguminosen in kleinen Mengen zusammen mit Getreide auszusäen, von dieser Möglichkeit sollte im nächsten Jahre viel größerer Gebrauch gemacht werden.

Geeignet sind alle Sommergetreidearten, mit Ausnahme der Gerste. Wichtig ist, daß die Reifezeit der Gemengteile, also des Getreides und der Körnerleguminosen, möglichst eng zusammen liegt. Die Getreidesorte muß sehr standfest sein. Der Anteil der Leguminosen darf nicht zu hoch sein, der Getreideertrag darf auf keinen Fall nennenswert beeinträchtigt werden. Die vom Institut für Pflanzenbau und Pflanzenzüchtung der Universität Gießen angestellten Versuche haben sogar ergeben, daß durch die Beimengung von Körnerleguminosen der Gesamtertrag um einige Prozent gesteigert wird („Forschungsdienst", Heft 5/1939). Besonders bewährt hat sich der Sommerwicken, in zweiter Linie der Hafer. Die Höhe der Leguminosenbeimengung sollte je Hektar bei Erbsen nicht über 15 Kilo, bei Ackerbohnen 25 Kilo, bei Wicken über 10—12 Kilo hinausgehen.

Dr. W. E.

Futtrig-fuselige Butter

In einigen Gebieten tritt während der Stallfütterung ein Butterfehler auf, den man als „futtrig-fuselig" bezeichnet. Das ist besonders der Fall in den Höfen, wo besonders viel Kartoffeln angebaut werden, doch muß hierbei gesagt werden, daß die Kartoffelfütterung selbst keinen unmittelbaren Einfluß auf die Butter ausübt. Da aber in den Gegenden, wo sehr stark Kartoffelanbau vorherrscht, größere Mengen an die Brennereien geliefert werden, fällt hier auch in reichem Maße die sog. Kartoffelschlempe an. Diese Schlempe wird vom Bauern gern gefüttert, sie ist, wo die Rückstände fuselfrei sind, ein gutes und hochwertiges Futtermittel, aber vielfach enthält die Schlempe sehr hohe Prozentsätze von Fuselöl. Dieses Fuselöl geht als ätherisches Oel bei der Verfütterung sofort in die Bluthahn des Tieres, und da die Milch aus dem Blut des Tieres gebildet wird, auch in die Milch über. Hierdurch ergibt sich nicht nur der futtrige Geschmack der Butter, sondern die Butter nimmt auch die Eigenschaft des ätherischen Oeles an. Die Butter wird hierdurch „futtrig-fuselig". („Der Molkerei- und Käsefachmann", Milchwirtschaftliche Zeitung, Ausgabe 12).

Die Molkereileiter sollten da, wo futtrig-fuselige Milch angeliefert wird, dafür sorgen, daß die Brennereien Fuselabscheider einbauen und ihre Schlempe von Zeit zu Zeit einer Kontrolle durch ein Gärinstitut unterziehen lassen. Der Bauer soll aber von sich aus bemüht sein, nur helle und einwandfreie Milch an die Molkereien zu liefern. Vor einer allzustarken Verfütterung der Schlempe soll man sich hüten. Mengen von 60—70 Ltr. Schlempe je Kuh sind zu hoch, die Hälfte dieser Schlempemengen genügt vollkommen. Der Schlempebehälter muß in kurzen Abständen gründlich gesäubert werden und nicht nur einmal im Jahr, wie das üblich ist.

Besseres Stoppelschälen

Beim Stoppelumbrechen hat man oft mit dem sogenannten Sommerfrost zu kämpfen, d. h. der Boden ist durch die sommerliche Wärme oft so stark ausgetrocknet, daß es dann schwierig ist, beim Schälen überhaupt erst einmal einen Anfang zu bekommen. Besonders hart ist es dabei meistens auf dem Vorgewende, auf dem man jedoch gerade mit dem Pflügen beginnen möchte. Einige Landwirte umgehen diese Schwierigkeiten dadurch, daß sie zunächst weiter von der Schlagkante entfernt mit dem Schälen beginnen. Besser ist es aber, wenn man auch gleich diese besonders ausgedörrten Stellen umbricht, denn sie haben es eigentlich mit am nötigsten. Es läßt sich dies auch ganz leicht ausführen, wenn man diese Flächen mittels des Wasserwagens gut anfeuchtet. Da es sich meistens nur um schmale Flächen handelt, ist der Arbeitsaufwand oft gar nicht so groß. Besonders vorteilhaft ist es auf alle Fälle, die über das Feld führenden Wege und die durch die Erntemaschinen festgefahrenen Wege bei einseitigem Mähen so zu behandeln. Die Pflugarbeiten werden durch diese kleine Hilfe sehr verbessert, so daß das nächstjährige Wachstum auf diesen Stellen sehr gefördert wird.

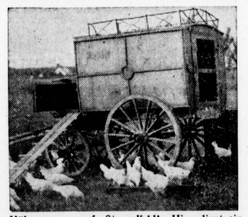
Landwirt Höppner, Zurow

Das Geflügel auf den Stoppelfeldern

Was können wir unserem Jungegeflügel besseres zur Verfügung stellen als die Stoppelfelder? Wieviel nährstoffreiches Körnerfutter geht alljährlich während der Ernte verloren, wofür das Geflügel so außerordentlich dankbar ist! Noch gar nicht davon zu sprechen, daß durch die Vertilgung von Insekten, Larven, Käfern und anderem Getier dem Geflügel ein weißfutter geboten wird, wie wir es auch durch die besten Futtermittel nicht ersetzen können. Schließlich ist die Stoppelweide für das Geflügel die reinste Sommerfrische. Die Junatiere wachsen zu starken widerstandsfähigen, innerlich vollständig gesunden Tieren heran, die vor allen Dingen im Winter leistungsfähig bleiben.

Ein leicht gebauter, verfahrbarer Jungegeflügelstall, der als Aufenthaltsraum während der Nacht dient, aber zugtrei sein muß, oder ein Geflügelwagen, den jeder Siedler aus alten Wagengestellen billig herstellen kann, gehören selbstverständlich hierzu. Bevor das Geflügel in solchen Fällen ins Freie gebracht wird, muß man es daran gewöhnen. Man füttert die Tiere in der Nähe und läßt sie dort einige Nächte übernachten. Auch ans Stoppelfutter müssen die Tiere gewöhnt werden. Man reicht ihnen also morgens und abends je 20 Gramm Körnerfutter je Tier und Tag. Später auf der Weide fällt natürlich isoliertes Körnerfutter weg. Weichfutter verabreichen wir nur einmal am Tage, vielleicht mittags Kartoffeln, Schrote, etwas Kleie mit Robural und diffaurer Milch, feuchtkrümelig angerührt. Es steht wohl außer Zweifel, daß Geflügel auf dem Stoppelfeld mindestens zweimal am Tage frisches und kühles Wasser haben muß, sonst hat alles andere keinen Zweck. Ein sorgsamer Beobachter hat sicher schon bemerkt, daß die Käfer und Insekten morgens im Tau an den Gräsern hängen und oft in der Sonnenwärme munter werden. Also, Morgenstunde hat auch in diesem Falle Gold im Munde! Deshalb das Jungegeflügel morgens so früh wie möglich ins Freie, damit es für das Geflügel leicht ist, die so wertvolle tierische Eiweißnahrung in möglichst großen Mengen zu vertilgen.

Nicht zuletzt muß auch der Reinigung des Hühnerwagens, was eigentlich selbstverständlich sein sollte, größte Aufmerksamkeit gewidmet werden. Während der Hitze heben sich nämlich allzu leicht Milben und anderes Ungeziefer ein, die den Gesundheitszustand des Geflügels schwer schädigen können.



Hühnerwagen aufs Stoppelfeld! Hier dient ein ausrangierter Postwagen als Hühnerwagen und hat sich für diesen Zweck bestens bewährt. „Landw. Bilderdienst" M.

„Der 7. Tag" antwortet

Holztrag zum Stallmiststapeln (C. R. in W.). Ich habe die Absicht, einen Holztrag zum Stallmiststapeln selbst zu bauen und bitte um Auskunft, wie dies am besten zu geschehen hat. Können Sie mir geeignete Zeichnungen beifügen?

Antwort: Bei etwas Geschick ist es durchaus möglich, einen hölzernen Kran selbst herzustellen. Derartige Kräne sind nicht nur für das Stapeln und Aufladen von Stalldünger geeignet, sondern auch für die Futterentnahme aus Gärfutterbehältern. Wir empfehlen Ihnen die Anschaffung des Kinablatts Nr. 39 des Reichsnährstandes, zu beziehen durch die Reichsnährstand-Verlags-Ges. m. b. H., Berlin N 4, Linienstraße 139/140. Der Preis beträgt nur 10 Pfg., in dem Kinablatt werden die verschiedenen Kräne ausführlich an Hand genauer Zeichnungen beschrieben.

Ankauf der Schafe. (W. M. in D.). Ich möchte mir Schafe zulegen und bitte um Auskunft, welche Arten sich am besten zum Kauf eignen.

Antwort: Es fragt sich ob Woll- und Fleischhaltung, oder Schafzucht betrieben werden soll. Für Wollgewinnung sind Erzielung guter Fleischschafe geeignet der Kauf kastrierter Bockkämmer (Hammel). Für die Zucht empfiehlt sich die Anschaffung von Merinos, schwarzköpfigen Rhönschafen und Ostfriesischen Milchschafen. Beim Ankauf von Schafen wende man sich in jedem Fall an die zuständige Landesbauernschaft, die auch Auskunft über Reichsmittel zur Förderung einer Schafzucht gibt. Jede Landesbauernschaft führt auch Listen über zum Verkauf stehende Zuchtschafe.

Lächeln und Lachen über lustige Sachen

Auf die Gefahr hin . . .

° Ein Boot lag am Ufer des Sees. Zwei junge Menschen stiegen ein; er und sie.

„Ein schönes Boot", sagt er, „so schlank und leicht. Aber wenn sich zwei Menschen darin küssen wollten — es wäre unmöglich, das Boot würde umschlagen, und die beiden Menschen würden ertrinken."

„Ja" sagte sie still und nickte.

Sie trieben schweigend hinaus auf den See. Plötzlich, weit draußen, brach sie das Schweigen und sagte leise: „Ich kann übrigens schwimmen."

(Schweizer Illustrierte)

*

° Vater: „Na, Fritzchen, Mamas Geburtstag ist bald und da müssen wir sparen, damit wir ein recht schönes Geschenk kaufen können. Was meinst du, wo wir mit dem Sparen zuerst anfangen können?"

Fritzchen: „Am Bier, Vati!"

Er hat's erfaßt

° **„Welcher Schuß hat die beste Wirkung?" „Der Vorschuß!"**

(Zeichnung: Radestock)

Die Einzigegliebte

° Fred betritt einen Ansichtskartenladen. Er sucht eine schöne Karte, die er seiner Freundin senden will. Denn sie hat morgen Geburtstag.

Wer sucht, der findet. — Die schöne Karte zeigt einen Strauß Rosen, rote Rosen. Darunter steht: „Herzlichen Glückwunsch der einzigen, die ich je geliebt!" Fred ist begeistert. So etwas hat er schon lange gesucht. Und sagt zur Verkäuferin: „Fräulein, ein halbes Dutzend, bitte!"

(Fliegende Blätter)

*

° Die Mutter stellte ihre Tochter zur Rede. „Ich glaube, du hast gestern abend dem jungen Heinemann einen Kuß gegeben!?" sagte sie.

„Ja, Mutter, er erzählte mir, er habe gerade einen Onkel verloren, und da tat er mir so furchtbar leid."

„Wie ich den jungen Mann kenne", sagt die Mutter, „hat er in acht Tagen keinen einzigen Verwandten mehr am Leben!"

(Illustriertes Blatt)

*

° Brillers saßen im Kino.

„Da, da", meinte Frau Briller aufgeregt, „eben haben sie sich geküßt!"

Briller starrte auf die Leinwand: „Ich habe nichts davon gesehen!"

„Ja, du", sagte Frau Briller, „du hast ja auch nur Augen für den Film! Ich meine die jungen Leute in der vierten Reihe vor uns."

(Berliner Illustrirte Zeitung)

Wie du mir . . .

° Paulchen hat Geburtstag.

Pappi kommt und überreicht ein Geschenk.

„Na und", meint da Paulchen, „hast du kein Gedicht gelernt?"

Ausgeschlossen

° „Habe ich Sie nicht neulich im Kino gesehen, Fräulein?"

„Ausgeschlossen, ich filme ja gar nicht!"

*

° „Mir wird heiß und kalt, wenn ich an meinen vierzigsten Geburtstag denke", lispelt Hanni.

Da fragt die „gute" Freundin Tutti: „Wieso? Ist damals etwas passiert?"

(Neue HJ.)

Zu früh gefreut

° Lux: „Ich bin ganz unglücklich. Ich gebrauche dringend 1000 RM und kann vor Aufregung schon seit acht Tagen nicht mehr schlafen. Kannst du mir nicht helfen?"

Dux: „Ich denke doch."

Lux: „Du willst mir wirklich das Geld pumpen?"

Dux: „Das nicht, aber ich weiß ein gutes Schlafmittel."

Probates Mittel

° Knolle geht in Begleitung seiner Frau, die nach der allerneuesten Mode gekleidet ist, zum Arzt, um sich ein Mittel gegen Haarausfall verschreiben zu lassen.

Knolle: „Welches wäre wohl das wirksamste Mittel gegen meinen Haarausfall?"

Arzt: „Wenn Ihre Frau keine Modeblätter und Modesalons zu sehen bekäme."

Abrechnung

° „Wenn du etwas gegen mich hast und alles zwischen uns aus ist", sagte der junge Mann, „dann gib mir auch die Armbanduhr wieder, die du von mir bekommen hast!"

„Aber, bester Karl", erwiderte das junge Mädchen, „ich habe doch niemals gesagt, daß ich etwas gegen die Armbanduhr habe!"

(Sondagsniffe)

Das entschuldigt alles

° „Das ist ja ein merkwürdiger Willkommensgruß, den du für mich hast!" sagt der Vater, der seinen Sohn in der Universitätsstadt besucht. „Kaum ist der Zug eingelaufen, und schon bittest du mich um Geld!"

„Ja, Papa, aber der Zug hatte doch eine halbe Stunde Verspätung!"

(Semmets Journal)

° „Sicher sind Sie das erste Mal auf Jagd?" „Das nicht, aber ich habe zum erstenmal getroffen." (Ric et Rac.)

° „Kannst du mir eine Farbe nennen, die zwischen Rot und Grün liegt?" fragte der Lehrer.

„Ja", sagte der Schüler, „Gelb!"

„Na, man kann ihnen merken, daß dein Vater Kunstmaler ist!"

„Nein — er ist Verkehrsschutzmann!"

Aus der Broschüre:
Urteile
über den Wert der bestreferierten Kräuterkuren entnehmen Sie, wie dankbar sich viele über die Erfolge anerkennend aussprechen. Dabei kostet die Durchführung einer Kur pro Tag nur 20 Pfennig!
Gibt es etwas Wichtigeres als die Gesundheit?
Verlangen Sie sofort ohne Kaufzwang diese Broschüre [oder die Aufklärungsschrift Nummer M 27.
„Der Kropf, die Basedow'sche Krankheit und deren Bekämpfung"
(Sie erhalten beide Broschüren gratis und unverbindlich) von
Friedrich Hofstetter
Kretting bei München

War großmutter schlank?
Sie dachte nicht daran! Die moderne Frau aber will schlank, gesund und auch noch im Alter jugendlich und beweglich bleiben. Sie trinkt deshalb den köstlichen, unschädlichen
Dr. ERNST RICHTERS Frühstückskräutertee
Auch als Grabtabletten und Drei-Extra-Dra-ees in Apotheken und Drogerien

erst STRICKER-Katalog anfordern! Tourenrad RM 30.- kompl.
Fahrradfabrik E. & P. STRICKER Brackwede-Bielefeld 274

Damenbart
Gründl. Entfernung lästiger Haare durch die weltbekannte Helwakakur. Sehr bewährt, v. Aerzten u. Fachpersonen ergrone Goldene Medaille, Großer Preis Brüssel 1935, London 1935. Tägl. Dankesschreiben, a. üb. Dauerwirkung. (Kein Nachwuchs) Marke Helwaka mit Stern patentamtl. Wz. 466969 schützt vor Enttäuschung. Kleinkur RM 2.75, stark 3.25, für große Flächen 5.50 u. 6.50, Nachn. Helwaka-Köln 114

Raucher
Einfache Abgewöhnung. Prism. gold. Medaille. Aufklärung kostenlos. Kosm. Institut Postf. 1143 Bad Homburg v. d. H.

Werbung schafft Arbeit

Figur
und Busen verbessern Prof. m. gold. Medaille. Aufklärung kostenlos. Kosm. Institut Postf. 1143 Bad Homburg v. d. H.

und WOHLTAT für jedes OHR bei Lärm, Wind, Erkältung beim RADIOEN. Die autom. schalldurchlassend. Tierhaarpfropfen sind vorzüglich, selbst beim alten Ohrenleiden. Apoth. Drog. 90 und 90 Pf.

Nehmen Sie bitte Bezug auf den „7. Tag."

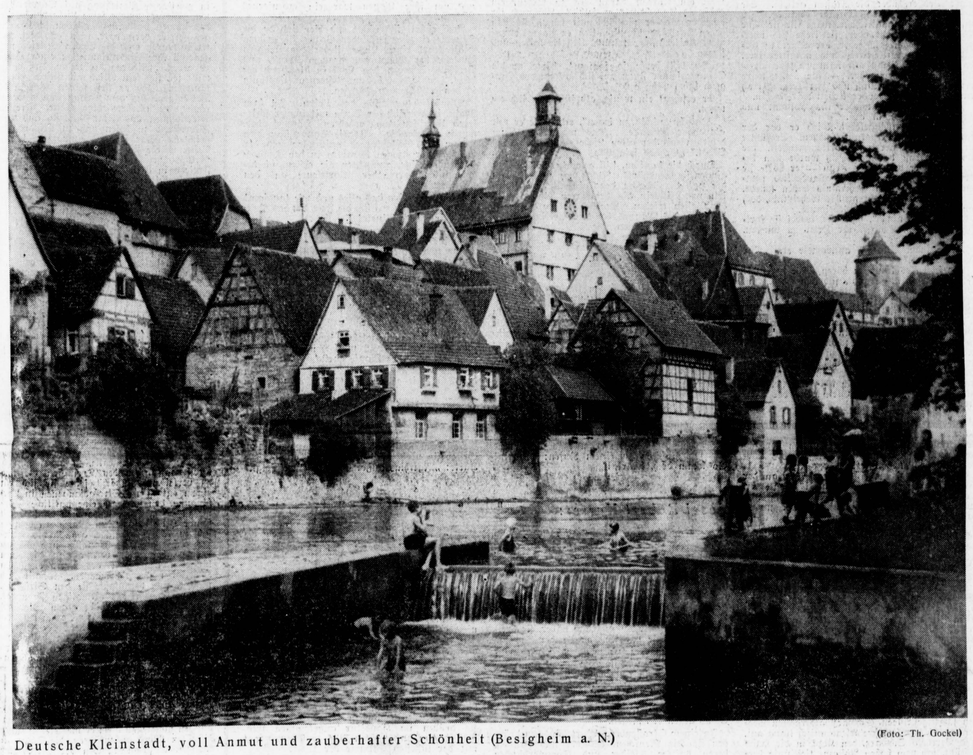
Inserieren bringt Gewinn!

Verlag und Druck: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. Geschäftsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Rötger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef J. Link; Bildverantwortlich: die Schriftleiter. Für den Anzeigenteil, in welchem nur Kleinanzeigen bis zu 2-Spaltenbreite aufgenommen werden: Georg Voigt, sämtlich in Paderborn. — „Der 7. Tag": II. Vj. 39: 41 819. Zurzeit ist Preisliste Nr. 9 gültig.

Nr. 29 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 16. Juli 1939
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land



Deutsche Kleinstadt, voll Anmut und zauberhafter Schönheit (Besigheim a. N.) (Foto: Th. Gockel)

Der schöne Blick . . .

Ich bin noch nicht in die Ferien gefahren. Aber ich werde noch. Vorläufig rappelt bei mir noch der Fernsprecher, klappert die Schreibmaschine, häuft sich die Arbeit, und die Dienstuhr geht ihren unbarmherzig gleichmäßigen Gang. Nur der Postbote kommt häufiger. Bringt die kleinen verlockenden Postkarten aus allen Gegenden unseres Vaterlandes, mit der launig quergeklebten Freimarke und den besten Grüßen aus den Ferien". Es steht da noch, wie das Wetter war, daß man gute Gesellschaft gefunden hat und die Zeit viel zu schnell herumgeht. Nun, das wissen wir ja auch. Nur ist da ein kleiner Unterschied: Unsereins freut sich, wenn der Feierabend kommt; wer Ferien hat, ärgert sich, wenn der Tag sich neigt. Also gibt es auch da einen gerechten Ausgleich.

Aber zu den Feriengrüßen bekommen wir noch etwas zu: eine nette Ansichtskarte, ein schönes Bild aus dem Ferienland. Bunt oder schwarz-weiß, Kunstdruck oder echtes Foto. Aber ein Bild. Und darunter, darüber oder darin steht: Blick auf . . . Nun ja, auf das, was es in dem Ferienland besonders Schönes gibt, auf die zackigen Berggipfel, in ein lauschiges Tal, auf ein stilles Dorf, auf die große Stadt, auf ein Denkmal der Baukunst, auf das bunte Strandleben, auf das offene Meer oder auf sonst irgend was. Diesen schönen Blick bekommen wir ins Haus geschickt. Für sechs Pfennige. Mit freundlichen Grüßen. Das ist wirklich nett.

Wir sollten diesen „schönen Blicken" mehr Beachtung schenken. Denn man kann daran interessante Studien machen. Ich habe in den letzten zwei Wochen sechs Feriengrüße mit sechs „schönen Blicken" bekommen. Gestern habe ich alle diese sechs Ansichten nebeneinander gelegt: Gebirge, See, Wald, Großstadt, stiller Winkel in einer Kleinstadt, ja sogar der Blick aus einem Flugzeug auf ein hügliges Land, ein Dorf wie ein Ameisenhaufen sich ausnahm. Sechs Bekannte, sechs Grüße, sechs Ansichten . . . Und ich sah im Geiste einen jeden an dem Kiosk stehen oder in den kleinen Laden treten und die Grußkarte auswählen. Es gab viele Ansichten, viele schöne Blicke. Aber für den, der diese Karte auswählte, war dieser Blick sicherlich der schönste. Er dachte dabei an mich. Er glaubte, daß diese Karte auch mir besonders gut gefallen wird. Und das ist eigentlich so viel, als wenn er mir einen langen Brief geschrieben hätte. Denn ich kann ja auch aus der Karte viel mehr lesen als die so viel beläch[elten „freundlichen Grüße". Ich kann lesen: Hier sieht du über die langen Reihen der Strandkörbe hinweg auf das weite Meer. Ganz fern am Horizont kommt ein Dampfer. Ich hätte die auch die andere Karte schicken können, darauf du junges Volk beim fröhlichen Strandspiel hättest sehen können. Aber ich liege lieber oben in den Dünen und sehe auf das Meer hinaus. Es ist ein wundervolles Spiel der Farben, wenn sich die Sonne in Gischt und Wellen bricht. Und die Unendlichkeit des Meeres, der tiefe Friede! So weit wie das Schiff dort, sind oft meine Gedanken fort . . . Oder: In diesem stillen Winkel zwischen den bunten Fachwerkhäusern bin ich gegangen. Die Sonne malte die Schatten der Giebel auf das holprige Pflaster. Kinder spielten einen Ringelreihen. Vor einer Tür in der Sonne saß eine alte Frau, nickte lächelnd zu mir herüber wie zu einem alten Bekannten. Genau so war es bei uns zu Haus, als ich noch klein war . . . Oder: Hier siehst du den steilen Hang des Berges. Ich hätte dir auch den Anblick der Seilbahn schicken können. Aber ich fahre ja nicht mit der Seilbahn. Ich klettere mit eigenen Füßen in den Bergen herum. Kein Weg ist mir zu gefährlich. Es hat einen unwiderstehlichen Reiz, den Berg zu sehen und zu denken, den muß ich gewinnen. Ich suche kein Abenteuer, aber ich brauche Mutproben . . .

So geht das fort, und ich habe mit jedem meiner Ferienfahrer eine unterhaltsame Gesellschaft. Sie werden, jeder den seinen schönen Blick im Herzen bewahren, ihn aus den Ferien mit heimbringen und sich noch lange an ihm freuen. Und wenn die Ansichtskarte schon längst vergessen ist, der Koffer auf der Bodenkammer schon verstaubt, werden die Sonne, die leuchtende Welt, die Ruhe und der Friede noch ihre glückliche Wirkung tun. Sie werden auch den Blick auf den Alltag verklären und ihn zu einem schönen Blick machen.

Ist das nicht überhaupt das Geheimnis: den schönen Blick auf den Alltag zu gewinnen? Und sind nicht die Ferien nur dazu eine Lehrzeit?

Wir müssen eben alle immer wieder in die Lehre gehen, und wäre es auf diese fröhliche und so sehr beliebte Weise. Lk.

Werner Oellers:

Urlaub mit schwerer Bürde

Ein Mann, im Gesicht einen Ausdruck von Not und Hilfsbedürftigkeit, stand vor der Frankfurter Hauptpost und hielt einen Brief in der Hand. Den er soeben am Schalter für postlagernde Sendungen erhalten hatte. Darin stand, daß sein Schwager Matthias, der Architekt, vom Baugerüst gestürzt war. Doch bestünde keine unmittelbare Gefahr.

„Keine unmittelbare Gefahr!" Das sollte wohl besagen: Seht selber zu, was ihr tut; ob ihr eure Reise unterbrecht oder nicht!

Was seine Frau tun würde, war keinen Augenblick zweifelhaft. Matthias war ihr einziger Bruder, über die Maßen geliebt. Sie würde nur lesen, daß Gefahr bestünde. Ob mittelbar oder unmittelbar, wäre für sie ohne Bedeutung. Gesetzt aber, sie ließe sich überzeugen, daß schließlich jeder, der atmet, in Gefahr lebt, in mittelbarer wie unmittelbarer, daß der Sturz selbst mit keinen Opfern ungeschehen zu machen wäre, — die Reise wäre verdorben, die Erholung und Zerstreuung nach einem Jahr aufreibender Arbeit wäre dahin.

Der Mann ging wieder ins Postamt und gab ein Telegramm auf.

Ins Hotel zurückgekehrt, blieb er vor der Zimmertür einen Augenblick stehen. Er fühlte in sich eine schmerzliche Beklommenheit, die ihm die Brust beengte. Ich wurde ihm bewußt, daß er vor seiner Frau — er hörte sie drinnen hantieren und ein Wanderlied summen — nun ein Geheimnis haben würde. Freilich war es ein ehrenvolles Geheimnis, doch um nichts weniger ein Geheimnis.

„Du bleibst lange", sagte sie, wobei sie fortfuhr, vor dem Spiegel ihr Haar zu bürsten.

„War Post da?"

„Nichts von Belang", antwortete er. „Nur Geschäftliches."

Sie schien es kaum zu hören. Sie warf die Frisierjacke ab und wandte sich ihm zu. „Nun, wie gefalle ich dir?" fragte sie strahlend. Jetzt erst bemerkte er, daß sie das neue Sommerkleid trug, das sie gestern gekauft hatte.

„Weißt du", fuhr sie fort, ohne eine Antwort abzuwarten, „ich bin lange nicht mehr so froh gewesen. Wie schön ist es doch zu reisen! Bei solchem Wetter zu reisen! Mit dir zu reisen!" Sie nahm seinen Kopf in beide Hände, und ihre dunklen Augen leuchteten ihn an. „Sag, daß es herrlich ist!" rief sie, denn ihre Freude wollte den Gleichklang der Mitfreude.

„Es ist herrlich", antwortete er.

„Wie ihr Reiseplan es vorsah, langten sie am nächsten Nachmittag in der Stadt seiner Studentenjahre an. Wie hatte er doch ihr gestandkärtnt, wie hatte er alle Seligkeit des Wiedersehens vorausgekostet!

Vom Bahnhof aus führte der Weg an der Post vorbei. „Momentchen mal!" sagte er, stellte den Koffer auf den Bürgersteig und sprang die Freitreppe hinauf. Als er zurückkam, sah sie ihn fragend an.

„Nichts von Belang", sagte er. „Nur Geschäftliches." Dabei bückte er sich und nahm den Koffer. Deutlich hörte er die Enttäuschung aus ihren Worten, als sie im Weitergehen sagte: „Der Opa hätte doch mal schreiben können, wie es den Kindern geht."

Ja, das hätte sie mit Recht erwarten können. Wer aber dachte daheim jetzt an die Kinder? Die Karte, die ihm in der Tasche brannte, mit allen Zeichen der Hast geschrieben, berichtete in telegraphischer Kürze nur dieses: „Zustand ist unverändert. Reist weiter nach Eurem Plan! Notfalls telegraphieren wir."

Ein wenig fühlte er sich erleichtert. Jetzt war er ja nicht allein, der viel, weiterzureisen und abzuwarten.

Sie überquerten den Rotkreuzplatz, den er verändert fand, ohne daß er hätte sagen können, woran es lag. Rechts und links dunkelten schattige Alleen. Schwarzwaldtrachten wohnten vorbei, das liebliche Alemannisch klang auf, und Berthold Schwarz, den Kopf in die Hand gestützt, sah vom hohen Postamt tiefsinnig herüber. Ueber ihnen stand der Turm des Münsters, der unvergleichliche, und zog mit magischer Gewalt den Blick empor in die Unendlichkeit des Himmelsraumes. Wie gut das war, wie befreiend!

Die Frau war begeistert. Sie führte in sich eine wohltige Beglückung, und nichts fehlte als eine gute Nachricht von den Kindern. Doch würde sie morgen schon kommen.

O Seligkeit der altertümlichen Weinstuben mit altertümlichem Gerät! O Herrlichkeit des Kaiserstühlers, der heiß und flammend ins Blut geht! Seit Jahren hatte die Frau so strahlend nicht ausgesehen. Die dunkle Bann war von drängendem Wirt noch dunkler geworden, in den großen Augen wohnten die Marterheit und das frohe Erbarmen eines Kindes, die weißen Zähne blitzten. Niemand sah ihn an, daß sie vier Kinder geboren hatte. Der Mann bemerkte, wie die Gäste zu ihr herüberblickten und sich keine Mühe gaben, ihre Bewunderung zu verbergen. Das machte ihn stolz, und für Augenblicke vergaß er die lauernde Gefahr. Durfte er sie nicht auch vergessen, da sie „nicht unmittelbar" war?

Doch blieb dann sein Blick mit seltsamem Ausdruck am Gesicht der Frau haften. Was, wenn sie wüßte, was er wußte? Und hatte sie nicht ein Anrecht darauf, es zu wissen, ein größeres Anrecht als er selbst? Während ihr einziger Bruder vielleicht mit letzten Kräften gegen den Tod kämpfte, ließ er sie unbehelligt Kaiserstühler trinken. Ließ sie lachen und feiern.

„Du bist heute so seltsam", hörte er die Stimme seiner Frau auf sich zukommen. Fragend sah sie ihn an.

Er erschrak ein wenig, als fühlte er sich ertappt.

„Das hat nichts zu sagen", entwerte er mit abtuender Gebärde. „Das macht das Wiedersehen mit der alten Liebe — ich meine die Stadt." Er hob sein Glas und trank ihr zu.

Durch die dunklen, still gewordenen Straßen gingen sie heimwärts. Nichts war zu hören als der Hall der Schritte, das Geplauder der Brunnen und Bächlein, die ihre klaren Wasser durch die Gassen trieben. Beglückt spürte die Frau die Liebe des Mannes, der heute seltsam anlehnungsbedürftig schien, die ärztliche Autorität fremkeit, mit der er sie umgab. Als sie in ihrem Zimmer waren, reckte sie die schlanken Arme und rief wiederholt: „Wie herrlich ist doch das Leben! Sag, Ulrich, daß es herrlich ist!" Dabei lagte sie ihm beide Hände auf die Schultern, und ihre Augen leuchteten ihn an.

„Ja", sagte er, es ist herrlich!"

Lange lag er in schmerzlicher Wachheit. Als der Schlaf ihn endlich unwarnte, kam er mit einem Traum. Er sah Matthias mit schweißnassem Gesicht im Bett liegen, eine Eispackung auf der Stirn. Von Zeit zu Zeit wandte der Kranke mit nobveller Mühe den Kopf, und die fieberheißen Augen schienen etwas zu suchen. „Wo ist Maria?" hauchte er mit schwacher Stimme. „Warum kommt Maria nicht?" Dann fiel er zurück in Erschöpfung und Dämmernis des Geistes. Wieder wandte er den Kopf, und noch angestrengter suchten seine Augen in der schreckliches Leere. „Wo nur Maria bleibt!" hauchte er, und seine Stimme hob sich mühsam zu einem Rufen: „Maria! So komm doch, Maria!"

Da erwachte der Mann. Aus abgründiger Not rissen das dunkle Gesicht der Frau, dicht über dem seinigen, und ihre Stimme ihn zurück.

„Was hast du nur?" sagte sie. Ihre kühle Hand tastete besitzend über Augen und Stirn.

Der Mann mußte sich sammeln, ehe er Antwort gab. „Ach", sagte er, „es war nur ein Traum; Alpdrücken." Die Hand der Frau blieb auf seiner Stirn, doch schlief er in dieser Nacht nicht mehr. Hätte er nicht oft gehört, daß Träume Vorbedeutungen wären? Geschah es nicht auch, daß Sterbende bei Schlafenden ihren Tod anmeldeten?

Als die Sommernacht ihre dunklen Schatten behutsam aus den Straßen nahm, als über Türme und Dächer das erste graue Himmelslicht herniederfiel, stand er auf. Vorsichtig, um keinen Lärm zu machen, kleidete er sich an. Die Frau, vom langen Abend und vom Kaiserstühler ermüdet, lag in seligem Schlaf. Tief und ruhig gingen ihre Atemzüge. Ihr Gesicht hatte die Klarheit eines Kindergesichts, und um ihre Lippen war ein erdenfernes Lächeln.

Noch rührte sich nichts als hier und da die Stimme eines erwachenden Vogels im grünen Wätterwerk einer Linde. Ueber den Dächern dunkelte der Turm aus grauem Dunst, und Berthold Schwarz, den Kopf in die Hand gestützt, schaute von hohem Postament tiefsinnig in den aufhellenden Morgen.

Allmählich erwachte das Leben. In dem Maße, in dem sich der Turm mit immer schärferen Umrissen vom erhellten Himmel hob, wurde es lebendig. Als die Sonne über dem Grimm des Schloßhofes aufdunkte und der Schein ihrer jungen Strahlen in den Fensterscheiben gleißte, rumpelten die ersten, pferdebespannten Karren der Marktleute auf den Münsterplatz.

Wie schnell ging das alles und wie langsam! Wie unerträglich zog sich die Zeit, bis das Postamt seine Tore öffnete!

Mißmich zu nehmen — denn in einer Stunde sollte die Frau alles erfahren — umschritt der Mann noch einmal das Münster, ließ sich noch einmal entreißen von der Erhabenheit und Makellosigkeit seiner Formen, von der himmelstürmenden Kühnheit seiner Gebärde. Dann schlenderte er langsam, an der alten Universität vorbei, der Post zu.

*

Ins Hotel zurückgekehrt, fand er die Frau angezogen und bereit zum Frühstück. Nein, er kehrte nicht, er stürzte zurück.

„Nun wird's aber Zeit!", rief er, noch in der Tür, mit offenbarem Gesicht. „Weißt du nicht, was draußen alles wartet? O, das Leben ist herrlich! Sag, Maria, daß es herrlich ist!"

Er nahm ihren Kopf in beide Hände, und seine Augen leuchteten sie an.

Nach dem Frühstück ging er hinaus und las, ehe er sie verschwinden ließ, noch einmal die Karte: „Matthias außer Gefahr. Brief folgt."

Josef Robert Harrer:

Gewitter-Episode

Hochsommer. Hitze. blauer Himmel . . .

Plötzlich steht sich über den Horizont eine dunkle Wolke. So steigt ein Neger aus dem Teich. Die Wolke kommt rasch näher, sie breitet sich aus, sie hat silberne Ränder.

Ein Blitz fährt schief über die Stadt. Ein Donnerschlag, sekundenlange Ruhe, dann prallt der Regen in talergroßen Tropfen nieder.

Mädchen und Frauen in den entzückendsten Sommerkleidern, die dünn sind wie die Pointen alter Witze, laufen in Hausflure, suchen Schutz gegen den Regen.

In einem Straßenbahn-Wartehäuschen drängen sich die Menschen, Männer und Frauen, deren duftige Kleider und Sommerhütchen schon zu zergehen scheinen, wenn man nur das Wort Wasser ausspricht . . .,

Eine kleine, reizende Dame blickt hilflos aus dem Wartehäuschen auf die breite Straße. Endlich wendet sie sich an einen jungen Mann, der sie unternehmungslustig angeblinzelt hat.

„Ich muß über die Straße kommen. Ich habe keine Sekunde Zeit zu verlieren. Ich muß wegen einer Anstellung vorsprechen. Wenn ich unpünktlich bin, dann — —"

Beinahe stehen ihr Tränen in den Augen. Der Herr, glücklich, daß ihn das schöne Mädchen angeredet hat, erwidert:

„Aber, Fräulein! Jeder Chef muß doch so viel Einsehen haben, daß man bei diesem Wolkenbruch nicht pünktlich sein kann. Sie können durch diesen Wasserfall nicht über die Straße gehen!"

„Ich muß, glauben Sie, daß mich ein Chauffeur über die Straße führt, wenn ich ihm winke?"

Einige Leute lachen bereits. Man hört Worte, welche der Dame peinlich sind. Da wirft sich der Herr in die Brust.

„Es gibt nichts zu lachen, meine Herrschaften! Vielleicht hängt wirklich die Zukunft der Dame davon ab, daß sie sich pünktlich bei dem neuen Chef vorstellt. Sie alle wissen doch, wie schwer es heutzutage ist, eine Anstellung zu bekommen. Sie sollten den Eifer der Dame nur bewundern!"

Der Spott schweigt, einige nicken zustimmend und murmeln Anerkennung. Die Augen des Herrn leuchten, wie er sieht, daß ihm die Dame dankbar zulächelt. Und plötzlich hat er einen Einfall.

„Weit und breit ist kein Auto zu sehen! Aber ich biete Ihnen meinen Rock an; den hängen Sie um und laufen über die Straße!"

Der Regen prasselt. Die Tropfen scheinen aus Eisen zu sein. Die Dame blickt ihn erschrocken an; sie wehrt ab.

„Nein, das ist unmöglich! Das kann ich nicht annehmen!"

Aber schon hat der Herr, ein wirklicher Gentleman, den Rock ausgezogen und ihn der Dame um die schmalen Schultern gehängt.

„Keine Widerrede, Fräulein! Eilen Sie, ehe der Regen noch heftiger wird!"

Sie lächelt glücklich, hüllt sich fest in den Rock und läuft über die Straße; hinter ihr folgt der Gentleman in Hemdärmeln. Als sie drüben im Hausflur angekommen sind, gibt sie ihm durchnäßten Rock zurück und sagt mit der süßesten Stimme der Welt:

„Ich danke Ihnen sehr, mein Herr!"

„Oh, nichts zu danken! Und darf ich Sie wiedersehen? Ja? Vielleicht morgen früh wieder im Wartehäuschen?"

Das schöne Mädchen, dem die Regentropfen über die Wangen rieseln, nickt und sagt:

„Ja, morgen früh um halb neun Uhr! Und nochmals vielen Dank! Sie haben mir einen großen Dienst erwiesen! Jetzt aber muß ich mich beeilen! Auf Wiedersehen!"

Sie reicht ihm ihre schmale Hand, auf die der Gentleman einen begeisterten Kuß drückt. Er starrt dem Mädchen nach, das im Flur verschwindet. Sein Hemd ist naß, er hält den Rock in der Hand und steht minutenlang wie im Traum verloren.

Endlich kommt er zu sich. Ja, das kleine Abenteuer war reizend; er hat, weil er ein Gentleman war, ein nettes, schönes Mädchen kennen gelernt, ein Mädchen, dem er vielleicht die Zukunft schön gemacht hat. Ach, vielleicht wird er sie noch schöner machen, vielleicht schon morgen!

Und er pfeift ein Lied und zieht den nassen Rock über das nasse Hemd. Allmählich läßt der Regen nach.

Plötzlich wird das Gesicht des Gentlemans lang und bleich. Er fährt bestürzt in die Rocktasche — und muß sich an die Mauer lehnen.

Seine Brieftasche mit 800 Mark ist verschwunden.

Er stößt einen Fluch aus, er stürzt die Treppe empor und sieht, daß vom ersten Stockwerk ein zweiter Hausflur ins Freie führt. Die Straße hinter dem Hause liegt höher als die vor dem Hause, über die vor wenigen Minuten eine schlanke Diebin und ein Gentleman in Hemdärmeln gelaufen sind.

Das Gewitter ist vorüber; ein Herr im nassen Rock wird lange brauchen, bis er wieder an die Menschheit glauben kann.

Die Lerche

Von Max Bittrich

Wenn die Lerche über Wolken steigt,
hält der Wind den Atem an und schweigt.

Perlenketten lichter Töne bringt
ihre flehte himmelhoch und singt.

Perlen lösen sich, zum Lied verwebt,
bis der Wolkenschleier scheu entschwebt.

Bis im Sange eitel Sonne glüht,
selber Sonne, jauchzt sie nimmermüd.

Sachen machen die Leute, Sachen . . .

Daß sich ein junger Mann vor Gericht wegen Entführung seiner eigenen Tante zu verantworten hat, ist zweifellos ein kriminalistisches Kuriosum.

Der Postvogel Miodrag Militsch aus Waljewo hatte es im Grunde auch gar nicht auf seine Tante abgesehen. Es war nur ein Irrtum, ein bedauerliches Versehen, daß seine Freunde ihm die gefestete und wortrichtig gewählte Tante ins Haus brachten, statt der schwarzlockigen kleinen Milesa, die Miodrags Herz entflammt hatte. Miodrags Wunsch, seine hübsche Base Milesa zu heiraten, stieß in gewissen Beziehung auf Schwierigkeiten. Einmal wurde seine Liebe von Seiten des jungen Mädchens, das den schwermütigen Freier verspottete, nicht erwidert, weshalb waren auch die Eltern Milesas nicht geneigt, ihre Einwilligung zu einer Heirat zu geben. Miodrag drohte an, daß er gewillt sei, sich sein Glück mit Gewalt zu erkämpfen. Und er ließ seinen Worten die Tat folgen. Auf dem Balkan ist der Brauchtum eine altehrwürdige Sitte. Freunde übernahmen das Amt. Milesa aus dem Elternhaus zu holen und zu Miodrag zu bringen. War sie erst einmal in seinem Besitz, würde sie schon klein beigeben. Um Mitternacht drangen die Sendboten des Freiers in Milesas Schlafzimmer, fesselten und knebelten ihr Opfer, ehe es Alarm schlagen konnte und schleppten ihre Beute fort, über deren erstaunliches Gewicht sie sich wunderten, in das bereitstehende Auto. Aber als der Bräutigam sich die Beute bei Licht besah, erbleichte er. Statt Milesa lag, unterfüllt nach Luft schnappend, seine Tante Djurica auf seinem Sofa. Um Milesa zu bewachen, hatte sie fünf einzigen Tagen das Schlafzimmer mit ihr geteilt und war das Opfer einer Verwechselung geworden, während Milesa selbst, ruhig schlummernd, die Entführungsszene überhaupt nicht bemerkt hatte. Sie kommt es, daß sich der unglücklicher denn je verliebte Miodrag nunmehr wegen „Tantenraub" vor dem Gericht zu verantworten hat.

*

„Eine rachsüchtige Frau ist gefährlicher als eine Fliegerbombe." Mit diesem Wort kennzeichnete der Vorsitzende des Londoner Strafgerichtes einen eigenartigen Fall, mit dem er sich dieser Tage zu beschäftigen hatte. Eine 40jährige Witwe namens Milliy Blaß hatte ihre ganzen Ersparnisse geopfert, um einen jüngeren Mann, der seine Beziehungen zu ihr löste, obgleich er ihr angeblich die Ehe versprochen hatte, zu schädigen und ihren Haß gegen den Treulosen Geltung zu verleihen. Zunächst setzte sie sich mit einem entlassenen Strafgefangenen in Verbindung, den sie gegen eine stattliche Summe zu ihrem Mitverschworenen machte. Mit seiner Hilfe lud sie den Mann, an dem sie sich zu rächen trachtete, des Nachts mehrfach auf der Straße überfallen und eine gehörige „Abreibung" verabreichen, die einen längeren Aufenthalt des Betroffenen im Hospital notwendig machten. Damit noch nicht genug, veranlaßte sie den Sträfling, in dem Geschäft des ehemaligen Freundes, der wie sie wußte, nicht gegen Diebstahl versichert war, einen Einbruch zu verüben. Der Laden wurde dank der genauen Information von Mrs. Blaß vollständig ausgeraubt, was den Inhaber an den Rand des Ruins brachte. Nachdem die rachedürstige Witwe auch noch den Lieblingshund ihres ehemaligen Bräutigams durch Gift töten ließ, faßte sie endlich den Entschluß, ihn selbst zu ermorden zu lassen. Das wurde sogar dem Sträfling, dem sie für seine Tätigkeit immer wieder Geldzuwendungen machte, zu viel; er meldete, statt den bestellten Mord auszuführen, die Sache der Polizei, die dem Treiben der Mrs. Blaß ein Ende bereitete.

*

Hunderte von Pariser Hausfrauen wurden durch den Trick eines schwindlers um Geldbeträge gebracht, der sich als ein ausgezeichneter Psychologe erwies und sich mit wohl das Geheimnis seines Erfolges — das hervorragte, mit einem großen Aufwand von Phantasie kleine Beute zu machen. Der 55jährige Paul Abadie pflegte seit Jahren dasselbe Betrugsmanöver auszuführen. Er ließ sich in vornehmen Häusern leerstehende Wohnungen zeigen. „Ich bin Besitzer eines Schlosses in der Dordogne", sagte er zu dem Concierge und gelegte ihm Photos von seinem herrlichen Landsitz. „Da meine Verlobte das Landleben aber nicht liebt, wollen wir uns in Paris eine Wohnung mieten. Die Möbel sind schon bestellt, wie Sie dies aus dieser Auftragsbestätigung ersehen. Dieses Apartement gefällt mir sehr gut, und ich werde morgen mit meiner Braut herkommen, um den Vertrag abzuschließen. Uebrigens — habe ich Ihnen schon gesagt, daß ich Advokat bin? Ich muß jetzt gleich zu einem Plädoyer nach Versailles, uns eben bemerke ich, daß ich meine Briefmarke zu Hause liegen ließ. Können Sie mir bis morgen 200 Francs leihen oder noch weniger?" Diesem letzteren Satz schreiben die Psychologen den ungeheueren Erfolg des Schwindlers zu, der niemals umsonst ansprach. 200 Francs sind für einen Pariser Hausmann gar nicht wenig, aber der Anfang „oder noch weniger" ließ keinen Zweifel darüber aufkommen, daß es sich um kläglich für den angeblichen Schloßherrn nur um eine Bagatelle handelte. Und so war der Erfolg stets der, daß ihm die Hausmarte noch höhere Beträge geradezu aufdrängten, die sie natürlich nie zurückerhielten. Sachen machen die Leute. Sachen . . .

Xaver Xanten

KUNST UND TECHNIK

Wann hat die Kunst die Technik „entdeckt"?

Zum Tag der deutschen Kunst 1939 — Von Prof. Dr. B. Hartmann

Das griechische Wort „Techne" bedeutet ursprünglich Kunst — und beide, Kunst und Technik waren denn auch für das Altertum eins. Die antike Kunst kennt zahlreiche bildliche Darstellungen handwerklich oder auch, wie wir heute sagen, künstlerisch tätiger Menschen; aber es gibt kein „Reich der Technik", das sich als solches in der Kunst zu spiegeln vermöchte. So liegt auch die Vorstellung etwa eines Gegensatzes von Kunst und Technik, wie sie vor allem im 19. Jahrhundert aufkommen konnte, dem antiken Denken fern.

Dädalus galt den Griechen als der früheste ihrer Künstler. Nach der Sage fertigte er Bilder und Bauwerke, jedoch auch kunstreiche Flügel an, mit denen er und sein Sohn Ikarus dem Kreterkönig Minos entfliehen. Ikarus wagte sich dabei zu nahe an die Sonne, das Wachs seiner Flügel geschmolz, und er stürzte ins Meer. Ein anderes Beispiel dieser Art war der sagenhafte Flug Alexanders des Großen, der sich von Greifen, denen er an langen Stangen Futter über die Schnäbel hielt, in die Luft tragen ließ. Dieser Greifenflug der Sage ist von der mittelalterlichen Kunst gern dargestellt worden. Man sieht es, dem Menschen seine Grenzen zu geigen, und der Gedanke einer Ausweitung dieser Grenzen durch das, was wir „technischen Fortschritt" nennen, lag jener Zeit völlig fern.

Die Vorstellungswelt der modernen Technik konnte erst entstehen, als die Idee einer von eigenen Kräften beherrschten, sich selbst genügenden Welt Wurzel zu fassen begann. Die Aufgabe der Technik bestand nun darin, das menschliche Leben in den Kreislauf der Naturkräfte einzuschalten — und diesen Kreislauf wunschgemäß zu beeinflussen. Langsam bildeten sich seit der Renaissance solche Gedanken heran. Uebermächtig aber war immer noch die allgemeine seelische Haltung des Menschen, die dem, was wir heute „Fortschritt" nennen, noch nicht zugewandt war.

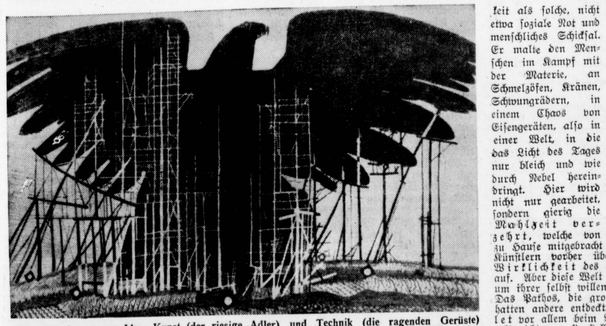
Um diese Zeit war bereits jener große Renaissancekünstler einige Jahre tot, der zugleich einer der größten technischen und naturwissenschaftlichen Denker aller Zeiten gewesen war: Leonardo da Vinci. Diesem Meister war auch die Malerei eine Wissenschaft, mit deren Hilfe sich der Mensch ebenso wie durch seine Naturforschung und sein technisches Denken zum Herrn aller Dinge zu machen verstand. Als einer der ersten hat er die Idee einer mechanischen, durch menschliche Wissenschaft bis ins letzte erklärbaren Welt konzipiert. Allen Erscheinungen auf den Grund zu gehen, das war die Losung, unter die er seine Kunst und sein Denken gestellt hat. Er erfann Flugmaschinen, Kriegswagen, Torpedos, Minen und vielerlei anderes — wie denn überhaupt die Bedürfnisse der Kriegführung immer wieder die stärksten Antriebe technischer Fortschritte gewesen sind. Den Menschen und seine Kraft spannt Leonardo rücksichtslos in den Dienst seiner technischen Pläne. Sehr bezeichnend dafür ist die meisterhafte, gegen 1485 entstandene Zeichnung einer Geschützgießerei. Zahlreiche nackte Männer winden mittels eines Hebekrans ein riesiges Geschützrohr auf die Lafette. Weitere Rohre liegen in

„Geschützgießerei". Eine der meisterhaften technischen Darstellungen Leonardo da Vincis. Der Künstler lebte um die Wende des 15. Jahrh.

Speichern. Rechts im Hintergrund sieht man Stuermeistern und Fallsitter. Hier erscheint zum ersten Male in der Kunstgeschichte der Mensch als Sklave an der Maschine. Seine Kraft, nicht die Naturkraft wird hier verbraucht. Das technische Denken Leonardos ist erbarmungslos, es setzt sich über den Menschen hinweg. Wie konnte es auch anders sein, in einem Zeitalter, in dem große Schiffe noch durch Galeerensklaven gerudert zu werden pflegten!

Noch lange Zeit nach Leonardo hat das Technische für das Bewußtsein der Menschen nicht seine eigene Atmosphäre, es war zwar da, wurde aber nicht als eigener Bereich gesehen. Das galt noch das ganze Barockzeitalter hindurch. Die Kunst zeigt den Menschen im Umgang mit Menschen, etwa in der Gesellschaft — nicht aber im Umgang mit Maschinen, da dies damals offenbar als menschenunwürdig empfunden wird. Auch den Bauern hat die Malerei dieser Jahrhunderte so nur in Schenken, zu Hause oder unterwegs auf den Straßen der Dörfer, fast nie jedoch bei der Arbeit gezeigt. Die wenigen Ausnahmen bestätigen die Regel. Erst das 19. Jahrhundert hat die Technik anders empfinden gelernt. Als Menzel 1875 seine Eindrücke von einer Oberschlesienreise in seinem berühmten Bilde „Das Eisenwalzwerk" zusammenfaßte, da war er der Entdecker einer Welt, die in früheren Zeiten schlechterdings nicht „bildwürdig" hatte sein können. Dabei hat gerade Menzel diese Welt ganz unsentimental aufgefaßt, ihn interessierte die Wirklichkeit als solche, nicht etwa soziale Not und menschliches Schicksal. Er malte den Menschen im Kampf mit der Materie, an Schmelzöfen, Kränen, Schwungrädern, in einem Chaos von Eisengeräten, also in einer Welt, in die das Licht des Tages nur bleich und wie durch Nebel hereindringt. Hier wird nicht nur gearbeitet, sondern hierzu die Mahlzeit verzehrt, welche von zu Hause mitgebracht wird. Eine von den Künstlern vorher überhaupt nicht gesehene Wirklichkeit des Menschen tut sich hier auf. Aber diese Welt der Arbeit ist keine, die um ihrer selbst willen geliebt werden könnte. Das Pathos, die große Gebärde der Arbeit hatten andere entdeckt, der Normanne Millet vor allem seinen Bauern. Arbeit vereinzelt nicht nur, sie stellt auch den Menschen in eine Gemeinschaft. Schon das spätere 19. Jahrhundert begann das zu sehen, ja man hero-

Der deutsche Maler Adolf Menzel machte die technische Welt für die Kunst „bildwürdig". Hier sehen wir eine Studie zu seinem berühmten Gemälde „Eisenwalzwerk". Fotos (4): Wissensch. Nachrichtenzentrale.



Sinnbild einer neuen Idee: Kunst (der riesige Adler) und Technik (die ragenden Gerüste) müssen der neuen Gemeinschaft dienen, die durch die marschierenden Kolonnen zu Füßen des Adlers dargestellt ist. Dieser Entwurf von Prof. Ludwig Gies wurde mit dem ersten Preis in einem Wandbild-Wettbewerb der Deutschen Arbeitsfront gekrönt.

bild einer neuen Idee. Die Gestalt eines mächtig die Schwingen ausbreitenden Adlers ist aufgerichtet, nach ragen überall die Gerüste. In seinen Fängen aber marschieren unter jenen Bannern, welche die des Reiches geworden sind, die Marschkolonnen eines frei gewordenen Volks. Die Gemeinschaft hat ihr Sinnbild gefegt; alles Technische aber ist wieder in jenem Dienstverhältnis zum Menschen gesetzt, das seinem Wesen nach ihm allein zukommt!

Licht um Mitternacht

Roman von Bert George

(Copyright 1939 by Prometheus-Verlag, Gröbenzell)

1. Fortsetzung

„Ich kann Ihnen darüber keine Auskunft geben. Ich habe mich verpflichtet, auch nach meinem Weggang, nicht über die Versuche des Geheimrats zu sprechen. Ich kann nur andeuten, daß es sich um wissenschaftliche Experimente handelt, und daß diese vielleicht einmal zu einem praktischen Erfolg führen. Dann stünden wir vor der größten Umwälzung, einer Umwälzung von unabsehbaren Folgen."

„Auf welchem Gebiet liegen diese Versuche?" fragte erstaunt der Beamte.

„Entschuldigen Sie, aber ich sagte bereits, daß ich mich verpflichtet habe, darüber zu schweigen."

Eine Pause entstand. Der Regierungsrat trommelte leise mit den Fingern auf der Schreibtischplatte und sah dabei nachdenklich durch die Fensterscheiben des Büros, wie ins Leere. Eine seltsame Angelegenheit, dachte er. Hier ist ein Mensch, der, dessen bin ich sicher, beitragen könnte, die spurlos verschwundene Tochter des Geheimrats aufzufinden. Wer weiß, ob sie überhaupt noch lebt? Statt dessen lenkt er meine Aufmerksamkeit geschickt auf seinen ehemaligen Chef, auf dessen Experiment und auf Sir Craven. Aber vielleicht hängen diese Dinge alle zusammen? Hier müßte Klarheit geschaffen werden. Er wollte vor allem —

Es klopfte, und ein Beamter trat ein, der dem Regierungsrat eine Karte überreichte. Zellner warf einen kurzen Blick darauf. Auf der Karte stand: Sir Archibald Craven, London. Er erhob sich sofort.

„Wir wollen unsere Unterredung für heute beenden", sagte er mit gewinnender Freundlichkeit zu Perfall. „Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen. Sollte ich weitere Auskünfte benötigen, so —"

„Ich stehe gern zu Ihrer Verfügung."

Die Herren verbeugten sich leicht, ohne einander die Hand zu reichen. Als Perfall sich zum Gehen wandte, öffnete der Regierungsrat rasch eine gegenüberliegende Nebentür und sagte lächelnd: „Bitte, hier hinaus."

Kaum hatte sich die Tür hinter dem Rechtsanwalt geschlossen, so bald Zellner seinem Beamten ein Zeichen, den Besucher hereinzulassen.

Sir Craven trat ein. Der Engländer war ein junger, mittelgroßer Mann. Seine Figur war eher zierlich, seine Schultern schmal, die ganze Gestalt machte keinen sportlichen Eindruck. Mit langer Sonderbewegung, die wie die müde Geste eines älteren Mannes wirkte, grüßte er den Regierungsrat, der höflich auf den Stuhl wies, den vor einigen Augenblicken noch Dr. Perfall eingenommen hatte. Sir Craven verneigte sich dankend und nahm Platz. Sein Gesicht, das bekümmert schien, machte einen übernächtigten, welken Eindruck. Ein rotblondes, kleines, kurz geschnittenes Schnurrbärtchen zierte, entgegen der Mode, seine Oberlippe. Doch schien es Craven deshalb zu tragen, weil sein Kopf kahl war. Vielleicht sollte der Mangel des Haupthaares durch das Schnurrbärtchen gemildert werden. Sein Anzug war von vollendeter Eleganz, ein leichter Hauch diskreten Parfüms, kaum spürbar, ging von ihm aus. Eine innere Erregung machte den jungen Engländer erfüllen. Er entnahm der Brusttasche ein blütenweißes Taschentuch und fuhr sich leicht über seinen dünnen Scheitel. Zwei graublaue Augen, deren hübscher, fast mädchenhafter Schnitt seltsam mit den etwas tückischen, schwarzen Pupillen kontrastierten, blickten wie erschreckt auf den Regierungsrat.

„Sie wünschen mich zu sprechen, Sir Craven?" begann dieser.

„Ja, ich bin gekommen, um zu fragen, ob Sie irgendwelche Spur von Fräulein Weber gefunden haben", sagte der junge Mann.

„Leider nicht die geringste. Die Sache erscheint uns immer rätselhafter."

„Haben Sie Hoffnung, sie wiederzufinden?"

„Unbedingt. Wir werden, wir müssen sie finden. Es fragt sich allerdings, ob sie noch am Leben ist."

Sir Craven schüttelte stumm den Kopf. Eine tiefe Traurigkeit sprach aus seinen Mienen.

„Ich kann Ihnen vorläufig noch nichts versprechen", fuhr Zellner fort, „die Nachforschungen sind deshalb so schwierig, weil wir niemanden finden können, der das junge Mädchen an jenem Nachmittag gesehen hat. Die letzte Nachricht von ihr gibt uns ein Herr von Wedell, der am Parkeingang der Villa vorüberritt und Ihre Braut allein am Briefkasten sah. Dann brechen alle Spuren ab. Es war 4 Uhr nachmittags. Um diese Zeit ist die Straße fast menschenleer, sie ist keine Verkehrsstraße. Immerhin passieren doch einzelne Fußgänger, Autos oder Radfahrer. Aber es hat sich niemand gemeldet, der nach 4 Uhr Ihre Braut gesehen hätte."

„Vielleicht ist sie doch in das Haus zurückgekehrt? Der Park ist ja außerordentlich groß. Hat man denn überall gesucht?"

„Gewiß, wir haben alle Mittel, die uns zur Verfügung stehen, aufgeboten. Detektive, Polizeihunde, Zeitungsartikel, drahtlose Meldungen mit genauester Beschreibung an alle Polizeizentralen des In- und Auslandes, eine große Belohnung, wir überwachen die Villa — bisher war alles leider ohne Erfolg."

Sir Craven betupfte nochmals wie mechanisch mit dem Taschentuch seine Stirn. Seine grauen Augen flackerten ratlos. „Entsetzlich", flüsterte er, „entsetzlich. Ich erhöhe die ausgesetzte Belohnung auf das Doppelte, nur Gewißheit! Schaffen Sie mir Gewißheit!"

Beide Herren schwiegen.

„Sie waren zur Zeit, als Ihre Braut verschwand, in London?" fragte der Regierungsrat.

„Ja, ich hatte dort geschäftlich zu tun."

„Schade. War diese Reise vorher bekanntgegeben? Wußte Ihre Braut davon?"

„Sie wußte es. Ich finanziere die wissenschaftlichen Arbeiten ihres Vaters. Zu diesem Zweck mußte ich nach England reisen."

„Wer wußte sonst, daß Sie nach London reisten?"

„Außer Ethel und ihrem Vater nur noch der Diener Bernhard."

„Wer ist das?"

„Es ist der Diener des Geheimrats."

„Wie stehen Sie mit ihm?"

Sir Craven zögerte, dann meinte er ironisch: „Ich glaube, er kann mich nicht leiden. Er ist ein Schützling des Herrn Dr. Perfall, wie ich gehört habe."

„Warum kann er Sie nicht leiden?"

„Er betrachtet mich vielleicht als Eindringling. Vielleicht paßte dem Diener meine Verlobung nicht. Es gibt so komische Bediente in alten Familien. Ethel war vorher — aber ich möchte nicht schwatzen. Das alles sind ja nur Vermutungen. Ich möchte um Himmels willen gegen niemanden einen Verdacht aussprechen."

„Ich kenne die Geschichte Ihrer Verlobung, Sir Craven. Es ist selbstverständlich, daß ich nicht aus Neugierde frage, sondern weil jeder, auch der unscheinbarste Vorbericht, geklärt werden muß. Sie vermuten also, daß der Diener des Geheimrats Ihnen nicht günstig gesinnt ist. Bitte, teilen Sie mir mit, worauf sich Ihre Vermutung stützt."

Sir Craven dachte nach. „Er spionierte hinter mir her. Einmal betrat ich mein Zimmer, da stand er drinnen und war verlegen. Ich fragte, was er wünsche, er brummte irgendeine Entschuldigung und ging hinaus."

„Durfte er ohne weiteres Ihr Zimmer betreten?"

„Er legt die Post auf den Schreibtisch, säubert die Kleider und bringt auch die Zeitungen. Aber immer nur dann, wenn ich auf meinem Zimmer bin."

„Was hätte er für Gründe, bei Ihnen zu spionieren?"

„Ich weiß es nicht. Ich weiß nur aus Ethels Munde, daß er mich nicht mag. Hingegen ist er Herrn Dr. Perfall sehr ergeben."

„So, so. — Das ist nicht uninteressant."

Der Regierungsrat dachte nach. „Haben Sie den Diener einmal gewaltregelt?"

„Nun, ich habe mir letzthin seine Schnüffelei verbeten. Das scheint ihn verletzt zu haben. Aber vielleicht hat er nicht von sich aus spioniert, sondern ein anderer hat ihm den Auftrag dazu gegeben."

„Sie meinen den Rechtsanwalt Dr. Perfall?"

„Ich möchte niemanden beschuldigen. Es ist nur ein Gedanke von mir."

„Glauben Sie, daß Dr. Perfall auf Sie eifersüchtig ist?"

„Ich weiß es nicht. Aber es wird wohl der Fall sein."

„Hatten Sie mit ihm eine Aussprache?"

„Nein, wir lernten uns im Hause meines Großonkels, des Geheimrats Weber, kennen. Ich hatte keine Ahnung, daß er sich um Ethels Hand bewarb. Ich verliebte mich in die junge Dame und erhielt nach einer Unterredung mit ihrem Vater ihr Jawort."

„Und seit der Zeit blieb Dr. Perfall dem Hause fern?"

„Ja."

„Hat er mit Fräulein Weber nachher keinerlei Aussprache mehr gehabt? Keine Zusammenkunft oder ein Telephongespräch? Denken Sie nach, es wäre mir sehr wichtig, zu erfahren, ob Dr. Perfall nach Ihrer Verlobung noch irgendwelche Verbindung mit Ihrer Braut hatte?"

„Nein, gewiß nicht. Wenigstens ist mir nichts bekannt. Es sei denn . . .", er hielt inne.

„Nun?"

„Es sei denn, daß der Diener Bernhard einen Verkehr vermittelte. Aber das weiß ich nicht. Ich erwähne es nur, weil der Diener nicht mein Freund ist. Vielleicht macht es ihm Vergnügen, mir einen Streich zu spielen. Aber ich muß wiederholen, daß ich keinerlei Beweise habe. Alles ist nur Vermutung."

Zellner machte sich einige Notizen. Dann sagte er:

„Ich bitte Sie, Sir Craven, den Diener unauffällig zu beobachten. Lassen Sie ihn ungestört spionieren. Hindern Sie ihn nicht. Vielleicht kommen wir dahinter, was er aber sein Auftraggeber beabsichtigt. Inzwischen verfolge ich andere Spuren. Sobald ich Ihnen etwas mitzuteilen habe, erhalten Sie sofort Nachricht." Er erhob sich.

Der Engländer stand auf und machte eine verzweifelte Miene. Zellner geleitete ihn bis zur Türe. „Verlieren Sie den Mut nicht. Wir haben schwierigere Fälle aufgeklärt. Ich habe das Gefühl, daß wir dicht vor irgendeiner Enthüllung stehen, die uns in der Sache vorwärts bringt."

Sir Craven blickte verwundert in das Gesicht des Beamten. „Ja, ja", fuhr dieser fort, „das spüre ich, Fingerspitzengefühl. Es ist wie bei dem bekannten Gesellschaftsspiel, wo ein Gegenstand versteckt wird, den jemand aus der Gesellschaft unter Klavierbegleitung sucht. Je entfernter der Suchende vom Versteck ist, desto leiser ist das Klavierspiel — je näher er dem Versteck kommt, desto lauter wird gespielt."

„Und Sie meinen?"

„Ich höre das Klavier ganz laut spielen", meinte der Regierungsrat lächelnd.

Sir Craven sah einen Augenblick nachdenklich vor sich hin. Dann raffte er sich förmlich zusammen und mit einem konventionellen, gezwungenen Lächeln verbeugte er sich vor dem Beamten. „Ich danke Ihnen sehr für Ihre Mühe, mein Herr. Ich werde so handeln, wie Sie es sagten. Guten Tag."

„Guten Tag, Sir Craven."

Perfall hatte das Polizeipräsidium in höchster Erregung verlassen. Er nahm ein bescheidenes Mittagessen in dem Lokal, das er täglich besuchte, und telephonierte an sein Büro, er käme erst später. Dann ging er in seine Wohnung. Eine tiefe Gedrücktheit peinigte ihn, und machte ihn unfähig, seine berufliche Arbeit wieder aufzunehmen. Allein sein. Nicht sprechen müssen. Nur an Ethel denken. In den beiden Zimmern, die er bei der Witwe eines Beamten bewohnte, war wohltuende Ruhe. Draußen lag brütende Sommerhitze, aber seine Räume waren still, verdunkelt und kühl. Müde warf er sich auf den Diwan und schloß die Augen.

Er war keine schwächliche Natur, aber der Schmerz um Ethel hatte ihn zermürbt. Er liebte zum erstenmal in seinem Leben. Es war die große Liebe, jener erste, echte, gewaltige Sturm, der jeden Widerstand bricht. Er war glücklich gewesen, er durfte auf Ethel rechnen, ihr Vater war ihm geneigt. Seine Erfolge als Anwalt sicherten ihm eine glänzende Laufbahn, die Zukunft mit Ethel lag wie ein erwachender, herrlicher Frühling vor ihm, ein Frühling, der unabwendbar näher kam, der ihm gehörte — der kommen mußte.

Bis Sir Craven auftauchte . . .

Der Gedanke an den verhaßten Menschen verscheuchte sofort seine Ruhe. Er sprang auf und begann in seinen beiden Zimmern umherzuwandern, ruhelos, so wie er es seit acht Tagen, seit Ethels unerklärlichem Verschwinden getan. Was nützte sein Grübeln? Mit der Wirklichkeit sich abfinden, wäre vernünftiger gewesen. Mit aller Kraft hatte er es versucht — weiß Gott, er konnte sich keinen Vorwurf machen. Bis Ethel plötzlich verschwand und Angst um ihr Schicksal ihn packte. Und mit der Angst überkam ihn die Sehnsucht nach der Verlorenen. Die Vergangenheit ließ ihn nicht los.

Klopfte nicht jemand? Wahrhaftig. Er wandte sich zur Tür und öffnete. Draußen stand der Diener Bernhard. Er ließ ihn eintreten.

„Sie sind wohl überrascht, Herr Doktor, daß ich zu Ihnen komme? Entschuldigen Sie, bitte, ich hätte vielleicht vorher telephonisch anfragen sollen?"

„Unsinn, Bernhard, ich freue mich. Sie zu sehen. Setzen Sie sich und sagen Sie, was Sie zu mir führt." Er deutete auf einen Lehnstuhl.

„Ja, Herr Doktor, das ist jetzt wohl ein halbes Jahr, daß wir uns nicht mehr gesehen haben. Seit — seit —"

„Ja, Bernhard, seit damals, ich weiß."

Der Diener schwieg. Er hatte ein breites, starkknochiges Gesicht buschige Augenbrauen und trug noch einen altmodischen, mächtigen Schnauzbart, der ihm fast den ganzen Mund verdeckte und seinem Aussehen etwas Martialisches, fast Drohendes verlieh. Perfall hatte ihn vor langer Zeit an den Geheimrat empfohlen, als dieser seinen alten Diener durch den Tod verlor. Hinter Bernhard lag ein wechselvolles Leben. Ursprünglich war er lange Jahre im Zirkus und hatte sich als Athlet einiges erspart. Im Krieg wurde er schwer verwundet und gefangen. Die Invalidität machte ihn später arm. Schließlich kam er ganz herunter. Im Zirkus konnte er nicht mehr auftreten, er fing an zu trinken, und in einem Wirtshausstreit verletzte er einen Gast schwer. Perfall, als sein Verteidiger, erkannte die Lage des armen Teufels, es gelang ihm, eine Strafmilderung zu erwirken, und auf seine Bitte hin nahm ihn später der Geheimrat in seinen Dienst. Der Diener hielt sich tadellos und machte seinem Schützer alle Ehre. Der Geheimrat war zufrieden mit ihm. Jetzt saß er vor dem Anwalt und machte einen etwas ratlosen Eindruck. Er wußte nicht recht, wie er beginnen sollte, und so sagte er:

„Ach, das arme, gnädige Fräulein, es ist ein rechter Jammer."

„Haben Sie vielleicht etwas Neues erfahren? Kommen Sie deshalb zu mir?" fragte Perfall rasch.

„Leider nicht, Herr Rechtsanwalt. Es ist wegen des gnädigen Herrn. Er ist krank."

„Krank?"

„Ja. Ich habe ihn noch nie so aufgeregt gesehen. Seine Arbeit hat er ganz eingestellt. Er geht Tag und Nacht unruhig umher, im Hause und im Park, er ißt kaum etwas und kommt ganz herunter. Alles aus Kummer um das gnädige Fräulein. Man weiß ja nicht einmal, ob sie lebt oder tot ist. Das kann doch nicht so weitergehen."

„Kommt denn kein Arzt?"

„Sie kennen ja den alten Herrn. Vom Krankfein oder Arzt will er gar nichts hören. Fräulein Ethel hätte ja manches bei ihm erreichen können, aber jetzt will er kein fremdes Gesicht mehr sehen."

„Und Sir Craven?"

„Der ist heute auf der Polizei gewesen, nachfragen, wegen des gnädigen Fräuleins. Leider umsonst. Er ist nach Kiel abgereist. Mit dem Flugzeug nach London. Kommt aber übermorgen wieder zurück. Nun dachte ich mir, ob Sie nicht heute, wo ja Herr Craven abwesend ist, den alten Herrn besuchen möchten? Vielleicht könnten Sie ihn beruhigen."

„Wer weiß, ob es ihm recht ist?"

„Er hat Sie doch immer sehr gerne gehabt, und wenn damals nicht der Engländer ins Haus gekommen wäre —"

Perfall verbiß absichtlich die Bemerkung. „Hat denn der Geheimrat je nach mir gefragt?" erwiderte er.

„Das ist es eben. Als der Chauffeur Herrn Craven zum Flugzeug brachte und der gnädige Herr allein in der Wohnung blieb, da schellte er nach mir. Ich sah gleich, wie nervös und aufgeregt er war. Dann fragte er mich plötzlich nach Ihnen. Und warum Sie denn gar nichts von sich hören ließen. Und ob ich nichts von Ihnen wüßte. Und er meinte, wenn Sie die Sache jener verschwundenen Tochter zu erforschen hätten, so wäre man schon längst auf eine Spur gekommen. Ich sagte, wir seien ja mit Ihnen über die furchtbare Geschichte fertig. Er braucht Hilfe. Vielleicht entschließen Sie sich, ihn aufzusuchen? Hier habe ich Ihnen die Schlüssel alle mitgebracht, die Sie früher im Besitz gehabt haben. Da können Sie jederzeit hereinkommen." Er holte die Schlüssel aus seiner Tasche und gab sie ihm.

Er saß ebenso wie der Geheimrat um Ethels Verlust und fühlte plötzlich Mitleid und das Bedürfnis, mit dem alten Herrn zu sprechen.

„Fragen Sie den Herrn Geheimrat, ob ich heute gegen sechs Uhr bei ihm vorsprechen dürfte. Geben Sie mir telephonisch nach meinem Büro Bescheid, ob es ihm recht ist."

Bernhard erhob sich. „Das ist schön von Ihnen, daß Sie kommen, Herr Rechtsanwalt. Ich weiß bestimmt, Sie werden ihn beruhigen."

„Wie geht es sonst, Bernhard? Sind Sie zufrieden?"

Der Diener erzählte ihm, mit Herrn Craven sei eine andere Luft ins Haus gekommen. Der Geheimrat hätte seine Arbeiten wieder aufnehmen können. Auch neue Maschinen stünden bereits im Laboratorium. Aber niemand, auch Craven nicht, dürfte den Arbeitsraum hinten im Parke betreten. Craven selbst sei sehr mißtrauisch und argwöhnisch. Aber Geld besäße er wie Heu. Und Fräulein Ethel hätte er mit Geschenken überhäuft. Sogar ein englisches Auto habe er für sie kommen lassen. Er sage, in England wäre alles besser. Und für Fräulein Ethel sei ihm überhaupt nichts zu viel."

„Und wie ist er zu Ihnen?"

„Ich bin für ihn nicht vorhanden, herr Rechtsanwalt. Mich mag er nicht gerne sehen. Das beruht aber auf Gegenseitigkeit."

„Seien Sie klug, Craven wird der Schwiegersohn des Herrn Geheimrats. Und eine so gute Stelle bekommen Sie nie mehr im Leben."

„Unbesorgt, ich gebe keinen Anlaß zur Klage. Ich tue meine Pflicht und halte den Mund geschlossen. Aber meine Augen, die halte ich offen."

„Wieso, was heißt das?" fragte Perfall überrascht.

„Oh, nichts, ich mache nur so meine Beobachtungen. Sir Craven hat manchmal merkwürdige Besuche. Herren, die immer nachts im Auto kommen und wieder wegfahren. Davon weiß aber weder der gnädige Herr etwas noch Fräulein Ethel. Das finde ich doch merkwürdig. Ueberhaupt die ganze Sache mit dem gnädigen Fräulein — wer weiß, ob er nicht schuld hat, daß sie verschwunden ist."

„Um Gottes willen, seien Sie vorsichtig, was wollen Sie damit andeuten?"

„Ganz einfach, das gnädige Fräulein liebt ihn nicht, auch wenn er noch so viel Geld hat. Sie liebt ja doch nur Sie. Na, und wenn man verzweifelt ist —"

„Und Sie meinen, daß Sir Craven —"

„Wer weiß, ob sie nicht seinethalben davongelaufen ist, aus Kummer. Das ist die ganze Sache."

Nein, nein, sagte sich Perfall, der Diener irrt.

Daß Ethel ihn noch liebte, das wußte er. Aber ebenso überzeugt war er, daß sie nie die Flucht ergriffen hätte, ohne ihm ein Wort zu hinterlassen. Es mußte ein Unfall stattgefunden sein, vielleicht eine plötzliche Unstimmigkeit mit Craven oder dem Vater. Aber darüber wollte er mit dem Diener nicht sprechen.

„Gehen Sie jetzt, Bernhard. Ich komme als zum Abendessen, wie ich es sagte." Er reichte dem schnaufenden Kloß die Hand und verabschiedete ihn. Als sich die Tür geschlossen hatte, blieb er nachdenklich mitten im Zimmer stehen und hörte die wuchtigen Tritte des Dieners über die knarrende Holztreppe sich entfernen.

Was war nur mit Ethel geschehen?

Er riß sich zusammen. Es hatte keinen Zweck, sich ewigen Grübeleien hinzugeben. Ohne bestimmte Fährte nützte sein ganzes Denken nichts. Er entfernte sich, ging ins Badezimmer, nahm eine kalte Dusche, machte sich fertig und ging dann erfrischt ins Büro, wo er bereits die Nachricht vorfand, daß ihn der Geheimrat um 8 Uhr erwarte.

Geheimrat von W. war aus altem preußischen Adel, der letzte seines Namens. Er war das, was man einen genialen Dilettanten nennt. Aber er war trotzdem mehr als das. Sein Leben war ausgefüllt gewesen mit dem Studium bizarrster Dinge. Er hatte die Universitäten verschiedener Länder besucht, und seine erste Dissertation erregte das Kopfschütteln der gelehrten Herren. Sie befaßte sich mit der Atomphysik und brachte schon damals Maßlosigkeiten an, die später durch Forschungen berühmter Männer bestätigt wurden. Kaum hatte er den Doktortitel, als er seine Liebhaberei liegen ließ und sich auf Pastellmalerei warf. Er malte in der Art von Lenbach, fast nur Porträts, und seine Bilder erlangten damals auf den Ausstellungen die Aufmerksamkeit der Kritik.

Als ihn die Malerei nicht mehr fesselte, machte er anatomische Studien, die ihn schließlich ganz zur Medizin führten. Auch hier erwarb er den Doktortitel, nachdem er eine Abhandlung über Aufgaben und Wirkungen der Elektrizität im menschlichen Organismus geschrieben hatte, die dem damaligen Stand der Forschung weit voraus war.

Plötzlich interessierte ihn nur noch die Musik. Er war von jeher ein gewandter Klavierspieler. Nun studierte er leidenschaftlich Kompositionslehre, begab sich in die Einsamkeit thüringischer Wälder und komponierte in einem halben Jahr die Oper „Verlexphone". Die seinerzeit mit Erfolg über deutsche und ausländische Bühnen ging. Kein Wunder, daß er trotz der glänzenden Einnahmen sein großes Vermögen aufzehrte und eines Tages vor dem Nichts stand. Gezwungen, Geld zu verdienen, beschäftigte er sich mit der Verbesserung der damaligen Kohlenfadenlampe und erfand eine technische Neuerung, die ihn materiell unabhängig machte.

Weber war bereits fünfzig Jahre alt, als er sich mit dem Feuer eines Zwanzigjährigen in eine blutjunge Künstlerin verliebte, die in seiner Oper große Triumphe feierte. Er heiratete sie und genoß das schönste Jahr seines Lebens. Sein Glück kannte keine Grenzen. Er besaß genügend Mittel, um sich in der vornehmsten Villengegend Berlins ein Besitztum mit großem Park zu kaufen, und schon lenkte sein Leben, besonnt von der hingebungsvollen Zärtlichkeit seiner abgöttisch geliebten Frau, in ruhigere Bahnen, als der große Krieg ausbrach.

Weber wäre nicht die feurige Natur gewesen, wenn ihn damals der flammende Ausbruch allgemeiner Vaterlandsliebe nicht ebenfalls gepackt hätte. Trotz seines vorgerückten Alters ging er als Arzt an die Westfront und erlebte die ersten großen deutschen Siege. Eine Verwundung zwang ihn heimzukehren, aber kaum genesen, rückte er wieder ins Feld. Im Herbst 1915 traf ihn bei St. Quentin die furchtbare Nachricht, daß seine Frau bei der Geburt eines Kindes gefährlich erkrankt sei. Er nahm sofort Urlaub, raste zurück durch die Flut der vorrückenden Truppen, kam nach Berlin und fand die Geliebte in hoffnungslosem Zustand. Sie starb in seinen Armen.

Sein Leben schien ihm jetzt vernichtet. Er ordnete mit Hilfe seines Notars alle Angelegenheiten, schloß das Haus, übergab das Kind, ein Mädchen, der Obhut einer Pflegerin, einer jungen Person aus Bayern, namens Anna Dirrmoser, die noch seine verstorbene Frau ausgesucht hatte, mit dem Auftrag, das kleine Wesen auf ihrem väterlichen Landgut bei Füssen in Bayern aufzuziehen. Dann eilte er, ein Verzweifelnder, zurück an die Front, um im unentrinnbaren Hagel des Feuers ein erlösendes Ende zu finden.

Umsonst. Er rettete das Leben unzähliger braver Soldaten und setzte tollkühn das seine aufs Spiel. Vergeblich suchte er in rastloser Arbeit Vergessen, vergeblich ersehnte er das Ende seines Daseins — er blieb verschont. Nach herrlichen Siegen erlebte er Niederlage, Not und Entbehrung und schließlich den bittersten, grausamen Weg bis zum Waffenstillstand. Die deutsche Armee zog nach Hause, er selbst flüchtete in die Einsamkeit seiner Berliner Wohnung.

Niemand außer seinem kleinen Töchterchen und zwei Dienstboten durfte um ihn sein. Die Pflegerin Ethels, Anna, war noch während des Krieges gestorben. Die kleine Ethel wurde von der einzigen Schwester Annas, Maria Dirrmoser, aufgezogen, die sich in einem französischen Kriegsgefangenen verliebte, der auf dem Landgut arbeitete. Der Franzose, ein gewisser Jean Dumesnil, ging nach Kriegsschluß mit seiner Braut nach Paris, wo er sie heiratete. Vorher brachte er dem Geheimrat die kleine Ethel nach Berlin.

Jahre vergingen. Von der einstigen glücklichen Vergangenheit war Herrn Weber nur sein Töchterchen verblieben. In der Stille und Abgeschlossenheit seines Hauses wuchs der alte Herr langsam in ein anderes Leben hinein. Er grollte dem Schicksal, das seine Heimat wehrlos vernichtender Gewalt ausgeliefert. Er fühlte die wachsende Not des ganzen Reiches wie eine stete Mahnung, als ob er persönlich berufen wäre, sie beenden zu müssen.

Und er begann zu grübeln. Damals reifte der feste Entschluß in ihm, seinem Lande zu helfen, eine unüberwindliche Waffe zu finden, sie seiner unglücklichen Nation in die Hand zu geben, damit sie aller Schmach ein Ende mache. Es sollte eine Waffe sein, die dem, der sie besaß, die Macht gab, jeden Feind wehrlos zu machen, ja, alles zu vernichten, was die Freiheit des Landes bedrohte, ohne dabei die Heimat der Gefahr eines Krieges auszusetzen. Dieser phantastische Gedanke fing an, sein ganzes Leben zu erfüllen. Er wuchs und wuchs und hüllte ihn ein, so daß er alles um sich vergaß. Er widmete sich den Studien über die biologische Fernwirkung elektrischer Ströme und setzte jene einstigen Forschungen wieder fort, in denen er sich mit der Muskelelektrizität des menschlichen Körpers beschäftigte. Er hatte sich im Park ein Laboratorium gebaut, in dem er nächtelang arbeitete. In einer eigenen Abteilung waren Versuchstiere, Ratten und Meerschweinchen, deren Pflege dem Diener oblag.

So verging die Zeit, Ethel war herangewachsen und eine bildhübsche junge Dame geworden. Seine Schreibarbeiten und Rechtsangelegenheiten besorgte Dr. Perfall, den man ihm als einen der fähigsten jungen Anwälte empfohlen hatte, der seit vielen Jahren mit dem Hause in Verbindung stand. Mit dem Ausbruch des Krieges entzogen sich die Versuche immer mehr der Oeffentlichkeit. Weber brauchte Geld. Vergeblich versuchte er kluge Köpfe für seine Sache zu interessieren. Aber seine Anbeutungen erweckten kein Vertrauen. Seine paar Versuchstiere gingen ein, die wenigen beschädigten Maschinen standen still, und kostbare Zeit verrann. Der alte Herr geriet in krankhafte Nervosität. Er schrieb an Behörden, Finanziere und bat um Mittel zur Fortsetzung seiner Versuche, ohne jedoch vom eigentlichen Zweck seiner Forschungen etwas zu verraten. So kam es, daß man ihn kühl ablehnte, da sich niemand eine Vorstellung von der Tragweite seiner Experimente machen konnte.

Seine wissenschaftlichen Abhandlungen, die er in jener Zeit veröffentlichte, erregten trotzdem Interesse, und manche seiner utopisch anmutenden Schilderungen lösten aufhorchen. Selbstmordversuche war es das Ausland, das seinen „Jules-Verniaden", wie seine Ideen spöttisch bezeichnet wurden, Interesse entgegenbrachte und ihm Angebote machte. So stellte ihm die japanische Regierung eine Versuchsstation zur Verfügung und bot ihm ein märchenhaftes Gehalt. Allerdings mit der Verpflichtung, Japan nie mehr zu verlassen und seine Forschungen nur für dieses Land zu machen. Als er ablehnte, kam ein Angebot aus Amerika unter denselben Bedingungen. Auch hier lehnte der Geheimrat ab. Immer drückender wurde seine Lage. Er konnte sich immer noch nicht entschließen, maßgebenden Personen, die sich für seine Pläne zu interessieren schienen, Einblick in seine geheimnisvollen Forschungen zu gestatten. Mit dem Starrsinn des überzeugten, in seine Welt eingesponnenen Erfinders hüllte er sich in seine Entwürfe. Erst das vollendete, durch nichts zu widerlegende Resultat seiner Arbeit sollte niemand anders als dem Ministerium angeboten werden: Dem Vaterland! Das war sein ehrgeiziges Ziel, an dem er zähe festhielt.

Aber es schien, als sollte er es nicht erreichen. Sein Laboratorium war seit langer Zeit geschlossen. Er war außerstande, die Rechnungen für die großen Strommengen zu bezahlen, die seine Versuche erforderten. Er ließ die hohen Linien der Hypotheken stunden und mußte seine Gläubiger bitten, abzuwarten. Es war ein nutzloses Lavieren. Die Versteigerung seines ganzen Besitzes war nicht mehr aufzuhalten.

In dieser bedrängten Lage erschien der junge Sir Craven. Er kehrte von einer Weltreise nach England zurück, erinnerte sich auf seiner Durchreise in Berlin seines deutschen Verwandten und machte als höflicher Familienangehöriger dem alten Geleimrat seine Aufwartung.

Und nun kam die große, entscheidende Wendung im Leben der drei Menschen: des Geheimrats, Perfalls und Ethels. Sir Craven, entzückt vom Anblick des hübschen, jungen Mädchens, verliebte sich in sie und bat, in Unkenntnis ihrer Beziehungen zu Perfall, den Geheimrat um die Hand seiner Tochter. In dieser Lage eröffnete sich Weber dem jungen Engländer, schilderte seine prekäre Lage, wies auf den bevorstehenden Zusammenbruch seines Hauses und auf das Ende seiner Forschung hin. Die Folge war, daß Sir Craven dem Geheimrat 10 000 Pfund anbot, die er sich sogleich aus England überweisen ließ. Gerührt wollte Weber dem jungen Mann, der vom Markensammeln keine Ahnung hatte, aber die Schätze des Geheimrats pflichtschuldig bewunderte, für seine materielle Hilfe seine kostbare Briefmarkensammlung verschänken. Aber Sir Craven lehnte ganz entschieden ab, was ihm Weber nicht hoch genug anrechnen konnte.

Während sich nun für den alten Herrn das Leben neu auftat, wurde Sir Craven für das junge Paar zum Verhängnis.

Für den Geheimrat besaß das Leben nur noch zwei Dinge: seine Tochter Ethel und seine Erfindung, die ihn seit Jahren beschäftigte. Alles andere war um ihn verblaßt, existierte nicht.

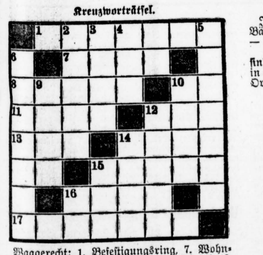
Ethel betete ihn an. Aber als er von ihr forderte, sich von Perfall zu trennen und sich mit Sir Craven zu verloben, als sie sah, daß ihr Vater nahe vor seinem Ziel wie ein Verzweifelter um die Arbeit eines Jahrzehntes kämpfte, eine Arbeit, deren Vollendung ihm Craven ermöglichen wollte, da hatte er etwas in ihr zerbrochen. Sie gehorchte, aber sie wurde irre an ihm. Sie begann, ihn mit anderen Augen zu betrachten, und voll Mitleid erkannte sie, daß er für die Erreichung seines Zieles vor keinem Opfer zurückschrecken würde. Seine Erfindung war ihm zur fixen Idee geworden, ein Zustand der an Krankheit grenzte. Sie mochte nicht, sich ihm zu widersetzen. Noch ein halbes Kind, erkannte sie trotzdem, daß sie ihres Vaters Ruhe, seine Lebensarbeit, ja, sein Leben selbst in Händen hielt. Und so entsagte sie dem Manne, der ihre ganze Liebe besaß, und willigte ein, sich mit Craven zu verloben.

Und nun war sie seit acht Tagen verschwunden.

Punkt acht Uhr hielt Perfalls Autodroschke vor der Villa. Wie oft hatte er die herrliche Schmiedearbeit der eisernen Gittertore bewundert. Links und rechts, in zwei Mauernischen, die wie offene Schilderhäuschen aufsahen, hatte der Gärtner einst prachtvolle Agaven gestellt, die mit ihren mächtigen Stacheln Wache hielten. Später gab es keinen Gärtner mehr, und jetzt standen die Riesen längst leer.

(Fortsetzung folgt)

Kreuzworträtsel.



Waagerecht: 1. Befestigungsring. 7. Wohnhütte, 8. europäische Hauptstadt, 11. Abgott, 12. Sportgerät, 13. Scherzname des Nordamerikaners, 14. Stadt in Dalmatien, 15. bekannter Ort bei Kairo, 16. schmiedendes Werkzeug, 17. einfaches optisches Gerät — Senkrecht: 2. chemischer Grundstoff, 3. Rettung, 4. Kühlmittel, 5. Wintersportfläche, 6. nebensächliches Ereignis, 9. französischer Opernkomponist, 10. Hautöffnung, 12. Hafenstadt am Persischen Meerbusen, 14. das Erstrebte, 15. Ruderboot.

Zweisilbige Scharade.

Die Erste zwingt zu raschem Schritt,
Und lieben wir das Wandern,
So nehmen wir die Zweite mit
Von einem Land zum andern.

Wo man das ganze Wort uns gab,
Uns graulam zu verbannen,
Ergreifen wir den Wanderstab
Und zieh'n betrübt von dannen.

Verbindungsaufgabe.

Im Zusammenhang mit den Tiernamen:
Bär — Eber — Elster — Hammel — Hirsch — Kranich — Reiher — Roß — Schaf — Schwan — Schwein — Wolf
sind Ortsnamen zu suchen. Die Bildung hat in der Weise zu geschehen, daß die betreffenden Orte die Tiernamen zu Anfang führen.

Rätsel.

Ich nahm der holden Jungfrau erste
Und hat: Gestatt' die zweite mir!
Doch sie war spröde und sie sagte:
Das Ganze nur erlaub' ich dir.

Füllrätsel.

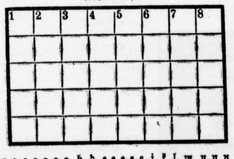
ar — ar — bu — ch — ch — da — el — le — lo — mb — on — or — pa — ra — re — rg — ru — se — sp — sp — st — ta — te — zi

Die Buchstabenpaare ergeben, richtig eingesetzt, in den waagerechten Reihen Wörter folgender Bedeutung:

1. griechische Sagengestalt, 2. Feuerwerkskörper, 3. Stadt in Nordbayern, 4. Gartenblume, 5. Stadt in Griechenland, 6. Saiteninstrument, 7. lehrhafter Satz, 8. Seelsorger.

Bei richtiger Lösung nennt die Mittellinie, rechts, reihenweise von oben nach unten gelesen, zwei alte Waffen.

Kassenrätsel.



a a a a a a a, b, d, e e e e e e, f, f, l, m, n n n n n n, o, o, r r r, s s s s, t, t, u, u, v, z.

Die Buchstaben ergeben, richtig eingesetzt

Raubtiere *ohne* Eisengitter

Nürnberg, die Stadt der Reichsparteitage, hat einen neuen und einzigartigen Naturtierpark eröffnet

Vor wenigen Monaten wurde der seit 1912 bestehende alte Nürnberger Zoo am Dutzendteich geschlossen. Der Platz wurde zur Erweiterung des Geländes, auf dem sich die Monumentalbauten des Reichsparteitages erheben, dringend benötigt. Längst aber waren die Arbeiten für einen neuen Tiergarten im Gange, der nunmehr als modernster Zoo der Welt auf dem Schmausenbuck eröffnet wurde. Fünfundzwanzig Ueberzeugungsmeister Biebel hatte selbst den Schmausenbuck als Platz für den Zoo ins Auge gefaßt, weil er alle die landschaftlichen Gegebenheiten aufwies, die für das neue Zoo-Bauprojekt erforderlich sein mußten: weite, landschaftlich malerische Flächen, urwüchsige waldige Höhen mit natürlichen Felspartien, Gelände, das man gut be- und entwässern und in das man künstliche Teiche einlassen kann. Er zog den weitgereisten und erfahrenen Tiergroßhändler Hermann Ruhe aus Alfeld-Leine als Sachverständigen hinzu, und als sich auch dieser für den Schmausenbuck als den geeignetsten Platz für den neuen Nürnberger Tiergarten aussprach, konnte mit dem Werk begonnen werden.

Nichts deutet zunächst an der Pforte des sommerlichen Hochwaldes darauf hin, daß in seinem Innern Rudel von Löwen, Herden von Elefanten und Büffeln hausen! Ist man aber erst einen halben Kilometer gegangen, so vernimmt man schon lautes Affengekreische und das Geschnatter und Geklapper von zahllosen Flamingos und Pelikanen. Und dann entfalten sich die packendsten Bilder der Gegensätze, immer Tiere der verschiedensten Zonen der Erde, umrahmt, eingetaucht in die deutsche Waldlandschaft. Am seltsamsten und pittoreskesten wirkt wohl das grandiose Nordlandpanorama, wo sich zahlreiche Eisbären, Robben und Pinguine tummeln. Tiere, deren Lebensmittelpunkt die Welt des ewigen Eises und Schneigens ist und die hier von einem Wald voll Eichen, Buchen und Föhren und vom lieblichsten Vogelgezwitscher umgeben sind! Die Eisbären, wie auch an anderer Stelle die Braunbären, ferner die Löwen und Tiger hausen in einem Felsengebirge, das einfach in dieser urwüchsigen Landschaft da war, man hat es in genialer Weise entsprechend hergerichtet und ausgewertet. Und zu Füßen des Felsplateaus der Eisbären gibt es noch ein großes Wasserbecken, das wie ein Waldsee anmutet, ein Waldsee, in dem Eisbären und Robben — natürlich getrennt — schwimmen!

Mit der Kleinbahn durch ein Tierparadies

In diesem jüngsten deutschen Tiergarten gibt es nur Freigehege, und es werden nur solche Tiere gehalten, die zu den volkstümlichsten zählen und von jeher den größten Schauwert besitzen. Solche Tiere treten dann gleich in Massen auf, wie die Elefanten, Büffel, Hirsche, Löwen, Tiger, Bären und so weiter. Hier klettern und balgen sich dreißig Paviane herum, dort — auf einer anderen großen Naturfelsenanlage — gleich an die hundert Mähnenschafe auf einmal! Zum erstenmal gibt es hier eine eigene für Schimpansen, die beweglichsten und intelligentesten Menschenaffen, gebaute Freianlage, die durch einen Wassergraben vom Publikum abgetrennt ist. Das wuchtige Felsterrain der Löwen mutet an wie eine Szenerie aus dem Hohen Atlas. Man hat hier Aussichts- und Tunnelmauern, die einzigartig und grandios sind in ihrer malerischen Pracht. Ueber die Elefantenherde hinweg, die zwischen den hohen Bäumen steht, über Rinder und Hirschgehege hinweg, die wie weite Weidelandschaften anmuten, weit, weit hinüber, wo die gewaltigen Umrisse der monumentalen Reichsparteitagsbauten stolz am Horizont emporragen . . .

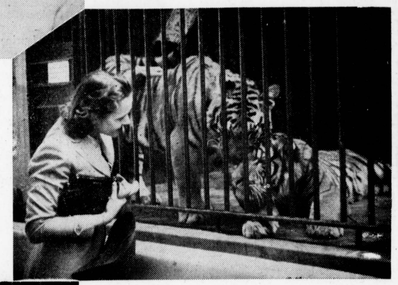
Dieses Tiergartengelände ist so groß, daß man nirgends den Eindruck eines Ueberladenseins hat, sondern sich immer wie inmitten der freien Natur fühlt. So verschwinden denn auch die Besucher ganz in diesem weiten Riesenpark. Hält man sich nicht an die Führungslinie, so muß man sich seine Tiere, die man besonders gerne sehen will, schon suchen. Man kann dann regelrecht „auf die Pirsch gehen", und das macht viel Freude. Die Führungslinie beträgt fünfeinhalb Kilometer. Da kann man sich einen Begriff machen von den gewaltigen Ausmaßen dieses Zoo. Schon umziehen die Gleise auf einer zweieinhalb Kilometer langen Strecke einer geplanten Kleinbahn den Park. In drei schwachen Kurven steigt das Gelände zu waldiger Hügellandschaft an, deren höchster Punkt 670 Meter beträgt. Dort hat man Wildschweine, Wölfe, Füchse und Dachse untergebracht.

„Künstlerische Kräfte aller Art mußten auf das harmonischste zusammenwirken", erzählt Dr. Karl Thäter, der Direktor des Tiergartens, der auch schon dem alten, 1912 gegründeten Nürnberger Zoo vorstand. „Es mußte der Tiergärtner mit dem Landschaftsgärtner und dieser mit dem Architekten gehen, um das Werk als geschlossenes Ganzes so zu vollbringen. Davon ausgehend, daß die Tiere doch immer dieselben sind, sollte dem Garten eben eine besondere Note gegeben werden. Unsere besondere Note heißt: Natur-Tiergarten. Und unsere Richtlinie bei seiner Anlage war die: alles natürlich Bestehende möglichst so stehen lassen, die uralten Eichen und alle die anderen guten Bäume, die Hügel und die Schluchten und die großen gewaltigen Sandsteinmassen, die blumigen Wiesen und die Täler. Der Blick des Beschauers sollte nirgends auf — Eisen fallen, und so sind denn auch alle erforderlichen Absperrungen mit Bedacht getarnt. Sandsteinwänden oder Weidengeflechten ersetzt, also immer mit den natürlichsten Bestehmitteln, die nicht aus dem Naturrahmen des Schmausenbuck fallen, sondern sich ihm vorzüglich anpassen."

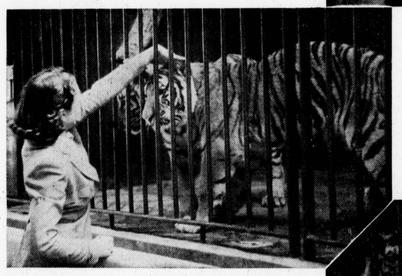
Unsichtbare Raubtierhäuser

Die Weiher, die man sich heute gar nicht mehr aus dem Bilde fortdenken kann, sind künstlich angelegt. Sie erstrecken sich in einer Länge von einem halben Kilometer. Die Tiere schlupfräume für Affen, Raubtiere und solche Tiere, deren Unterbringung in strohbedeckten, das Landschaftsbild nicht störenden Stallungen nicht in Frage kommt, sind so in oder hinter die Felsen eingebaut, daß sie unsichtbar sind und den Gesamteindruck nicht beeinträchtigen. So wurde das Raubtierhaus buchstäblich in die vorhandene Sandsteinfelsenanlage hineingebaut. Die auf einen Durchmesser von dreißig Meter ausgehöhlt werden mußte. Von außen sieht der Besucher nur das etliche Meter hohe Panorama, in dem sich die Löwen ergehen. Innen aber steht er in einem „Löwenpalast" mit allem erdenklichen Komfort, mit Zentralheizung, fließendem Wasser, einer „Krankenstube", einem Wärterraum mit gekachelten Wänden! Und das alles wurde in einen ausgehöhlten Felsen hineingebaut!

Hertha Feiler kennt jeder als die mutige Tigerbändigerin Beatrice aus dem Varieté-Film der Terra „Männer müssen so sein". Ihr Tanz im Käfig, umgeben von frauchenden Bestien, gehört zu den aufregendsten Szenen, die im Film gedreht worden sind. Hat nun der Film den Mut der Darstellerin scharmant übertrieben oder hat Hertha Feiler wirklich keine Angst vor Tigern? — Unsere Bildreihe von einem Besuch im Berliner Zoo gibt die Antwort.



Hertha spricht zu Hanneloren:
„Wetten, daß ich mutig bin?
Einen Tiger an den Ohren
Werd ich kraulen und am Kinn.



Erst von hinten, so ganz sachte
Rangepirscht mit etwas Glück . . ."
Hast'e Worte? Hertha machte
Wirklich dieses tolle Stück.

Und der alte Tigervater
Wurde keineswegs erbost,
Schnurrte wie ein zahmer Kater,
Als sie ihn am Hals gekost.

Hurra! Nun, das ging noch gut!
Hertha lacht mit beiden Backen
Wer macht's nach, mit soviel Mut
Bestien am Schopf zu packen . . .

Foto: Terra. Verse von Jo.-Jo.

„Ich habe keine Angst..."

Hertha Feiler gibt eine kleine Mutprobe

Sutmütig, aber ein wenig verächtlich schaut dieser Wüstenkönig in die Fotolinse

(Zander, K.)

Abenteuer auf dem Helagsgletscher

Von Torsten Boberg

Man begegnet den verschiedenartigsten Leuten auf seinem Lebenswege, Leuten, die nach außen hin schöne Farben tragen, aber im Innern recht farblos sind, und wiederum Leuten, die ein recht unscheinbares, ja jämmerliches Aeußeres haben, aber, wenn es darauf ankommt, einen Löwenmut zeigen. Wenn man so in die Jahre gekommen ist, wo das Haar an den Schläfen zu ergrauen beginnt, dann kann man bei fast jedem seiner Mitmenschen einen persönlichen Zug entdecken, der selbst dem Unscheinbarsten Haltung und Größe gibt.

Ich wage zu behaupten, daß die Sonderform des Sportes, die Bergsteigen heißt, besser und wahrer als irgendein anderer Sport das Innerste und Echte im Wesen eines Menschen offenbart: wer in der Stunde der Gefahr — und Bergbesteigungen sind oft gefährlich — ganz die Fassung bewahrt und daneben, wenn es erforderlich ist, auf die Rettung eines Kameraden ebenso bedacht ist wie auf seine eigene, auf den kann man sich in allen Lebenslagen verlassen!

Bei vielen recht schwierigen und zu den verschiedensten Jahreszeiten unternommenen Bergbesteigungen in unseren Fjällen habe ich unter den Begleitern und Kameraden eine ganze Reihe solcher vorher erwähnten Ueberzeichnungen gehabt und auch die entgegengesetzten Erfahrungen gemacht — aber die vielleicht allerstärkste und schärfste Erinnerung habe ich an eine ganz „zahme" Bergwanderung in die Fjälle.

Es ist schon einige Jahre jetzt her und es handelte sich, wie schon gesagt, um keine gefährvolle Klettertour, sondern um einen Ausflug von der Helagshütte in Jämtland nach dem Helagsgletscher. Wir, meine Kameraden und ich, kampierten Ende Juli dort oben einen Tag. An der kleinen Hütte am Ostfuß des Fjälles hatten wir einen Wissenschaftler getroffen, der in Begleitung seines jüngeren Bruders den ganzen Sommer in den Fjällen hauste, um das Vorkommen von Plankton in den Bächen und kleinen Gewässern zu prüfen und gleichzeitig Untersuchungen über das Schmelzen des in der Nähe gelegenen Gletschers anzustellen.

Wir machten also einen kleinen Ausflug nach dem Helagsgletscher. Die Sonne war gerade im Untergehen, und die steilen Bergwände der gewaltigen Nische, die Schwedens südlichsten Gletscher umschließt, färbten sich oben an den Spitzen mit einem schwachen rosa Scheine, während die Felsen unten am Gletscher in schwarze Schatten versanken. Wir kletterten frank und frei in leichten Turnschuhen auf dem Firnenschnee des Gletschers hinauf.

Der junge Wissenschaftler, Assistent an einem schwedischen Institut, erzählte von seinen Berufen und Erfahrungen als Forscher und als gewerkschaftlich altklassischer Berufstätiger, und wir hörten ihm interessiert zu. Auf einer zum Gletscher abfallenden Schneewehe hatten wir eine violette Färbung des Schnees entdeckt. Wir erkannten sofort, daß es sogenannter „roter Schnee" war, dessen Färbung von einer mikroskopischen Alge herrührte, die in den Fjäll- und Polarzgegenden recht häufig vorkommt.

Langsam und gemächlich zogen wir über den Schneehügel und erreichten die rote Stelle. Es sah aus, als hätte jemand ein oder zwei Faß Wein auf den schmutziggrauen Schnee geschüttet. Von dem Wunder hingerissen, standen wir dort wohl über zehn Minuten. Niemand oder hatte bemerkt, daß sich unsere Zahl verringert hatte, seit wir aus der Helagshütte fortgegangen waren: der sechzehnjährige Bruder des Assistenten war nicht mehr bei uns!

„Wo ist Gunnar?" fragte der Assistent.

Wir suchten mit den Augen den ganzen Hügel weiterlangen Gletscher ab, auf der schimmernden Oberfläche einen beweglichen Punkt zu erblicken — aber da war nichts zu sehen. Wir hörten den kahlen Talgang hinunter, wo sich die Moränenhügel wie riesige Urwaldtiere krümmten — aber Gunnar war auch dort nicht zu finden.

„Er ist wohl umgekehrt", sagte jemand.

Wir gingen über den Schneehügel weiter, verzeuht, daß der Bruder des Assistenten allein nach der Hütte zurückgegangen sei und sich schon dort befinde.

Plötzlich durchschnitt ein Ruf die Abendstille; er kam von der Felswand über uns. Es war ein ängstlicher, irrer Ruf. Zehn Sekunden später hatte der Scharfsichtigste von uns Gunnar hoch in der Luft am Felsen entdeckt. Er war es, der geschrien hatte. Er war an der Felswand unentwegt in die Höhe geklettert, auf allen Vieren über glatte, feuchte Felsplatten gekrochen, von einem Vorsprung zum anderen geklommen, bis er aber schließlich merkte, daß er sich „verstiegen" hatte und in einer Lage festsaß, wo er weder vor noch zurück konnte.

Das Fernglas zeigte es deutlich: Gunnar lehnte mit dem Rücken gegen die Bergwand, etwa 150 Meter über unseren Köpfen, und sah entsetzt in den schwindelnden Abgrund, der unter ihm gähnte. Einen richtigen Halt hatte er nicht gefunden; nur mit den Handflächen schien er sich an dem Felsen zu halten.

Zwei von uns waren sofort in wildester Hast nach der Helagshütte gerast, um Seile zu holen, die derselben und von der Höhe des im Norden und Westen leicht zugänglichen Bergkammes herunterzulassen, dem Jungen in seiner Notlage helfen sollten. Aber kaum ehe diese beiden Männer überhaupt bis zur Hütte gelangt waren, wurde die Katastrophe eingetreten sein. Es galt nur eine Person, die imstande war, zu handeln: der Assistent.

Einen Augenblick senkte er den Kopf und sammelte sich. Dann hatte seine Stimme einen festen, vollen Klang. Aber sie rebete sozusagen gegen besseres Wissen, sie kämpfte mit allen Mitteln, um dem jungen Mann dort oben an der Felswand Mut einzuflößen. Nur als sie den Unglücklichen scharf anrufe und ihm zurief, daß seine Lage keineswegs verzweifelt sei, und daß man ganz einfach herunterkommen könne, merkte man, daß sie bebte.

Mit Hilfe des Fernglases konnten wir Gunnars Lage jetzt ganz klar erkennen. Ueber ihm ragte eine steile rauhe Bergwand, die an einigen Stellen nicht nur lotrecht, sondern sogar nach außen ging. Unter ihm befanden sich glatte Klippen, die sich bis zu dem gräßlichen Abgrund am Gletscherrande wölbten. An der Seite des Felsens sah man eine recht schwach markierte Renne, die höchstens einem Mann notdürftig Halt geben konnte, wenn er sich hineinklemmte. Hier war Gunnar hinaufgekrochen, und hier mußte er auch wieder herunter, wenn er mit dem Leben aus diesem Abenteuer davonkommen wollte.

„Daß du bei so 'ner Kleinigkeit Angst hast!" klang die Stimme des Assistenten leicht und spöttisch, als ob es sich um etwas ganz Alltägliches handelte. „Versuch dich mit den Ellenbogen zu stemmen; das geht sicher!" und dann in leisem Tone zu uns: „Seht ihn nicht an! Tut, als ob ihr euch für etwas anderes, nichtsweres interessiert; denn kann man ihm leichter einreden, daß seine Lage nicht so außergewöhnlich ist, und dann schöpft er Mut."

Wir taten nach seiner Bitte, denn wir begriffen, daß fast alles in diesem Augenblick von dem persönlichen Kontakt zwischen Gunnar und seinem Bruder abhing. Es war aber schwer, die Blicke von Gunnar zu lassen, und ich hörte an den keuchenden Atemzügen meiner Kameraden, daß ihnen die Sache ebenso an die Nerven ging wie mir.

„Daß du da immer noch sitzt!" schallte die Stimme des Assistenten nun fast ein wenig ärgerlich. „Da soll ich wohl raufkommen und dir ein Butterbrot bringen, wenn du dort übernachten willst. Mach, daß du runterkommst!"

Ja, jetzt machte Gunnar die erste Bewegung, seit wir ihn dort oben an der Bergwand entdeckt hatten. Er senkte sich einige Zoll, tastete mit dem einen Fuß nach einem Halt — wir sahen es deutlich —, blieb aber mit dem anderen Fuß auf demselben Fleck, so daß sich sein Knie nach außen bog. Dann blieb er wieder wie vorher hängen, nur mit dem Unterschied, daß seine Stellung jetzt noch gefährlicher war.

Jetzt aber — einige Minuten hatte — scheint Gunnar einen Entschluß gefaßt zu haben. Er macht den Versuch, sich umzudrehen, um sich mit der Vorderseite des Körpers an die Bergwand lehnen zu können. Eine solche Drehung war jedoch schlechterdings unmöglich, sie würde nur zur Folge haben, daß er sofort ins Rutschen käme. Das Manöver kam so plötzlich, daß wir alle, die wir da standen und heimlich zur Bergwand hinaufschauten, entsetzen der Regie des Assistenten aus der Rolle fielen und aus Leibeskräften schrien: „Nein, tu's nicht! Es geht nicht!"

Im nächsten Augenblick hatte sich Gunnar wieder auf den Rücken gedreht, und nun bewegte er sich langsam, tastend, prüfend abwärts, aber in einer Weise, die zeigte, daß er nun endlich die Herrschaft über sich selbst zurückgewonnen hatte.

Das Rasseln von gelockerten Steinen war zu hören, als er die Wand unterhalb der glatten Felsen erreicht hatte. Auf dieses Zeichen hatten wir gewartet, wie sich ein Ertrinkender danach sehnt, tief Atem holen zu können. Das Rasseln verkündete, daß die Gefahr überstanden sei, denn wo sich Steine in der Bergwand lockern, da gibt es auch Stützpunkte.

Ungefähr zehn Minuten später kam Gunnar zu uns auf den jetzt im tiefsten Schatten liegenden Schneehügel hinunter. Er sah etwas beschämt aus: er hatte eine Lehre fürs Leben erhalten.

„Eine ordentliche Tracht Prügel sollst du haben!" sagte der Assistent.

Er war jedoch nicht imstande, die versprochene Züchtigung auszuteilen: er hatte eine riesenhafte seelische Leistung vollbracht.

(Aus dem Schwedischen von Ilse Meyer-Lüne).

„Hier bin ich gestern einem Mann begegnet, der mich unbedingt küssen wollte — da bin ich aber gerannt . . .!"
„Hast du ihn noch eingeholt . . .?"
(Züricher Illustrierte.)

Wie wird man Zauberer?

Eine lustige Umfrage unter berühmten Magiern
Gute Geschäfte durch Taschen-Kunststücke

Im Mittelpunkt der bunten Programme unserer großen Varietés steht oft der Zauberkünstler. Mit staunenden Blicken verfolgen wir seine Taschenspielereien, wie er Zigaretten oder blinkende Taler aus der Luft holt, mit Spielkarten unglaubliche Volten schlägt und schließlich Tiere, ja sogar Menschen vor unseren Augen in Nichts verschwinden läßt! Wie macht er das nur? Wo hat er das gelernt? Wie wird man Zauberer? Wir haben einmal einige der bekanntesten „Hexenmeister" der Gegenwart um Beantwortung dieser amüsanten Frage gebeten.

Da ist Conradi-Horster, einer der ältesten und berühmtesten Mitglieder der Zauberzunft. „Ja, wie wird man Zauberkünstler?" meinte er lachend. Ich wurde es als Manufakturwarenreisender mit dem Musterkoffer in der Hand. Aber der Koffer enthielt neben Rippbändern, Schlipsen und Stoffproben auch ein Spiel Karten, und ich verstand mich auf allerlei Kunststücke, mit denen ich den Kunden, war er kaufunlustig, in Stimmung brachte. Das zog! So habe ich immer die besten Abschlüsse getätigt. Natürlich durfte ich nicht immer mit denselben Tricks bei der gleichen Kundschaft ankommen, wollte ich gute Geschäfte machen. Deshalb sah ich mich bei den professionellen Zauberern und in den einschlägigen Fachgeschäften nach neuen Zaubertricks um, die ich leicht lernen konnte, und so vervollkommnete ich mich immer mehr, bis ich eines Tages den Musterkoffer mit dem Zauberstab vertauschte und — Magier von Beruf wurde! Und das sind jetzt bald rund fünfzig Jahre her! Ich bin dann Jahrzehnte lang als Zauberkünstler aufgetreten, habe später in Berlin die Akademie für Magische Kunst gegründet und „nebenbei" meine „Magische Bibliothek" geschrieben, in der heute der 38. Band erschienen ist."

So wie Conradi-Horster von Haus aus Manufakturreisender war, so kamen auch viele andere bekannte Magiere ursprünglich aus einem anderen meist bürgerlichen Beruf. Es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen, und am allerwenigsten in der Zauberei! Lust und Talent mußte man natürlich mitbringen, sonst war es ein hilfloses Unterfangen! Der große Zauberkünstler Larette, ein Wiener, war ursprünglich Schauspieler. Er hatte natürlich schon immer Lust zur Zauberei. Nun sah er eines Tages in Dresden einen Zauberer auf der Bühne arbeiten und war davon so begeistert, daß er die ganze „Nummer", also alle Tricks und Apparate erwarb und zunächst noch wochenlang als Famulus mitreiste, bis er dann als vollwertiger Artist auftreten konnte und den Schauspielerberuf an den Nagel hing! Er hat dann große Karriere gemacht, war überall in der Welt zu sehen, lebt jetzt in Holland, trat wiederholt vor der Königin auf und hat vor wenigen Jahren seinen größten „Trick" vollbracht: er heiratete eine Millionärin und treibt mit noch zu seinem Privatvergnügen Taler- oder besser: Guldenfang aus der Luft!

Liebesglück durch Zauberei

Sheldon war Angestellter des vornehmen Herrenschneiders Mudd in Hamburg, ehe er zur „Schwarzen Kunst" überging. Marvelli, der zweimal mit dem Goldenen Ring des „Magischen Zirkels" ausgezeichnet wurde, ist von Haus aus Zahntechniker. Jakobi war früher ein Kollege von Conradi-Horster, also: Manufakturwarenbranche! Er wurde ein verblüffender Zauberkünstler, der bei MGM, wie bei Krupp, auf den großen Vereinsveranstaltungen, wie bei festlichen Anlässen der Auslandsdeutschen überall zu sehen war. Malino war auch Reisender, schon in der Kurzwarenbranche. Es gibt eigentlich nur einen Zauberkünstler von Beruf, der direkt von der Schule her diese Laufbahn ergriff, ohne sich vorher mit etwas anderem beschäftigt zu haben: Nommée Torelli, der vom Gymnasium in Königsberg, wo sein Vater als Professor Mathematik lehrte, zu Conradi-Horster kam und die „Schwarze Kunst" erlernen wollte. Am selben Abend, als er bei seinem Lehrer erschien, hat er diesem schon mit Erfolg assistiert, und nun tritt er bereits seit zehn Jahren im In- und Ausland als gesuchter Artist auf.

Und genau so ist es bei den weiblichen Zauberkünstlern. Auch sie kommen alle aus anderen Berufen. Das heißt: die scharmante Französin Marion hatte überhaupt keinen Beruf. Sie war, als sie zur Zauberei überging, eine lustige, sehr verwöhnende Witwe. Sie kam, sah und — siegte. Sie gab mir ein kurzes Gastspiel, da lernte sie auch schon einen reichen Automobilfabrikanten kennen, der sie „von der Stelle weg" heiratete! Nina Bartis, eine Russin, war schon eine sehr gefeierte Tänzerin von internationalem Ruf, als sie umsattelte. Eine Mißmöglichkeit mit ihrer ruhmvollen Tanzkarriere ein vorzeitiges Ende, und dann wurde sie mit Erfolg Magierin, schließlich mit so einem Bombenerfolg, daß sich ein russischer Fürst in sie verliebte und sie wieder mit in ihre Heimat nahm . . . Die Burtini war Zirkusreiterin, und die Goldini, ein echtes Berliner Kind, war ursprünglich Friseuse.

Der Stab aus Ebenholz

Conradi-Horster, dieser Stammvater der Magier, besitzt heute noch einen kostbaren Stab aus Ebenholz, der mit den Symbolen der „Schwarzen Kunst", einem aus Elfenbein geschnitzten Totenschädel und einem Teufel mit den drei Affen in der Hand, reich verziert ist. Eine goldene Plakette trägt die Inschrift „Für hervorragende Leistungen, von Hülsen, Wiesbaden 1898". Der damalige Generalintendant von Hülsen war ein begeisterter Anhänger der „Schwarzen Kunst" und ließ sich durch Conradi anlernen, erwarb dann seine „Programme", mit denen er den Kaiser und seinen Kreis auf den Nordlandreisen unterhielt. Aber ein Versprechen mußte ihm der Magier geben: Conradi durfte sich niemals als sein Lehrmeister ausgeben! Der Generalintendant wollte die Lorbeeren der kaiserlichen Gunst allein einheimsen! Und um das Versprechen leicht zu machen, schenkte er dem Meisterzauberer diesen wirklich kostbaren Zauberstab. Conradi hat sein Versprechen bis über den Tod von Hülsens hinaus gehalten. 41 Jahre lang ist dieser Zauberstab sein treuer, stummer Begleiter gewesen, er war mit ihm an prunkvollen Fürstenhöfen, auf den Brettern schlichter Frontkneipen und in den Krankenstuben der Kriegslazarette . . ."

Da es bis jetzt noch keine Zauberer-Zählung gab, so kann man die Anzahl der in Deutschland lebenden berufsmäßigen Zauberer nur schätzungsweise angeben. An zuständiger Stelle wird sie auf 120 bis etwa 150 bemessen. Ein geheimnisvolles Fluidum umgibt diesen seltsamsten aller Berufe. So rätselhaft wie die Tricks sind, mit denen uns die modernen Hexenmeister unterhalten, so rätselhaft sind auch die Wege, die zu dieser Tätigkeit führen.

Welt der Frau

Eine Mutter wartet

Von Georg A. Oedemann

Mutter Lura sitzt am Fenster und klöppelt. Dabei bewegen sich ihre schmalen, bleichen Lippen, und ganz leise, ganz für sich flüstert sie einen Klöppelreim zum flinken Werk der Finger.

Manchmal freilich, da stockt die Bewegung der schmalen Frauenhände. Die Klöppel fallen wilde herab, und Mutter Lura blickt zum Fenster hinaus. Grau und schwarz und riesenhaft liegt die Kohlenzeche mitten in einem grünen Land. Gespenstige Schattenrisse heben sich ab vom blauen Himmel, der Förderturm mit den laufenden Seilscheiben, die Kohlenbunker, das Huthaus.

Nein, es ist keine Feindschaft zwischen Mutter Lura und dem Kohlenschacht, nie war Feindschaft zwischen ihr und dem Werk, in dem schon ihr Vater sein Brot verdiente, der Mann die Schichten fuhr, und in dem nun ihr Junge Herbert ein Kumpel war.

Sie kennt alle Glockenzeichen der Zeche, sie weiß, jetzt ist im Förderschacht Kohlenbelage, jetzt wieder fordert die Tiefe eine stärkere oder geringere Bewetterung, jetzt ist etwas los am Pumpwerk. Jedes Glockenzeichen kennt Mutter Lura, auch das der Gefahr. So ist das Werk in ihr Leben hineingewachsen und hat ihr Antlitz und ihre Seele geformt. Schön und ernst ist Mutter Lura und in ihrem Blick ist stets ein stilles, ernstes Warten.

Alle Bergmütter sind wie sie. Und alle kennen dies Warten, dies stille, stete Hoffen. Sie ist so stark, die Hoffnung. Denn mit jedem Tag ist dies Warten da, bis zu jenem beglückenden Augenblick, da der Mann oder der Sohn von der Schicht heimkehrt und mit einem müden Lächeln die Mütze an den Haken hängt. Das aber ist ihr Lohn; ein lieber Blick, der Gruß dieser harten, schwarzen Hände, das Wissen, sie sind wieder dem Schachte entrissen und gehören nun ihr, der Mutter. Morgen will sie gern wieder warten. Morgen und übermorgen und alle Tage, die Gott ihnen schenkt.

So sitzt Mutter Lura am Klöppelstock und wartet. Die Schichtglocke hat längst gerufen. Draußen gehen die Hauer aus Herberts Stollen vorüber. Der Fallas, der Röberle, der Reh und der Laurenzhi.

Es scheint, als blicken die Kumpels ihres Jungen nicht wie sonst zu ihr herüber. Die Mutter glaubt, daß sie vor ihrem Hause absichtlich schneller gehen, um nur vorbei zu kommen, ohne von ihr gesehen zu werden. Sie erschrickt vor ihren Gedanken. Ihre Augen sind überwacht und sehen mehr, als zu sehen ist.

„Sie wollen es dir nicht sagen —", denkt sie mit Angst.

Länger ist die Gasse leer.

Herbert ist noch nicht da. Sie ist allein, denn der Mann hat die Nachtschicht befahren. Sie klöppelt nicht mehr. Die Hände liegen im Schoß. Starr und regalos blickt die Mutter nach dem Werk. Keine Muskel bewegt sich in ihrem Gesicht, sie lauscht auf jedes Geräusch, das von drüben kommt.

Hat sie den Ruf der Gefahrenglocke überhört?

Nein. Die Förderseile bewegen sich über eilende Seilscheiben. Gefüllte Hunde rollen von der Hängebank. Die Zeche arbeitet.

Es dämmert schon. Draußen verblassen Farben und Formen. Nun zucken grelle Lichter auf über der Zeche. Noch immer sitzt Johanne still, noch immer ruht ihr Blick starr auf dem Werk, ein großer, wartender, betender Blick.

„Nein, Gott ist gut — Gott ist gut —"

Plötzlich schreckt die Mutter zusammen. Ein Mann kommt den schmalen Gartenweg herein. Es ist nicht Herbert, es ist der junge Lanzer. Zitternd erhebt sie sich. Ihre Knie wanken. Sie will stark sein. Sie will es mit Ruhe tragen. Totenbleich ist ihr Gesicht, und vor ihren Augen beginnt ein wilder Wirbeltanz.

Sie sieht nicht, daß der Lanzer lachend auf das Fenster zukommt, sie hört es nur klopfen und taumelt den kleinen Schritt hin zum Fenster, um es zu öffnen. Sie stöhnt: „Lanzer —"

„Glückauf, Mutter Lura!" kommt es von draußen, leise, gut, ohne Erregung. Und dann: „Sie sollen sich nicht ängstigen. Herbert kommt in zwei Stunden, er hilft die Lutten verlegen. In zwei Stunden, Glückauf Mutter Lura!"

Und da geht der Lanzer.

Vorn am Gartentor blickt er sich noch einmal um, winkt scheidend einen Gruß zurück. Mutter Lura kann ihn nicht erwidern. Mit zitternden Händen schließt sie das Fenster. Alle Kraft verläßt sie, nun, da sie weiß, daß alles gut ist —

Auf den Stuhl sinkt sie nieder und verbirgt ihr Antlitz schluchzend in den Händen.

Morgen und übermorgen wird Mutter Lura wieder warten. Nicht mit dieser wilden Angst, aber mit mehr Hoffnung und Zuversicht.

Bett-Pflege... / *Ein sommerliches Kapitel für Hausfrauen*

Was unsere Betten im Winter und unzuverlässigem Frühlingswetter an Pflege entbehren, das können wir im Sommer bequem nachholen.

Da ist vor allem das Lüften und Sonnen, das wir den Federbetten und Wolldecken nun in reichem Maße zuteil werden lassen. An das Aufräumen der Schlafzimmer sollten sich die Hausfrauen zuletzt machen. Vor allem sollten sie gleich nach dem Aufstehen die Betten bei offenem Fenster tüchtig schütteln. Dann werden sie mindestens zwei Stunden lang der frischen Luft ausgesetzt. Die Sonne darf jedoch nie länger als höchstens eine Viertelstunde auf die Betten scheinen, da sonst die Federn brüchig und die Inlette beschädigt werden. Im Schatten jedoch liegen die Betten im besten Wohlbefinden. Ein leichtes Klopfen mit einem breiten geflochtenen Klopfer — der allerdings keine Risse und Splitter aufweisen darf! — vertreibt den letzten unerwünschten Staub.

Jetzt es sich beim Bettenbeziehen, daß die Inlette nicht mehr ganz federdicht, aber ohne eigentliche Löcher sind, dann füllt man die Federn um, wäscht das Inlett. Lehrt es auf die linke Seite und seift es mit guter Kernseife fest trocken Strich für Strich ein, wobei man das Inlett auf eine feste Unterlage legt. Nach dem Trocknen ist das Inlett wieder für längere Zeit federdicht.

Da man schon die Mühe des Umfüllens hatte, ist anzuraten, gleich die Federn zu reinigen, ehe man wieder einfüllt. Man hatte die Federn in einen Bettbezug gefüllt, den man mit weißer Schnur zubind. Nun legt man den Beutel mit den Federn in einen umfangreichen Kübel, übergießt ihn mit warmem mildem Seifenwasser und knetet die Federn gehörig mit beiden Händen durch. Hat die Lauge viel Schmutz aufgenommen, dann wiederholt man das Waschen mit neuer Lauge. Ein sorgfältiges mehrmaliges Spülen mit warmem Wasser entfernt die Seifenreste. Dann hängt man den Beutel, nachdem man ihn sanft aber gründlich ausdrückte zwischen zwei straff gespannten Leinen an seinen vier Zipfeln zum Trocknen auf. In der bewegten Luft trocknen die Federn ziemlich schnell, wenn man sie ab und zu leicht im Beutel umschüttelt. Die sauberen und trockenen Federn füllt man durch die enge Oeffnung des Inletts vorsichtig ein und vernäht dann mit doppelter Naht.

Zur Schonung der Matratzen legen wir unter das Leintuch zweckmäßig einen Flanellstreifen in der Breite des Bettes, der oben und unten 20 Zentimeter untergeschlagen werden kann und hier an den vier Ecken mit Bändern festgebunden wird. Fangen die Metallmatratzen zu knarren, so wird das durch schärferes Spannen unterdrückt. Bei hölzernen Matratzenrahmen betropft man das Holz mit ein wenig Oel, wenn es zuviel Geräusch macht.

Sind Motten in die Federn gekommen, so füllt man sie aus dem Inlett in einen großen Backofkessel und erhitzt sie darin langsam und vorsichtig. Beginnen die Federn sich zu bräunen, dann rührt man ganz langsam mit einem Stock um. Inzwischen wird das Inlett gewaschen und getrocknet. Ehe man die warmen Federn aus dem Kessel nimmt, legt man auf dem Trockenboden an einer Stelle, wo kein Luftzug stört, ein Laken aus, nimmt vorsichtig mit beiden Händen die Federn aus dem Kessel, breitet sie auf dem Laken aus und läßt sie hier abkühlen.

Gertrud Abel

Mutter im Ährenfeld

Wenn das Korn die Halme beugt,
rauscht das Ährenmeer:
Leicht weht dürres Gras im Wind,
Fruchtbarkeit ist schwer.

Was ich ohne Worte weiß,
trägt denselben Sinn.
Immer ist Geburt zugleich
Ende und Beginn.

Erde, du sind wir verwandt,
Weil wir Mütter sind.
Unser aller Blut umkreist
Heimat, Brot und Kind.

Der du Erd' und Himmel hältst,
nimm in deine Hand,
was den Kindern einst gehört:
unser Haus und Land.

Heinz Wagenitz

Lächeln und Lachen
über lustige Sachen

Das große Kind

° „Sie, Frau, wie können Sie nur Ihre fünf Kinder ohne Aufsicht auf der Straße Fußball spielen lassen?"

„Wieso fünf? Vier sind es doch nur! Das fünfte, das ist mein Mann!"

*

° Der Besucher, der die ganze Irrenanstalt besichtigt hatte, zeigte auf die Anstaltsuhr und fragte: „Geht sie richtig?"

„Nein", meinte der Wärter, „sonst wäre sie ja nicht hier." (Koralle)

Vorschlag zur Güte

° Tante Klara kommt mit einem großen Paket: „Na, Fritze, wie ist denn dein Zeugnis ausgefallen? Zeig es doch mal her!"

„Ach", quckte Fritze sehnsüchtig das Paket an, „ich bin auch mit der Hälfte zufrieden, wenn ich dir das Zeugnis nicht zu zeigen brauche!"

Sonderbare Musik

° Nelli hat Geburtstag. Nelli darf sich etwas „Besonderes" wünschen.

Nelli: „Ach, weißt du, Liebster, am liebsten würde in Noten nehmen."

Pampel: „Seit wann bist du denn musikalisch?"

Nelli: „Musikalisch? Ich meinte natürlich Bank-Noten."

Wichtig

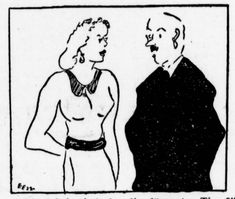
° Der Lehrer fragte: „Was ist der Unterschied zwischen Auto und Pferd?"

Meldete sich Hugo: „Ins Auto kann man reinspucken, ins Pferd nicht!"

Boshaft

„Eine Wahrsagerin hat mir gesagt, daß ich alt werde!"

„So, hat die das auch gemerkt?"



° **Die Schafe sind also die dümmsten Tiere?"**
„Gewiß, mein Lämmchen!"
Zeichnung: Edler (M).

° „Sie sind die berühmte Sängerin — ich habe Sie mir ganz anders vorgestellt!"

Geschmeichelt sagte die Dame zu ihrem jungen Tischherrn: „Sie dachten wohl, ich sei klein, dick und häßlich!"

„Im Gegenteil", anwortete er offenherzig, „groß, schlank und schön!" (Neue Z. Z.)

Die kleine Inge

° Einmal ist Onkel Kasimir zu Besuch gekommen. Inge sitzt bei ihm im Herrenzimmer.

„Sag mal, Onkel, wovon hast du denn ein rotes Gesicht?"

Onkel Kasimir schiebt den Portwein etwas weniger beiseite

„Ja", sagt er, „liebe Inge, das Leben hat mich hart angepackt — —"

Kleine Pause. Inge überlegt. Dann tönt ihr helles Stimmchen: „Och — und immer im Gesicht?" (Fliegende Blätter)

*

Otto hat sich den Bart abnehmen lassen.

„Mann, Otto, warum denn?"

„Jetzt kann ich meine Zigarre doch wenigstens bis zu Ende rauchen."

° **„Ich möchte bloß wissen, wo mein Rasierzeug ist?"**
„Das hat der Maxel, der rasiert nämlich den neuen Kaktus, den du mitgebracht hast!"
Zeichnung: Hannesen (M).

Das kleinere Uebel

° Kurt saß mit der Mutter in der Straßenbahn.

Kurt fuhr sich rasch einmal mit dem Aermel über die Nase.

„Junge", sagte die Mutter empört, „hast du denn kein Taschentuch?"

„Ja", erwiderte Kurt kleinlaut, „aber wo du das siehst, schimpfst du noch viel mehr!" (Fliegende Blätter)

*

Vogel reiste mit seiner Braut nach Venedig. Von der Höhe des Kampaniles erklärte er: „Dort liegt der Lido — dort die Rialto-Brücke — dort die Merceria!"

Frau Vogel schüttelte den Kopf: „Du weißtze! Aber wo dein Fragenknopf liegt, das weißt du nicht!"

*

Kurt kam schmutzig und dreckig von der Straße.

Die Mutter meinte entsetzt: „Ist das möglich?"

„Ja", sagte Kurt, „das ist möglich! Unmöglich wäre nur, wenn ich sauberer wieder raufgekommen wäre, als ich runtergegangen bin!"

Damenbart
Gründl. Entfernung lästiger Haare durch die weltbekannte Helwakakur. Sehr bewährt v. Aerzten u. Fachpersonen erprobt. Goldene Medaille, Großer Preis Brüssel 1932, London 1933. Tägl. Dankschreiben, z. üb. Dauerwirkung. (Kein Nachwuchs). Marke Helwaka mit Stern patentamtl. Wz. 468699 schützt vor Enttäuschg. Kleinkur RM 2.75, stark 3.25, für groß. Fläch. 5.50 u. 6.50, Nachn. Helwaka-Köln 114

Schneidig - mit 50 Jahren
... habe immer an Müdigkeit und Abspannung gelitten, aber seit ich regelmäßig diesen Kraftspender nehme, bin ich ein frischer Kerl mit meinen 59 Jahren und mache viele Hochtouren." Sascha Prof. P. Eichenhofer, Grothesstraße b. München am 25.4.36 (Name und Anschrift genügt). QUICK mit Lezithin für Herz und Nerven Packung M. 2.30 u. M. 3.55 — Sparpackung M. 4.— in Apotheken und Drogerien

STRICKER-Sport 1939
Farbenfroh - preiswert
Katalog kostenlos!
Fahrradfabrik
E. & P. STRICKER
Brackwede-Bielefeld 274

... denn nur in der Wiederholung der Anzeige liegt der Erfolg!

und WOHLTAT für das OHR
neu Zugluft. Wind. Erkältung, beim BADEN. Die antiseptisch schwimmsicheren, Tierhaarpfropfen sind vorzüglich, selbst bei altem Ohrenleiden. In Apoth. Drog. 30 und 90 Pf.

Schlank
und hochlinig im Gewicht
Prämiert mit gold. Medaille
Aufklärung kostenlos
H. Goth, Nürnberg 5-S 140

Kultivierte Dame, Anfang 40, gutes Aussehen, 1.76 Mtr. groß, durch Beruf sehr einsetzig u. einsam lebend, sucht die Bekanntschaft ein. unabhängigen, gebildeten, musik- u. naturliebenden Herrn im alter passend. Ich suche einen ritterlichen

Kameraden

zwecks Geselligkeit am Wochenende, evtl. gemeinl. Ausflüge od. Theaterbesuch. Führerschein ist vorhanden. Ich suche in dies. freundschaft gegl. Anregung und Freude, turzum Loslösung vom Alltag der Woche. Stadt hat mich ausgeschlossen. Zuschrift, wenn mögl. mit Bild, welch zurückgesandt wird, unter Nr. 11383 „Der 7. Tag", Paderborn.

Recht deutliche Schrift
erbitten wir bei Anzeigen-Manuskripten

Eier-Vorrat für den Winter
Sie sparen viel Geld und haben auch im Winter stets gute Eier. Garantol geliert nicht. Sie können daher jederzeit Eier nachlegen. Verwenden Sie daher Garantol
In Garantol halten sich Eier über 1 Jahr / bis 100 Eier 45 Pfg.

Verlag und Druck: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. Geschäftsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Röttger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef J. Link; Bildverantwortlich: die Schriftleiter; für den Anzeigenteil, in welchem nur Kleinanzeigen bis zu 2-Spaltenbreite aufgenommen werden: Georg Voigt, sämtlich in Paderborn. — „Der 7. Tag": II. Vj. 39: 41 819. Zurzeit ist Preisliste Nr. 9 gültig.

Der 7. Tag

Sonntagsbeilage der Trierischen Landeszeitung

30 Grad im Schatten!

Jedes Jahr wieder kommt mit einer Pünktlichkeit, die angenehmerer Ereignisse würdig wäre, die Zeit der sauren Gurken, des strömenden Schweißes, des lauwarmen Sodawassers und der verrückt gewordenen Thermometer, kurz: die Zeit mit dreißig oder mehr Grad im Schatten.

Jedes Jahr leidet die Menschheit unter der glühenden Herrschaft des Hochsommers, aber heuer soll sie nicht leiden; denn wir haben uns schon im Mai, als die letzten Winterstürme über die Blütenbäume brausten, zusammengesetzt und über Medizinen gegen den unbarmherzigen Sommer ausgedacht. Verschiedenes ist uns eingefallen. Wir wollen unseren Medizinkasten zujagen wahllos über die liebe Mitwelt ausschütten; wir verlangen kein Honorar, wir stellen auch keine Diagnose. Jeder nehme sich, was er eben braucht oder wovon er glaubt, daß es ihm nützen wird. Wir haben die Medizinen hunterbunt nebeneinander. Wir wollen sie auch nicht ordnen oder gar eine planmäßige Kur gegen die Hitze aufstellen; dazu ist es uns selbst schon zu heiß geworden. Das soll aber nichts gegen unsere Medizinen sagen, denn es ereignet sich oft, daß dem Arzt selbst seine Medizin nichts nützt . . . Genug! Wir verschenken unsere Sommermedikamente! Jeder greife zu!

Wir sprachen oben vom verrückten Thermometer. Dagegen gibt es ein wunderbares Mittel, das der Schreiber dieser Zeilen soeben angewendet hat. Man erlaube, daß er in die Ichform überschwenkt!

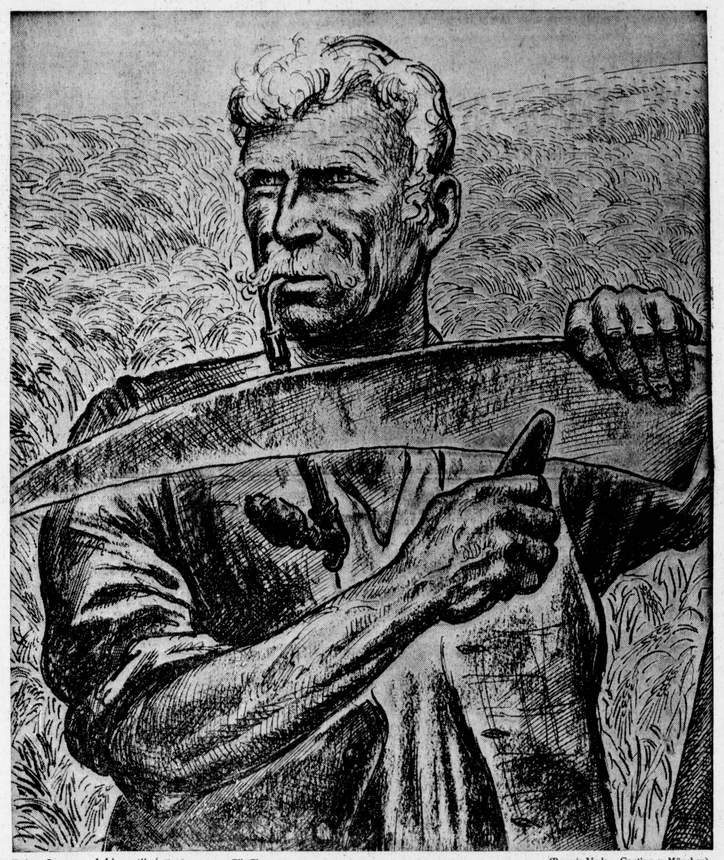
Ich saß also an der Maschine. Elefantenbeine brüchen nicht stärker auf zarte Blumenbeete, als die Sommerhitze auf meinen mittelmäßig breiten Schultern lastete. Mein müder Blick kletterte die Quecksilbersäule des Thermometers empor. Himmel, das war doch unmöglich! 32,5 Grad! Das war ja doch um 2,5 Grad mehr, als mein Titel behauptete! Der Druck wurde plötzlich noch stärker; nun drückten Elefantenbeine vergleichsweise nur mehr wie die Füße libellenzarter Tänzerinnen. Ich kann den Vergleich nicht weiter ausbauen. Ich will lieber berichten; und was ich berichte, das ist eben schon Medizin, die jeder verwenden darf, wenn sein Thermometer 30 Grad oder mehr zeigt. Ich stürzte zum Thermometer, riß es vom Nagel und rannte mit der Rekordhetzt eines olympischen Läufers die vier Stockwerke in den Keller hinab, wo ich das vom Hitzschlag getroffene Quecksilberinstrument neben den vom letzten Winter übriggebliebenen Kohlen in einen Winkel lehnte. Dort war es hübsch kühl. Ich selbst schoß wie eine Mondrakete wieder in meine Wohnung hinauf; ich riß aus einer Lade das schon seit zwei Monaten vorbereitete Zaythermometer, das eigentlich nur eine Attrappe aus Pappe war, und hing es an den Nagel. Die schön gemalte Quecksilbersäule zeigte mit ihrem oberen Ende auf siebzehn Grad. Ich lächelte erleichtert; obwohl die Sonne mit der potenzierten Glut eines höllischen Liebhabers brannte, spürte ich keine Hitze mehr. Mein „Thermometer" zeigte siebzehn Grad. Mehr durfte ich nicht spüren; das hatte ich mir vorgenommen, das war meine Medizin . .

Aber wir wollen bei der Thermometerepisode nicht stehenbleiben! Sie wurde ja nur als sommerliches Schulbeispiel, wie man sich rasch ein Medikament gegen dreißig Grad im Schatten herstellt, ausführlicher geschildert. Die anderen Medikamente seien rascher genannt!

Gegen die drückend heißen Nächte — da lobert die Hitze bestimmt im Schatten — gibt es ein wunderbares Mittel. Wenn man kein Badezimmer hat, trägt man einen Waschtrog in seinen Schlafraum. Man füllt den Trog bis zur Hälfte mit Wasser, dann legt man zwei Polster und seinen eigenen ermüdeten Körper hinein und beginnt zu schlummern. Wenn man erwacht, braucht man den Kopf nur unterzutauchen. Selbstverständlich kann diese Art, die heißen Nächte zu durchschlafen, auch in der Wanne des Badezimmers ausgeführt werden.

Untertags verursacht die Kleidung, besonders den Männern, größte Beschwerden. Man verzichte auf Krawatten und lasse sich dafür einen bestens Blütenmuster-Selbstbinder auf den Adamsapfel tätowieren. Wenn man eine nicht allzuhohe Brust hat, kann man auch das Hemd ersparen und sich schönes Linien- oder Quadratmuster auf die Haut malen lassen. Man erspart auf diese Weise das Wäschewaschen und Bügeln. Die Frauen sind ohnehin erfinderisch genug in diesen Dingen, so daß für sie solcherlei Ratschläge einigermaßen überflüssig erscheinen.

Darum zu etwas anderem! Arbeit macht heiß; sie läßt uns oft mitten im Winter schwitzen, wenn das wirkliche Thermometer längst schon erfroren ist. Erst im Sommer! Da kann die Arbeit Hitze erzeugen, die das Gold des Eheringes zum Schmelzen bringt. Da gibt es nur ein Mittel, ein Roßmittel sozusagen! Man arbeitet einfach nicht. Man geht zu seinem Chef und sagt ihm, daß man es jetzt vorziehe, ein Strandbad aufzusuchen, und daß er inzwischen unsere Arbeit machen möge. In den meisten Fällen — so habe ich es mir wenigstens bei



„Die Sense klingt" / Zeichnung von Elk Eber (Bavaria-Verlag, Gauting v. München)

Lied der Bauern

Von JOSEF MODER

Wir sind aus schwerer Erde
geboren und gezeugt,
ursprüngliche Gebärde,
von keiner Hast gebeugt.

In uns sank Duft der Wiesen
und Glanz der Wälder tief,
wo unsere Bäche fließen
und Lerchenschlag uns rief.

Wir drängen unsren Spaten
der Erde in den Leib.
Sie läßt die Frucht geraten;
ein segenreiches Weib.

Wir dienen an der Scholle,
auf der wir schaffend stehn.
Sie ist uns Schüssel, volle,
zu der wir essen gehn.

35 Grad im Schatten ausgerechnet — wird der Chef auch gern auf diesen menschlich so leichtverständlichen Standpunkt einnehmen. Er wird sogar noch in die Tasche greifen, eine Mark herausholen und sagen: „Da Sie um die Erhaltung Ihrer mir so wertvollen Kraft besorgt sind und diese Kraft im kühlen Bad stärken wollen, nehmen Sie als Zeichen meiner Anerkennung diese Mark und kaufen Sie sich fünf Portionen Eis!“.

Liebe im Hochsommer ist auch eine besondere Sache! Für dreißig Grad im Schatten braucht man eine Freundin, die ein kühles Herz hat oder gar keines. Solche Frauen laufen dutzendweise herum. Man braucht sie nur anzusprechen. Sie geben dann eine Antwort, die abkühlender wirkt als ein Strahl Hochquellenwassers! Ich habe mich zum Beispiel an einem Augusttag, der so heiß war, daß man die Karpfen gesotten aus dem Weiher zog, durch die Kunstprache einer kühlen Dame so wirksam abgekühlt, daß für mich der Hochsommer überhaupt verangen war.

Sehr bequeme Abkühlungsstätten sind: Strandbäder, Museen, Kinos. Ueber die Strandbäder braucht man kein Wort verlieren. Museen sind besonders dann zu empfehlen, wenn sich dort Gemälde befinden, die den Winter darstellen oder

Cornelia springt vom hohen Brett

Sommerliche Geschichte von M. M. Somerville

Cornelia saß auf der Terrasse der Pension „Alpenrose“ unter einem rot und weiß gestreiften Sonnenschirm, rührte lustlos in ihrer Kaffeetasse und überlegte sich zum hundertsten Male, ob sie abreisen sollte. Natürlich wäre es das beste gewesen. Aber sie hatte ihren Aufenthalt im voraus bezahlt . . .

Es war alles so schön gewesen. Sie hatte Martin Bruckner gleich am ersten Tag im Strandbad kennengelernt. Man konnte Martin nicht gut übersehen, er war der unbestrittene König des Schwimmbades. Sein Name hatte im Schwimmsport einen guten Klang. Im Turmspringen hatte er schon mehrere Meisterschaften gewonnen. Wenn seine schlanke Gestalt mit elegantem Schwung vom Zehnmeter-Brett durch die Luft flog, schauten alle Badegäste zu. Cornelia hatte zuerst über die Dreistigkeit lächeln müssen, die darin lag, daß sich Martin gerade mit ihr bereundet hatte. Denn Cornelia war zwar eine recht gute Schwimmerin, aber nichts hätte sie dazu gebracht, den Sprung von acht Meter Höhe zu wagen. Es gab da ein Erlebnis in ihrer Kindheit, über das sie nicht hinwegkam. Ja, sie hatte zuerst gelächelt, aber dann nach einer Woche war Ellen aufgetaucht.

Ellen war sehr hübsch, gut gewachsen und immer elegant angezogen. Ihr Mund hatte jenen sicheren, überlegenen, ein wenig hochmütigen Ausdruck, der in Verbindung mit blonden Locken und hellblauen Augen gewöhnlich großen Eindruck auf Männer macht. Kein Wunder, daß Martin seit ihrer Ankunft Ellen bevorzugte. Denn zu allem Ueberfluß war Ellen eine vorzügliche Schwimmerin und stand im Turmspringen selbst Martin nicht allzuviel nach. Es tat weh, Martin und Ellen zusammen lachen zu sehen, auf die vertraute Art, die alle anderen ausschließt.

Cornelia trank ihren Kaffee aus, stand auf und ging ins Haus. Sie hatte sich plötzlich entschlossen, doch noch ins Strandbad zu gehen. Sie wußte selbst nicht recht warum.

Es war ein warmer Abend, mit dem blauen, weichen Licht dieser Sommerabende in den Bergen. Cornelia schwamm ein Stück hinaus in den See und ließ sich auf dem Rücken treiben. Es war schön, in die wolkenlose Bläue des Himmels zu blicken. Man vergaß alle Wünsche.

Als sie zum Ufer zurückschwamm, sah sie Martin auf dem Sprungturm stehen. Er erkannte sie ebenfalls, winkte mit der Hand und tauchte nach einem doppelten Salto fünf Meter von ihr entfernt ins Wasser. Gleich darauf erschien er neben ihr und prustete wie eine Wasserfontäne.

„Tag!“ sagte er. „Man sieht Sie in letzter Zeit so selten. Was treiben Sie denn immer?“

Cornelia wußte nicht gleich, was sie antworten sollte.

„Ich habe einige größere Spaziergänge gemacht“, sagte sie schließlich. „Und dann lese ich und bin faul.“

Sie hatten das Ufer erreicht und gingen nebeneinander auf das Strandgasthaus zu. Sie hatten die Terrasse beinahe erreicht, als sich unvermutet Ellen zu ihnen gesellte. Sie trug einen Strandanzug aus blauer Seide, der das Blond ihrer Haare hervorhob, und spielte nachlässig mit ihrer Sonnenbrille.

Sie lächelte Martin an und fragte: „Darf man sich anschließen?“ Dann wandte sie sich mit ihrem liebenswürdigsten Lächeln an Cornelia. „Immer noch so wasserscheu?“ fragte sie.

„Ich bin nicht wasserscheu“, erwiderte Cornelia kurz.

„Nun, nun“, meinte Ellen, „schließlich sind Sie ja um alle Welt nicht dazu zu bringen, auch nur vom Dreimeter-Brett einen Sprung zu riskieren, geschweige denn vom Turm.“

„Das hat seinen guten Grund“, erwiderte Cornelia schärfer, als sie es eigentlich wollte. „Vielleicht haben Sie einmal etwas von Schockwirkungen gehört? Wenn nicht, können Sie es sich von jedem Arzt erklären lassen. Ich wurde als Kind von einer Brücke in einen Fluß geworfen und ertrank fast. Seither habe ich eine Abneigung gegen Sprünge ins Wasser.“

„Oh, wie geheimnisvoll!“ sagte Ellen spöttisch, und dann lächelte sie Martin zu, als wollte sie sagen: nun ja, wir beide wissen ja, daß es doch nichts anderes als Wasserscheu ist.

Cornelia fühlte, wie ihr das Blut ins Gesicht stieg. Sie hatte plötzlich einen namenlosen Zorn auf Ellen, auf Martin, auf sich selbst. „Ich gehe nach Hause“, sagte sie und drehte sich ohne weiteren Gruß um.

Aber halbwegs zu ihrer Umkleidekabine blieb sie stehen. Sie hatte gesehen, daß sich Martin mit Ellen auf der Terrasse niedergelassen hatte, und plötzlich faßte sie einen Entschluß. Schnell ging sie zum Sprungturm hinüber. Sie stieg die Leitern empor, dann schritt sie langsam auf dem Sprungbrett bis zur äußersten Spitze. Zehn Meter unter ihr lag glatt wie ein Spiegel der See. Sie mußte rasch den Blick vom Wasser weg auf die rauhe Maske des Sprungbrettes richten, weil ihr schwindelig wurde. Cornelia stand jetzt auf der äußersten Spitze des Sprungbrettes und ließ es leise federn. Nur jetzt nicht schwach werden! Es mochte töricht, kindisch und sinnlos sein, aber sie konnte jetzt nicht mehr zurück. Sie mußte den anderen und sich selbst beweisen, daß es nicht Angst war.

Der Schreck schlug wie eine große Welle über ihr zusammen, als sie sich abschnellte und scheinbar endlos hinabflog, der Wasserfläche entgegen . . .

Der Sprung war für eine Anfängerin nicht schlecht angelegt. Aber kein Mensch kann ohne Erfahrung vom Zehnmeter-Brett einen gelungenen Sprung ausführen.

Als Martin Cornelia auf der Plattform des Sprungturms stehen sah, setzte sein Herzschlag für eine Sekunde aus. Wenn man aus zehn Meter Höhe ungeschickt aufs Wasser klatscht, kann man sich sehr schaden. Er sprang auf und rief ihr zu. Sie solle warten. Er wußte mit einem Male, warum sie das tat, und er hatte Angst um sie.

Darum lief er in raschen Sätzen hinüber; eher er hatte kaum die Hälfte des Wegs zurückgelegt, als sie schon absprang. Sie hatte die Entfernung unterschätzt, überschlug sich und klatschte mit dem Rücken flach aufs Wasser.

Martin sprang aus vollem Lauf in den See und war mit einigen kräftigen Crawlstößen an der Stelle, wo sie aufgetaucht. Sie war bewußtlos, schlug aber die Augen schon wieder auf, als Martin sie dann am Ufer niederlegte.

Er beugte sich über sie.

„Was machst du denn für Sachen, Cornelia?“ fragte er. „Du hast mir einen ordentlichen Schreck eingejagt.“ Er hielt ihr Hand, es kam ihnen beiden gar nicht zum Bewußtsein, daß es das erste Du zwischen ihnen war, so selbstverständlich schien es. Ohne daß etwas gesprochen wurde, war zwischen ihnen alles klar. Die Sekunden des Schreckens hatten es Martin deutlich gesagt, daß er Cornelia lieb hatte und daß ihn mit Ellen im Grunde nichts verband.

„Du mußt mich eben lehren, besser zu springen“, erwiderte Cornelia lächelnd. „willst du?“

Obwohl ein Dutzend Neugierige in der Nähe standen, beugte Martin sich statt einer Antwort über ihre Hand und küßte sie.

Die Platzkarte

Von E. C. C.

Wenn Anton Meierschuh verreiste, pflegte er korrekt zu sein. Er stellte nicht nur das Radio ab und gab dem Hausmeister Bescheid, sondern auch für Tage im voraus volle Verpflegung, er besorgte sich außer der Fahrkarte auch grundsätzlich eine Platzkarte. Denn bequem gereist, heißt besser gereist.

Als er dieses Mal den Bahnsteig betrat, da schmunzelte er doppelt, denn der Bahnsteig war tatsächlich gestrichen voll. Gestrichen voll mit Leuten, die auch verreisen wollten.

Mit Genuß ging Anton Meierschuh an dem Zuge entlang. Mit Freude bestieg er den Wagen.

Dann stand er vor seinem Abteil. Sah seinen Platz. Es war bedauerlich, gewiß, aber dennoch muß es gesagt werden, Anton Meierschuhs Platz war besetzt. War bereits von einem Herrn besetzt, der Anton Meierschuh in nichts nachzustehen schien.

„Verzeihen Sie“, sagte Meierschuh höflich, jedoch mit einem leisen Unterton von Warnung in der Stimme, „Verzeihung, aber das, worauf Sie sitzen, ist mein Platz!“

„So?“ entgegnete der Fremde und rührte sich nicht. „Sie werden sich irren, mein Herr.“

Herrn Meierschuh begann die Angelegenheit leicht zu beunruhigen, deshalb blieb er, so gut es ging, noch ruhig.

„Tut mir leid, daß ich Sie verjagen muß“, sagte er abermals und legte bereits sein Gepäck über den Herrn, „aber das, worauf Sie sitzen, ist wirklich mein Platz!“

„Sie kleiner Eigensinn“, lächelte der Fremde, doch man merkte auch ihm bereits die Säure an. „Sie kleiner Schäfer, es sind doch außer meinem noch und sieben Plätze in diesem leeren Abteil. Genügen die Ihnen nicht?“

„Nein“, erwiderte Meierschuh schroff, „die sieben genügen mir nicht, ich beharre auf dem, auf welchem Sie sitzen!“

„Dann beharren Sie nur“, meinte der andere giftig, „aber ich, mein Herr, beharre dann auch!“

Anton Meierschuh zog seine Platzkarte hervor. „Hier bitte“, knurrte er.

Aber der Herr blickte mehr auf. „Machen Sie, was Sie nicht lassen können“, sagte er. Dann rutschte er Platz an und begann daranzurollen. Der Zugführer kam.

„Herr“, knirschte Meierschuh. „dieser Mensch sitzt auf meinem Platz!“

„Ihre Platzkarte?“ fragte der Zugführer höflich.

Der Fremde zog eine Platzkarte aus seiner Tasche. Wagen vier, Platz sieben, stand da klar und deutlich.

Auch Meierschuh zückte seine Platzkarte hervor. Wagen vier, Platz sieben, stand da noch deutlicher.

„Was“, schrie Meierschuh und verfärbte sich, „was soll das heißen?“

„Das soll heißen“, sagte der Zugführer lakonisch, „daß Sie im verkehrten Zug sitzen, mein Herr.“

Das Pseudonym

Von E. C. Christophé

Schriftsteller führen, wie wir wissen, manchmal Pseudonyme. Weshalb, fragt man oft, weshalb nennt sich ein Mann der öffentlichen Feder nicht einfach, klar und schlicht mit dem Namen, mit den ihn seine Mutter oder besser noch der Herr Papa ausgestattet hat? Es gibt dafür die verschiedensten Gründe.

Einer davon zum Beispiel kann sein, daß die Herren Gläubiger aus der Zeitung den Namen des Unglücklichen ersehen und den Herrn Obergerichtsvollzieher beauftragen, den Herrn Schuldner nunmehr . . . aber wie gesagt, das ist der gefährlichste Fall. Die anderen sind harmloser. Zum Beispiel der, der den Schriftsteller Meier veranlaßte, sich ein Pseudonym oder zu deutsch einen Decknamen zuzulegen.

Wenn ein Schriftsteller Meier heißt, so ist dieser Name zum mindesten nicht romantisch, Meier! Wenn er sich noch mit ai geschrieben hätte, aber einfach Meier mit hartem ei? Mein Freund Meier suchte einen Ausweg. Er fand auch einen. „Mensch“, sagte er eines Tages zu mir, ich mache es mit meinem Namen wie viele andere große Leute vor mir. Damit man meine Werke von denen der anderen Meiers unterscheiden kann, hänge ich einfach an meinen Namen meinen Geburtsort an, wie?“

„Glänzende Idee!“ klopfte ich ihm auf den Rücken. „Das ist das Ei des Columbus. Wie also würdest du dann heißen?“

„Ich bin“, sann Meier, „im Dorfe Madenhausen geboren und würde mich also nennen: Meier-Madenhausen.“

„Meier-Madenhausen“, erwiderte ich etwas bekrembet, „das klingt verdächtig; das Wort hat zwar Rhythmus, aber man kann sich unmöglich unter Meier-Madenhausen einen Mann vorstellen, der in lyrischen Gedichten die Blumenbühnen befingt.“

„Hm“, antwortete Meier-Madenhausen versonnen, „aber was soll ich denn dann sonst tun?“

„Hänge doch“, entgegnete ich, „hänge doch an deinen Namen den Namen deiner Frau an, firmiere mit einem Doppelnamen zusammen, dann schlägst du doch sämtliche Fliegen mit einer Klappe!“

„Ideen“, bestätigte mir mein Freund, „Ideen hast du wirklich, alle Achtung!“ Dann ging er deplatziert von dannen.

Gestern traf ich ihn wieder. „Nun“, fragte ich, „hast du Sorgen wegen deines Namens?“

„Sorgen“, sagte er, „Sorgen ist gar kein Ausdruck. Ich habe siebenundzwanzigtausenddreihundertundachtsechs Briefe erhalten, als ich meine erste Geschichte unter meinem Doppelnamen schrieb. Siebenundzwanzigtausenddreihundertundachtsechs Personen haben mich ermahnt, bedroht und sogar verflucht, weil ich mich angeblich erfrecht hätte, ihren ehrlichen Namen in der Zeitung zu verwenden.“

„Siebenundzwanzig . . .“, stotterte ich, denn die Tausende blieben mir in der Kehle stecken, „wie nannten sie dich denn?“

„Wie du mir geraten hast“, zischte Meier. „hinten hing ich an meinen Namen noch den Namen meiner Frau an. Ich nannte mich deshalb Meier-Schulze, mein Freund.“

Mir sträubten sich die Haare. „Meier-Schulze“, ächzte ich, „armer Freund, dann allerdings bleibt wirklich nur eins.“

„Aufhängen, wie? fragte er tonlos.

„Nein“, sagte ich und neue Hoffnung blühte aus meines Freundes Augen, „schreibe Schulze in Zukunft mit Doppelmul.“

Dies nebenbei

Wie die schlesische Landespost, Neisse berichtet, hat der dortige Regierungsbaurat Mascow, der sich schon seit der Jahrhundertwende mit dem Problem des Menschenfluges aus eigener Kraft beschäftigt, nach ganz neuen Ideen ein Flugzeug geschaffen, das eine Spannweite von rund 14 m und 24 qm Tragfläche besitzt. Sein Rumpf ist in Alluminiumkonstruktion gebaut. Der Antrieb der Schwingen wird durch Treten mit den Füßen bewirkt, während die Hände den Steuerknüppel führen. Die erforderliche Kraftaufwendung soll so gering sein, daß ein Mensch die Tretbewegung lange Zeit ausführen kann, ohne zu ermüden. Auch während des Flügelschlages fliegt der Apparat stets im Gleitflug. Durch Bewegen der Schwingen wird der dabei stets vorhandene Auftrieb vergrößert und damit ein Flug in horizontaler Richtung möglich. Die eigentlichen Schwungflächen befinden sich zwischen dem Rumpf und den äußeren Tragflächen und werden durch Federspannung und den Luftdruck in labilen Gleichgewicht gehalten. Der Flieger sitzt angeschnallt. Die Füße, deren Treten die Schwungflächen bewegt, stecken in Steigbügeln. Das Flugzeug hat eine eingebaute Vorrichtung, die selbständig die Geschwindigkeit regelt. Auch die Höhensteuerung kann selbsttätig erfolgen. Es bleibt allerdings abzuwarten, ob diese Neukonstruktion das hält, was sich ihr Erfinder verspricht, denn Mascow muß erst noch die Genehmigung zum Start auf einem schlesischen Flugplatz oder in Berlin erhalten. Jedenfalls ist aber die unermüdliche Energie, mit der dieser Pionier des Fliegens mit Menschenkraft immer wieder daran gegangen ist, seine Modelle zu verbessern und wirklich flugfähig zu machen, hoch einzuschätzen und wir wollen hoffen, daß es ihm gelingt einen wichtigen Beitrag zur Verwirklichung dieses uralten Menschheitstraumes zu liefern . . .

*

Es ist bekannt, daß die Amerikaner eine wahre Leidenschaft für Blumen haben. Nach einer kürzlich veröffentlichten Statistik werden in New York allein für Hochzeitsfeierlichkeiten vier Millionen Dollar im Jahr ausgegeben. Wie sehr sich die Amerikaner dabei übersteigern, zeigt der Fall des Sohnes eines reichen Finanzmannes, der geschworen hatte, seiner Braut die größte Blumenehrung der Welt zu erweisen. Eines Morgens hatten vor dem Hause der Braut zehn Lastwagen Sie waren angefüllt mit den kostbarsten Blumenkörben, die vor allem Lilien, Nelken und Rosen in den erlesensten Sorten enthielten. Der junge Mann hatte dafür ein wahres Vermögen ausgegeben. . .

Die Frau eines Milliardärs hat eine wahre Leidenschaft für die Lilien, und man kann sich dies erklären, wenn man erfährt, daß sie Besitzerin einer Parfümfabrik ist, die einen sehr teuren Duft ausschließlich aus Lilien herstellt. Um wenige Zehntelliter dieser Essenz herzustellen, werden geradezu Berge von Lilien verbraucht. Riesige Flächen Landes sind ausschließlich für die Heranzucht dieser Blumen bestimmt, die während des Winters in gewaltige Treibhäuser verpflanzt werden, um dort mit den modernsten Heizvorrichtungen vor jeder Unbill des Wetters geschützt zu werden. — Aber all dieser Riesenaufwand in Amerika kann sich nicht vergleichen mit der zarten Blumenhuldigung, die vor einiger Zeit ein Ungar dem Mädchen seiner Träume darbrachte. Er schenkte ihr einen Strauß von Alpenblumen, die ausschließlich an schwer zugänglichen Stellen der Berge wachsen. Um einen solchen Strauß zusammenzubringen, mußte er eine ganze Schar von Bergsteigern anwerben, die lange auf der Suche waren. Man versteht, daß die damit Beschenkte diesen Strauß viel höher schätzte als die kostbaren Seltenheiten der Amerikaner.

*

Würden Sie Bescheid wissen, wenn Ihnen in der Ostmark ein Fernfahrer zurufen würde, er müsse so schnell wie möglich nach „Tante Frieda“, oder wenn sich in Köln ein Mann desselben Berufes mit Ihnen bei „Tante Wally“ verabreden wollte Würden Sie ferner nicht einen Riesenschreck bekommen, wenn Sie Zeuge wären, wie in einer Laderaum-Verteilungsstelle 15 t „Anneliese“ versteigert werden?! Aber Sie irren sich, wenn Sie meinen, es handele sich hier um die schwerste Frau der Welt. Anneliese heißt unser Fernfahrers soviel wie A-Gut, also bestbezahlte Fracht. Da rufen rauhe Männerkehlen: „Her damit, daran stoßen wir uns gesund!“ Auch mit der „Tante Frieda“ und der „Tante Wally“ handelt es sich natürlich um Ausdrucksweisen der Fernfahrer, von denen Kurt Klinkel in der Juli-Nummer von Velhagen & Klasings Monatsheften so ausführlich und reizvoll plaudert. Da die Gasthöfe, in denen die Fernlastfahrer absteigen, vielfach Frauen als Inhaberinnen haben, wird einfach nach ihrem Vornamen die Station benannt. „Tante Frieda“ heißt für den Fernfahrer Berlin, „Tante Wally“ Breslau. Zwischendurch gibt es auch ein paar Onkels wie etwa der „Onkel Karl“ im Harz. Sie werden also verstehen, wenn ein Fernfahrer sich ausnahmsweise nach seiner Tante sehnt; es heißt dann nichts anderes als daß er einmal wieder gut gepflegt und gut bemuttert sein möchte.

Jo-Jo.

Ostpreußen gibt ein Beispiel

Bauern- nicht Domänenland — Gestoppte Stadtsucht Uneinnehmbare Festung

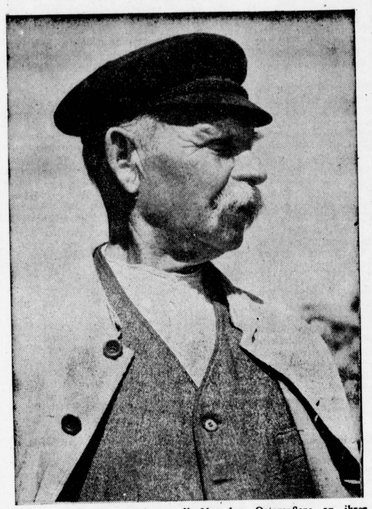
Von unserem Sonderberichterstatter Dr. R. Vogel

Einige Tage lang fuhren wir durch die Hügellandschaft Ostpreußens von Marienburg über Hohenstein, Lötzen bis hinaus nach Memel. Nirgendwo in deutschen Gauen schienen die Wolken geballter und schöner über der weiten Landschaft zu segeln als hier im äußersten Norden des Reiches. Von jeder Höhe, die der Wagen erklomm, schaute man hinunter in das schimmernde Blau von Seen, und alle Horizonte umkränzten dunkle Wälder. Burgen und Burgruinen schauten über die meisten dieser ein wenig verträumten, unendlich soliden und in sich gefestigten Städte, über die Felder, die Wälder und Seen. Und immer, wenn einer der stolzen Bergfriede auftauchte, mußte ich an den ersten Vortrag denken, den in früher Morgenstunde der Hauptabteilungsleiter Dr. Ortmann in Marienburg hielt. Nur ein Mann aus einem jahrhundertelang hier ansässigen Geschlechte konnte die Probleme dieser Provinz so vor uns hinstellen: „Vergessen Sie niemals, daß diese Ordensburgen hier eine ganz andere Aufgabe zu erfüllen hatten als bei Ihnen am Rhein, an der Donau und an der Weser. Sie waren niemals Raubritter- und Erpresserburgen sondern Schutzstätten und Sammelpunkte eines Staatsgedankens. Vergessen Sie darum niemals, daß diese Menschen hier an der Grenze im Schutze dieser Burgen immer den Staatsgedanken vor Augen hatten, wenn sie um der Grenze willen sich als stolze Bauern und Städter einordneten in die Gemeinschaft der Staaten.“ Erst wer Ostpreußen kennt, der weiß, wieviel in Wahrheit Preußen an staatsformender Kraft gewann, nachdem die Brandenburger sich in Königsberg krönen ließen.

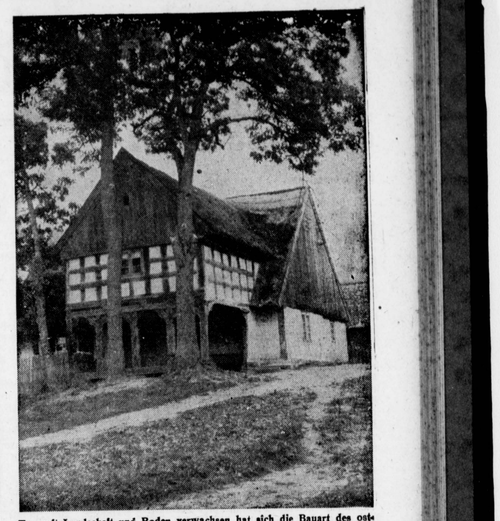
Wer diesen nicht alle immer in den Irrtum, in dieser Weite der Landschaft herrsche der Großgrundbesitz? Glauben wir nicht immer an die Fabel der Knechtschaft. Leibeigenschaft? Und dabei bestätigt es nicht nur ein Blick in die Statistik, sondern schon eine kurze Fahrt, daß die gesunde Siedlung und das Recht des Deutschen Bürgertums hier Kleine, Mittlere und Großgrundbesitz zu einer stetigen und gesunden Harmonie vereinigten, die Leibeigenschaft niemals die Rolle spielte wie in Pommern, Mecklenburg, Brandenburg, Schlesien usw. Wenn auf den Kopf der Bevölkerung im Durchschnitt mehr Grund und Boden entfällt als in anderen Gauen, dann hat das andere Ursachen. Es ist das Klima, das die Wirtschaft des Landes bestimmt. Ein Monat weniger sieht dem Landwirt in Ostpreußen zur Arbeit zur Verfügung als im übrigen Reich. Um 2 Grad ist die Durchschnittstemperatur im Jahre geringer. Die Arbeit drängt sich ungeheuer zusammen. Man braucht mehr Boden, denn die Hektarerträge können mit wenigen Ausnahmen kaum so hoch sein wie im Reich, weil die Zusammendrängung der Arbeitsleistung auf einen so kurzen Zeitraum eine ebenso intensive Kunstdüngergabe an den Boden ausschließt.

Das unter erhöhten Schwierigkeiten geerntete Korn, das Vieh, die Hackfrucht, finden in der Provinz selbst nicht den genügenden Absatz. Der Ueberschuß reicht aus, um Berlin zu ernähren. Wenn aber schon der unter erhöhten Schwierigkeiten arbeitende Bauer in Ostpreußen infolge der frachtfernen Märkte faktisch weniger für seine Produkte erhält als der marktnähere mittel- und westdeutsche Bauer, kann wirklich dieser Nachteil doppelt tragisch aus, wenn umgekehrt der Bauer auch den vollen Nachteil der Transportkosten für landwirtschaftliche Maschinen usw. gleichfalls zu tragen hat. Der Mensch verdoppelt die Schwierigkeiten, die die Natur ohnedies stellt. In diesen Komplikationen, die durch die Trennung vom Reiche, vom Korridor, wachsen, gestellt sich innerhalb der Provinz eine weitere: Innerhalb Ostpreußen gibt es drei Preiszonen. Die weiteste umfaßt Masuren, d. h. den mageren Boden der Provinz. Dadurch wird also der unmittelbar an der Grenze sitzende, den größten Schwierigkeiten ausgesetzte Bauer preislich ausgerechnet am schlechtesten gestellt. Eine überall als unbedingt anerkannte Gestaltung, ohne daß bisher trotz Erkenntnis dieses Mißstandes an eine grundsätzliche Bereinigung des Problems gegangen worden wäre.

Und trotzdem gelang es in den letzten Jahren durch die energischen Maßnahmen, das gerade dieser Provinz am schlimmsten drohende Gespenst der Landflucht zu bremsen. Es findet infolge der oben geschilderten unhaltbaren Besitzeinteilung eine Innenwanderung von der Grenze nach Königsberg statt. Aber diese Provinz hat innerhalb der letzten 50 Jahre nicht weniger als 1¼ Mill. Menschen an das Reich im besten Alter gegeben. Man schätzt, wenn man die Summe der Erziehungs- und Aufzuchtskosten für diese 1¼ Millionen gering ansetzt, den Ausfall bzw. das, was Ostpreußen dem Reich sofort zugeschlagen hat, auf Milliarden. In den vorletzten Jahre gelang es Gauleiter Koch, durch die planmäßige Ansetzung von Industrien in Ostpreußen die Bevölkerung des Landes nicht nur zu halten, sondern sie noch um ein geringes zu heben. Es ist ein zähes, unermüdlich geführter Kampf um jeden Menschen. Er muß hier gehalten werden, denn die Grenze muß gegen die ringsumwohnenden Völker gehalten werden, die geburtenstärker, anspruchsloser und desto bodenhungriger sind. Und heute wird jeder Mensch im Reiche verstehen, worum es geht, wenn man überhaupt von diesen Dingen spricht. Denn heute sind die Augen nicht nur Großdeutschlands, sondern ganz Europas auf Ostpreußen und Danzig gerichtet.



Mit unverrückbarer Treue hängen die Menschen Ostpreußens an ihrer schönen Heimat und ihrer harten Bauernarbeit.



Eng mit Landschaft und Boden verwachsen hat sich die Bauart des ostpreußischen Bauernhauses entwickelt. (Fotos: Dr. R. Vogel.)

Die Maßnahmen, die hier von unten herauf getroffen worden sind, um die Menschen an die Scholle zu binden, könnten vielleicht einmal beispielgebend für alle anderen Gaue werden. Sie kennenzulernen, war der Hauptgrund unserer Reise. 65 000 Landarbeiterfamilien mit rund 220 000 Menschen beherbergt Ostpreußen. Es sind durchweg die kinderreichsten Familien der Provinz und auch ganz Deutschlands. Die Landesbauernschaft Ostpreußen hat 180 Landarbeiter-Beispielswirtschaften geschaffen, in jeder Landesbauernschaft möglichst eine. Wir sahen eine Reihe dieser Musterwirtschaften. Sie sind eindrucksvoll genug. Nicht etwa, daß man besonders viel Geld und Hilfsstoffe in sie hineinsteckte. Nein, man versucht lediglich, durch Auswahl der tüchtigsten Landarbeiter, durch entsprechende Beratung und Betreuung sie zu Beispielen für die Umgebung zu machen. Die Landarbeiter, die wir hier antrafen, mochten nicht mit Arbeitern in der Stadt tauschen. Da war der Instmann Gehring in Mattischkehmen. Er wohnt in einem schönen Haus mit ausreichender Stallung. Er verdient in den Wintermonaten 14 Mark netto, in den Sommermonaten 28 Mark netto je Monat. Wohnung, Heizung, Kuhhaltung, Hühner, Geflügel und Kleinviehhaltung hat er frei. Ihm stehen jährlich 22 Zentner Deputatgetreide ohne Erntelagen zu. Sein Dienstherr hat 1¼ Morgen Kartoffeläcker fertig zu düngen und zu bestellen und 1¼ Morgen Rübenäcker. Seinen 700 qm großen Obst- und Gemüsegarten zu sehen, ist eine Freude. Gehring hält zwei gute Kühe mit hoher Durchschnittsleistung, eine Jungsau, zwei Mastschweine von anwachsend 1½ Zentnern, einer Läuferschweine, 16 Hühner und Enten. Er verkaufte im letzten Jahr zehn Zentner Schweinefleisch und wöchentlich zehn bis zwölf Pfund Butter, außerdem Hühnereier, Geflügel usw. Man kann sich ausrechnen, wie hoch der Realverdienst dieses tüchtigen Mannes ausfällt.

Schmucke, neue Bauernhöfe garantieren höchste landwirtschaftliche Bodennutzung

Glückliche Jugend hat auf den neugeschaffenen Siedlerstellen Raum zu gesundem Wachstum

*

Das nationalsozialistische Deutschland hat diese offene Provinz wieder zu einer unüberwindlichen Festung gemacht. In Ostpreußen ist heute nicht mehr ein leicht zu überrennender Teil des Reiches zu sehen. Ostpreußen ist eine gewanzerte Faust, die das Reich gegen Osten ausstreckt. Die Menschen hier — das fanden wir auf Schritt und Tritt bestätigt — wissen darum. Und während 50 und 100 km jenseits der Grenze in Polen eine unverantwortliche Politik die Nervosität zum äußersten treibt, führen wir durch einen Gau des Friedens, der Ruhe, des Sicherheitsgefühls.

Licht um Mitternacht

Roman von Bert George

(Copyright 1939 by Prometheus-Verlag, Gröbenzell)

2. Fortsetzung

Er betrat den Fliesweg, der sich durch die weite Anlage bis zum Herrenhaus hinzog. Kein Mensch war zu sehen, und alles war still. Das Geräusch der Stadt war nicht mehr vernehmbar. Der feine Kies knirschte unter seinen Schritten, und während er sich langsam dem Herrenhaus näherte, erwachten zahllose Erinnerungen an die Vergangenheit und an Ethel.

Das Haus war verschlossen. Obwohl Perfall die Schlüssel hatte, schellte er in Gedanken, und nach wenigen Augenblicken erschien Bernhard, der ihm öffnete.

„Der Herr Geheimrat ist in seinem Arbeitszimmer", flüsterte er und führte den Anwalt durch einen langen Korridor, dessen schwerer Teppich die Schritte der beiden Männer unhörbar machte. Das Zimmer lag im Erdgeschoß. Im Haus war schon Dämmerung. Vor der Tür blieben sie einen Augenblick stehen. Von drinnen hörte man sprechen.

„Hören Sie?" sagte Bernhard leise. „Er redet mit sich selber, das tut er seit ein paar Tagen. Sicher hat er sich wieder eingeschlossen. Ich will klopfen."

Drinnen schwieg plötzlich die Stimme. Nach einer kleinen Pause drehte sich ein Schlüssel herum, die Tür wurde vorsichtig geöffnet, und im Rahmen stand die hohe hagere Gestalt des Geheimrats. Große, erschrockene Augen, ein zerfurchtes Gesicht. Das spärliche weiße Haar etwas wirr, der lange, weiße Bart ungepflegt, die ganze Gestalt in einen altmodischen Schlafrock gehüllt. Er erkannte sofort den Anwalt.

„Doktor, das ist schön, daß Sie mich besuchen. Kommen Sie herein!" Seine Stimme zitterte leicht. Er hatte sofort Perfalls Hand ergriffen, ihn ins Zimmer gezogen und hinter ihm die Tür wieder verschlossen.

„Ich habe an Sie gedacht, und freue mich, daß Sie da sind. Kommen Sie, setzen Sie sich hier."

Er drückte Perfall sanft in den bequemen Stuhl neben dem Schreibtisch, der mit Papieren, Zeichnungen und Skizzen überladen war, und setzte sich selbst in seinen Sessel.

Die beiden Männer sahen sich eine Weile stumm an. Voll Mitleid stellte Perfall fest, welche Veränderung in dem Geheimrat vorgegangen war, er schien um Jahre gealtert. Der kraftvolle, feinen Widerspruch duldende Mann war nicht mehr zu erkennen. In seinen erloschenen Augen, die sich mit bangem Ausdruck auf den Anwalt richteten, lag die ganze Verzweiflung der letzten Wochen. Er öffnete den Mund, wie um etwas zu sagen, hielt inne — schloß wieder die Lippen und schwieg, den Blick unablässig auf Perfall gerichtet. So verstrichen einige Minuten. Dann murmelte er leise: „Ethel — meine arme Ethel!" und ließ langsam den Kopf sinken.

Noch immer wagte Perfall nicht, den Schmerz des alten Mannes zu stören, den das Wiedersehen mit dem von ihm bitter gekränkten Freunde seiner verschwundenen Tochter aufs tiefste erschütterte. Sein Blick glitt flüchtig durch das wohlbekannte Zimmer, über die weiten Bücherreihen in den hohen Regalen, über das Porträt der in jungen Jahren verstorbenen Frau Weber, das der Geheimrat einst selbst gemalt, und das er in früheren Tagen so oft sinnend betrachtet hatte.

Von der offenen Fenstertüre, die in gleicher Höhe mit der Terrasse und dem Park lag, kam schon der Abend herein, und ein leichter Wind bewegte die altmodischen weißen Gardinen.

Er unterbrach die Stille.

„Wir werden sie wiederfinden, Herr Geheimrat, beruhigen Sie sich, wir finden sie wieder."

Der alte Herr hob langsam den Kopf. „Warum — warum hat sie das getan? Warum hat sie sich mir nicht eröffnet? Wo, wo ist sie? Lebt sie? Oder ist sie tot? — Und warum? Warum?"

Er hatte das alles wie zu sich selber gesprochen. Jetzt wandte er sich zu Perfall. „Ich habe Ethel großes Leid zugefügt, Doktor. Und auch Ihnen habe ich wehe getan, ich weiß, ich weiß. Aber ich hielt meine Tochter für ein Kind. Mit 20 Jahren ist man doch noch trotzig, man kann vergessen. Wie konnte ich ahnen, daß in ihr eine so tiefe Liebe zu Ihnen wurzelte? Und da Sie die Gründe der notwendigen Trennung anerkannten, so mußte ich annehmen, daß auch Ethel sich in das Unabänderliche fügen würde."

„Wer weiß, ob ihr Verschwinden überhaupt mit meiner Person zusammenhängt? Dann hätte sie doch Ihnen oder mir ein Wort hinterlassen."

„Nein, nein", sagte der Geheimrat lebhaft werdend, „daran erkenne ich mein Blut. Zu stolz, um sich meinen Gründen zu verschließen, erfüllt sie meinen Wunsch, aber zu leidenschaftlich, um zu verzichten, flieht sie in die Ungewißheit, oder — macht ein Ende! Sie hatte eingewilligt, sich von Ihnen zu trennen, und sie wollte sich nachher nicht schwach zeigen. Das ist es, und ich Tor, ich habe von alledem nichts gemerkt."

„Und Ihr künftiger Schwiegersohn, Sir Craven?" fragte Perfall mit leichter Bitterkeit, „hat er auch nichts gemerkt? Ist ihm denn nichts in Ethels Wesen aufgefallen? Und hat er nicht mit Ihnen darüber gesprochen?"

„Nein. Er ist die Güte selbst", sagte der Alte vor sich hin, „er war voll Geduld, voll Hoffnung und hat sich nie bei mir über Ethel beklagt. Und doch — und doch —, — ja", unterbrach er sich, plötzlich ernst werdend, „ich werde Ihnen erzählen. Aber erst sollen Sie sehen, um was es sich handelt, und nicht hören! Ich könnte Ihnen bis morgen früh erklären und berichten. Sie würden nichts begreifen. Also erst sehen. Kommen Sie."

„Wohin?" fragte Perfall, sich erhebend.

„In mein Laboratorium. Warten Sie." Er ging in ein Nebenzimmer und kam rasch wieder, in einen Mantel gehüllt, den er über seinen Schlafrock geworfen hatte. „Wir lassen das Licht brennen, kommen Sie."

Sie verließen das Arbeitszimmer.

Der Geheimrat schloß die Haustür, und beide Herren schritten auf dem im ungewissen Dämmer der Nacht schwach schimmernden Kiesweg nach dem Laboratorium. Der Himmel war mit Wolken bedeckt, der Mond schien nicht. Perfall konnte den Weg noch nur früher her. Er führte durch die ganze Länge des Parks nach dem versteckteren Teil des Gartens. Sie kamen durch eine dichte Baumgruppe, deren pechschwarze Finsternis der Geheimrat mit sicherem Schritt durchquerte, und standen bald vor einem mannshohen Drahtgitter. Weber zog einen Schlüssel aus der Tasche, öffnete eine Tür, verschloß sie sorgfältig und drückte auf einen Knopf. Sofort ward ein Pfad schlecht beleuchtet, der sich zu einem Gebäude hinzog.

„Wollen Sie das Laboratorium von hier aus sehen?" fragte der Geheimrat. Ohne eine Antwort abzuwarten, öffnete er einen Verschluß an der Türe und drückte auf einen zweiten Knopf. Scheinwerfer leuchteten auf, und in strahlender Helle sah Perfall in der Ferne ein Haus in Form eines Riesenwürfels. Ein einziges kleines Tor als Ein- und Ausgang. Im Hintergrund ragte der hohe Mast einer Antenne. Sekundenlang stand der seltsame Kubus aus Mauer und Stein in gleißendem Licht wie eine Nachtvision da, dann erloschen plötzlich die Scheinwerfer, und der schwache Schimmer einiger am Weg stehender Laternen beleuchtete notdürftig die Strecke bis zum Eingang des Hauses.

Der Geheimrat schritt rasch voran. Das kleine Tor war aus schwerem Eichenholz mit einem winzigen Schloß, das, in einen Behälter versenkt, erst durch eine sinnreiche Vorrichtung zugänglich wurde. Klinke, Nieten und Nägel aus Holz, nirgends Metall. Er öffnete und trat ein, Perfall hinter ihm. Automatisch klappte das Tor zu. Wieder flammte Licht auf, der Geheimrat schritt durch einen kleinen leeren Korridor, öffnete eine ähnliche Tür wie die erste, auch diese klappte präzise zu, und sie standen jetzt in einem sehr hohen weiten Raume, der wie das Innere einer Kirche tiefste Ruhe ausströmte. Eine verwirrende Zahl von Apparaten, Maschinen und Instrumenten, die für Perfall völlig unverständlich waren. Eine schmale Wendeltreppe führte zu einer Galerie empor, die den unteren Rand der hohen Kuppel bildete.

Der Geheimrat hatte den Mantel abgelegt. Im Schlafrock, ohne Kopfbedeckung, mit seinem weißen Bart und Haar, in Hausschuhen, erregt an den Apparaten vorüberhuschend, erschien er Perfall wie eine lebendig gewordene Dorésche Figur.

„Setzen Sie sich, Doktor, ich werde Ihnen jetzt meine Experimente zeigen." Er verschwand zwischen seinen Apparaten, und nun erlebte Perfall etwas, das ihn noch stumm dasitzen ließ, als der Geheimrat seine Vorführung längst beendet hatte.

Der alte Herr schob Perfall sanft zum Ausgang, machte das Licht aus, verschloß sorgfältig die kleine Holztüre des Gebäudes, und beide Herren traten in den Park. Mittlerweile hatte sich der Himmel mit schweren Wolken bedeckt, und ringsum herrschte tiefste Finsternis. Ganz in der Ferne schimmerte ein Licht. Es kam aus der Villa, aus dem zu ebener Erde gelegenen Arbeitszimmer des Geheimrats, und leuchtete wie ein kleiner Funken, der am Boden lag. Die Luft war von belebender Frische und die weite Ruhe des großen Gartens legte sich besänftigend auf die erregten Nerven der beiden Männer, die nachdenklich und schweigend nebeneinander gingen.

„Könnten Sie mir eine verständliche Erklärung Ihrer Erfindung geben?" unterbrach endlich Perfall die Stille.

Der Geheimrat nickte und entwickelte nun vor dem Rechtsanwalt die Voraussetzungen, die zur Erfüllung eines uralten Traumes der Wissenschaft durch ihn, den Geheimrat Weber, führten.

Endlich schwieg der Geheimrat. Die beiden Männer schritten weiter. Perfall wußte nicht mehr, was er sagen sollte. Wieder blieb er stehen; langsam hatte er begriffen. Sprachlos starrte er in das blasse Antlitz des Geheimrats, der ihm in der Dunkelheit ganz unheimlich vorkam. Beide Männer standen einander gegenüber und schwiegen. Selbst die Nacht ringsum schien in atemloser Stille zu horchen. Kein Laut war hörbar. Die grollenden, schweren Wolken am Himmel zogen langsam dahin, und im Park regte sich kein Blatt, kein Strauch. Als stünde die Welt still, um dem Geheimnis des Alten zu lauschen.

Sie standen wieder vor der Villa, es mußte schon spät nachts sein, im Hause rührte sich nichts. Weder schaltete das Treppenlicht ein und öffnete das Haustor plötzlich schien er wieder verändert. In der Lichtkugel, die über den Tore hing, sah sein Gesicht müde und abgespannt aus, und die Züge waren eingefallen.

„Wir hatten ein sehr langes Gespräch", sagte er, „ich vergaß darüber, was mich bedrückt und unglücklich macht. Aber gerade Ihnen mußte ich erklären, worum es ging, weshalb ich von Ethel ein solches Opfer verlangte. Und jetzt, im Haus, hier, wo mich alles an meine Tochter gemahnt —" er sah trüber vor sich hin und schwieg.

„Wir werden sie wiederfinden", sagte Perfall in bestimmtem Ton, „ich will Ihnen helfen. Bitte, gehen Sie jetzt zu Bett, ruhen Sie."

Weber erfaßte rasch mit beiden Händen die Rechte des Anwalts. „Ja, ja — Sie werden mir helfen, nicht wahr? Sie hegen keinen Groll gegen mich? Sie kommen wieder in mein Haus wie früher, nicht wahr? Sie gehen wohl, gute Nacht, mein Freund ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind."

Er trat in den Flur und verschloß das Tor. Perfall ging langsam durch den Park in die Richtung des Ausgangs. Alles, was er gesehen, hatte tiefsten Eindruck auf ihn gemacht und beschäftigte unablässig seine Gedanken. Wenn er auch keine Erklärung für die seltsamen Dinge, die ihm der Geheimrat gezeigt hatte, fand, er konnte sich nicht losmachen von dem ungeheuren Eindruck des Experimentes, das er erlebt hatte.

In tiefen Gedanken schlenderte Perfall durch den nächtlichen Park. Unfaßbar, daß eine solche Entdeckung in den Händen dieses Mannes ruhte! Er blieb stehen und sah zurück zur Villa, deren Mauern das gewaltige Geheimnis bargen. Dort war alles dunkel. Er wollte weitergehen, als er ein Geräusch hörte. Es klang, als ob in der Ferne eine Gittertüre ins Schloß fiel.

Er blieb stehen und lauschte. Nichts rührte sich. Schon wollte er weitergehen, als er auf dem Kies des Weges Schritte hörte. Schnell trat er hinter das Gebüsch, das ihn verbarg, und wartete.

Die Schritte näherten sich. Jetzt kam jemand an dem Strauch vorbei, rasch, leichten Ganges. Der Fremde mußte mit dem Weg vertraut sein.

Perfall vermochte nur zu erkennen, daß es eine männliche Gestalt war, die zur Villa ging und in der Dunkelheit rasch verschwand.

Was hatte das zu bedeuten? Er wußte, daß der Geheimrat heute niemanden mehr erwartete, daß Mitternacht vorüber war und daß in der Villa alles schlief. Ein Einbrecher? Es konnte wohl nicht anders sein! Das Haus lag allein, fast unbewacht, und war leicht zugänglich. Aber dann fiel ihm ein, daß das Parktor abends von Bernhard abgeschlossen wurde. Wie war der Fremde hereingekommen? Einen Augenblick zögerte er, dann ging er langsam zurück zur Villa, der verschwundenen Gestalt nach. Er lauschte — aber nichts war zu hören. Merkwürdig. Irgendwohin mußte der Mensch doch verschwunden sein. War er ins Haus geschlüpft? Oder lauerte er versteckt und erwartete einen günstigen Augenblick? Er überlegte und beschloß, nicht fortzugehen, vielleicht kam noch jemand. Irgend etwas war hier nicht richtig, das wollte er ergründen.

Plötzlich erhellte sich ein Zimmer des Erdgeschosses. Es war das Arbeitszimmer des Geheimrats. Die Vorhänge waren geschlossen, und er konnte nicht sehen, was im Zimmer vorging. Geschickt kletterte er über die Straßenlaterne zu stehen. Er stellte seinen Kragen hoch und ging raschen Schrittes in die Richtung zur Stadt. Nach einigen Minuten erreichte er das Auto. Es war ein großer Luxuswagen. Der Chauffeur schien zu schlafen, jedenfalls schenkte er Perfall keine Aufmerksamkeit. Kaum hatte der Anwalt das Auto passiert, als er rasch die Straße überquerte und sich hinter dem Stamm einer mächtigen Kastanie verbarg. Ohne Zweifel wartete der Wagen auf Sir Craven. Jetzt war er überzeugt, daß der Engländer irgendeine Absicht mit seinem nächtlichen Besuch verband und daß niemand etwas davon wissen sollte. Nichts leichter, als eine solche nächtliche Unternehmung auszuführen. In der Villa schliefen ja nur wenige Menschen, und da Craven die Schlüssel besaß, so konnte er unbemerkt kommen und gehen. Aber wozu diese Heimlichkeit? Was wollte er? Das alles hatte doch einen bestimmten Zweck.

Einen Augenblick schoß es Perfall durch den Kopf, ob das rätselhafte Verschwinden Ethels mit diesem unerklärlichen nächtlichen Besuch im Zusammenhang stünde —?

Er hörte auf zu grübeln. Aus einiger Entfernung ertönten Schritte, die eilig näher kamen. Jetzt konnte er eine Gestalt unterscheiden. Er hatte richtig vermutet, es war Sir Craven, der, in einen Mantel gehüllt, rasch zum Auto eilte und in den Wagen sprang. Leise klappte die Tür zu, fast unhörbar surrte der Motor und im nächsten Augenblick glitt der schwere dunkle Wagen lautlos an Perfall vorbei und verschwand in der Finsternis.

Als ob die vergangene Nacht das Vorspiel für die kommende Handlung gewesen wäre, so begann der nächste Morgen die Ereignisse rasch vorwärts zu treiben und setzte mit einer Überraschung zwischen dem Regierungsrat Zellner und Geheimrat Weber ein. Der Geheimrat hatte schon frühmorgens angerufen und um eine Unterredung gebeten. Schweren Herzens sah Zellner dem Besuch des alten Herrn entgegen. Er konnte ihm noch immer keine Gewißheit über den Verbleib seines verschwundenen Kindes geben. Die Sache stockte, es fand sich keine Fährte, die junge Dame blieb wie vom Erdboden verschwunden. In solcher Lage kam sich der gewissenhafte Beamte immer wie ein Schuldiger vor. Er liebte es nicht, während er noch suchte und entwirrte, durch bange Fragen behelligt zu werden. Aber das rätselhafte Geschehnis war in diesem Fall so ungewöhnlich, daß er die Unruhe des Vaters verstand.

„Ich habe mich etwas verspätet", entschuldigte sich Weber bei seinem Eintritt. Er war außer Atem, weil er heftig die Treppen heraufgestiegen, „aber es ist gütig von Ihnen, mich zu empfangen."

Zellner bot ihm einen Stuhl an. „Leider kann ich Ihnen noch immer nichts berichten, was Sie beruhigen könnte", sagte er bedauernd. „Wir werden uns mit langwierigen Nachforschungen vertraut machen müssen. Eines ist sicher: wir dürfen uns keinen Illusionen hingeben und müssen leider mit dem Schlimmsten rechnen. Trotzdem wollen wir aber die Nerven nicht verlieren."

„Ich danke Ihnen für Ihre Worte. Aber ich bin augenblicklich nicht wegen meines armen Kindes zu Ihnen gekommen, sondern ich möchte Ihren Rat in einer anderen Sache einholen."

„Bitte, sprechen Sie."

„Ich besitze eine Sammlung außerordentlich wertvoller Briefmarken, die in drei Mappen verteilt sind und auf einzelnen losen Blättern kleben. Der Wert dieser Sammlung ist sehr hoch, und ich verwahre sie in meinem Schreibtisch. Von Zeit zu Zeit blättere ich gerne darin und freue mich, sie zu ergänzen. Nun muß ich bemerken, daß ich von peinlicher Genauigkeit bin. Jedes Blatt der Sammlung ist numeriert und liegt nach der Nummer geordnet in seiner Mappe. Zu meiner Ueberraschung habe ich heute morgen festgestellt, daß die Blätter nicht mehr in derselben Ordnung liegen, in der ich sie hineingelegt habe."

Regierungsrat Zellner lehnte sich erstaunt in den Sessel zurück. In seinem Gesicht prägte sich gespannteste Aufmerksamkeit aus. „Fehlen Ihnen bestimmte Marken?" fragte er.

„Nein, es fehlt keine einzige Marke. Das ist gerade das Merkwürdige."

„Irren Sie sich nicht? Haben Sie nicht vielleicht in Eile die Blätter selbst unachtsam in die Mappe zurückgelegt?"

„Ich bin ganz ausschließlich. Die Sammlung stammt aus unserer Familie, die Blätter sind von mir bezeichnet worden, und ich lege sie seit Jahrzehnten stets nach der Nummernfolge, die unauffällig auf den Blättern angebracht ist. Hätte ich das nicht getan, so wäre ich heute nicht hinter diese beunruhigende Entdeckung gekommen."

„Ist es der Mühe wert, einzelne Briefmarken zu entwenden?"

„Es sind Marken darunter, von denen manches Stück schon vor dem Krieg 50 englische Pfund gebracht hätte."

„Donnerwetter — das ist ja — wie hoch schätzen Sie denn Ihre ganze Sammlung?"

„Auf etwa 150 000 Mark."

Regierungsrat Zellner pfiff leise durch die Zähne.

Das war ja eine ganz merkwürdige Angelegenheit. Und das Seltsamste daran war, daß kein Stück aus der wertvollen Sammlung fehlen sollte. Was hatte das zu bedeuten? Entweder irrte sich der alte Herr, oder man stand vor einem neuen Rätsel. Ein Einbrecher, der solche Schätze unangetastet läßt?

Was steckt denn dahinter?

„Wann haben Sie diese Feststellung gemacht?"

„Heute morgen. Ich öffnete meine Schreibtischlade, um an einer wissenschaftlichen Arbeit, die ich ebenfalls verschlossen aufbewahre, weiter zu schreiben. Plötzlich befam ich Lust, einen Blick in die Briefmarkensammlung zu werfen. Das tue ich häufig. Ich öffnete die erste Mappe und bemerkte beim Durchblättern eine Veränderung der mir altbekannten Reihenfolge. Erst glaubte ich mich zu täuschen. Ich kontrollierte daher die Nummern und entdeckte zu meinem größten Schrecken, daß die Blätter nicht mehr geordnet lagen. Ich traute meinen Augen nicht. Als ich dann in den anderen Mappen dieselbe Unregelmäßigkeit feststellte, war mir klar, daß ein Unberufener meine Sammlung in der Hand gehabt hatte. Ich beschloß, mich sofort an Sie zu wenden."

„Wir wollen einmal systematisch vorgehen", sagte Zellner. „Soviel ich weiß, wohnen in ihrer Villa außer Ihnen noch Ihr zukünftiger Schwiegersohn Sir Craven, ein Diener namens Bernhard, zwei weibliche Hausangestellte und ein Gärtnerjunge. Stimmt das?"

„Ja."

„Ist vielleicht unter den genannten Personen jemand, der Briefmarken sammelt?"

„Ob meine Angestellten Briefmarken sammeln, ist mir unbekannt. Mehr oder weniger sammeln ja heute alle Menschen Briefmarken. Sir Craven ist kein Sammler, das weiß ich."

„Hat er Kenntnis von Ihrer Sammlung?"

„Selbstverständlich. Er hat sie wiederholt bewundert und mich begeistert."

Zellner überlegte. Dann fragte er vorsichtig: Entschuldigen Sie die offene Frage: Haben Sie Verdacht gegen Sir Craven?"

„Nicht den geringsten. Das wäre ja absurd. Außerdem ist er ja nicht hier, sondern in London. Die Sache hat sich jedoch heute nacht während seiner Abwesenheit abgespielt."

„Dann natürlich schaltet Sir Craven vollständig aus. Und Ihre Angestellten?"

„Von denen hat keiner eine Ahnung, daß ich überhaupt eine Briefmarkensammlung besitze."

„Ist Ihr Diener zuverlässig?"

„Jawohl. Vollkommen. Er ist seit mehreren Jahren in meinen Diensten. Herr Dr. Perfall hat ihn mir empfohlen, und ich bege gegen ihn keinen Verdacht. Ebensowenig gegen mein übriges Personal."

„Es handelt sich anscheinend um einen Einbruch. Aber wer, außer Ihrem Schwiegersohn, hat denn eine Ahnung von dieser wertvollen Sammlung? Ein Einbruch kann nur von jemand verübt worden sein, der mit den Briefmarken etwas anzufangen versteht. Ist das nicht auch Ihre Meinung?"

„Ja."

Zellner sann nach, dann meinte er: „Hatten Sie vielleicht Besuch in den letzten Tagen?"

„Nein. Nur gestern war Dr. Perfall bei mir."

Ueberrascht sah Zellner auf. Perfall? Hatte denn nicht der Geheimrat den Verkehr mit ihm eingestellt? Er war der einzige, der außer Sir Craven von der Briefmarkensammlung Kenntnis hatte. Erwähnte er sie nicht ihm gegenüber in der Unterredung, die er unlängst mit ihm hatte? Was für eine seltsame Rolle spielte der Anwalt?

„Verzeihen Sie", sagte Zellner, „soviel ich weiß, verkehrt doch Dr. Perfall seit langer Zeit nicht mehr bei Ihnen? Wieso kommt es, daß er Sie gestern besuchte?"

„Auf meine Veranlassung. Ich fühlte mich so allein. Craven ist in London, und ich weiß, daß beide Herren nicht gut zueinander stehen. Aber mir fehlte Dr. Perfall sehr. Er ist mir sympathisch, und ich habe ihm schweres Leid zugefügt. Ich hatte das Bedürfnis, ihn über alles aufzuklären, mit ihm zu sprechen und mich vor ihm zu entlasten. So benützte ich die Abwesenheit Sir Cravens und ließ ihn durch meinen Diener zu mir bitten."

(Fortsetzung folgt.)

Schlafendes Dorf

Von Ferdinand Pungs

Wie eine breite Bettstatt schließt
Der Wald die weite Landschaft ein,
Und wie ein weicher Vorhang fließt
Der Nebel mild im Mondenschein.

In seiner Hügel Kissen drückt
Das Dorf sich wie ein müdes Kind
Und fühlt auf heißer Stirn beglückt
Wie kühle Hand den Abendwind.

Wie eine Mutter naht die Nacht,
Löscht still die letzten Lichter aus,
Und draußen, mit der Sterne Pracht,
Geht Gott als Hüter um das Haus.

Illustriertes Kreuzworträtsel.

Die in die waagerechten und senkrechten Feldreihen einzutragenden Wörter sind aus den bildlichen Darstellungen zu erraten. Die Wörter der waagerechten Reihen sind in dem oberen, die der senkrechten in dem unteren Teil des Bildes zu suchen.

Scherzrätsel.

1. Wer kann 45 mit 4 graden Ziffern schreiben?
2. Wo sitzest du, wenn du in die Schule gehst?
3. Welche Aehnlichkeit haben ein Baum und ein Buch?

Zweisilbige Scharade.

Die erste ernährt;
Die zweite gewährt
Erfrischung den welkenden Pflanzen.
Doch starben sie oft
Weil man Früchte gehofft,
Durch das Gift des verderblichen Ganzen.

Geographisches Silbenrätsel.

Aus den 36 Silben:

aar – bo – ca – dago – dern – di – er – erl – ga – ge – gy – furt – gail – gel – gris – horn – i – il – li – lac – lang – le – li – lil – lo – me – ner – nier – oe – pen – pri – schar – stein – ti – ul – vit – zen

sind 18 zweisilbige geographische Namen zu bilden, die folgende Bedeutung haben:

1. Stadt in Thüringen. 2. Gebirgsstock auf der Baikanhalbinsel. 3. Stadt in Frankreich. 4. zentralasiatischer Strom. 5. Kurort in Südtirol. 6. Fluß in Vorderasien. 7. verlorenes Gebiet im Rheinland. 8. Nebenfluß der Leine. 9. Weinort am Rhein. 10. Kreis und Stadt im Rheinland. 11. Lofoteninsel. 12. Stadt in Norwegen. 13. Vorort von Berlin. 14. italienische Insel. 15. Gouvernement und Stadt in Rußland. 16. Name mehrerer Berge in den Berner Alpen. 17. Stadt in Italien. 18. Stadt in Frankreich.

Nach richtiger Bildung der Wörter ergeben diese in ihren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten, und Endbuchstaben, von unten nach oben, einen Sinnspruch.

Gleichklang.

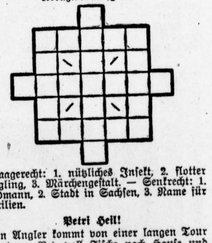
Man ißt's und macht mit ihm
Auch Leib und Tafel rein,
Und führt, man soll's nicht glauben.
Die Pferde noch hinein.

Homonym.

Wenn du in der Kutsche sitzest
Und im Sonnenbrande schwitzest,
Hab' ich schon mit manchem Stich
Dich geärgert sicherlich.

Doch wenn von dem Berg, dem steilen,
Rasch zum Tal die Rosse eilen,
Werft du's wohl mit frohem Sinn,
Daß ich an der Kutsche bin.

Kreuzwortaufgabe.



Waagerecht: 1. nützliches Insekt, 2. flotter Jüngling, 3. Märchengestalt. – Senkrecht: 1. Landmann, 2. Stadt in Sachsen, 3. Name für Reptilien.

Petri Heil!

Ein Angler kommt von einer langen Tour mit einem Netz voll Fische nach Hause und prahlt mit seinem Fanglück. Seine Frau hat ihn aber im Verdacht, daß er gar nicht zum Angeln gewesen ist, jedoch ihr Mann leugnet ganz entrüstet. – Durch einen Zufall gelingt es der betrogenen Frau, den prahlerischen Angler leicht zu überführen. – Wie denn?

Einfügungsaufgabe.

Mea — Hebe — Ale
Me . . . a — He . . . be — A . . . le

Durch Einfügen je einer aus zwei Buchstaben bestehenden Silbe als Mittelstücke bilde man aus vorstehenden drei Wörtern neue Wörter von nachstehender Bedeutung: 1. Name aus der griechischen Mythologie. 2. Name aus der griechischen Mythologie. 3. weiblicher Vorname. – Die drei Silben ergeben, aneinandergereiht, einen bestimmten Zeitraum.

Umstellungsrätsel.

Rast — Wolka — Linie — Stole — Talar — Ruh – Schlaf — Beer — Laden.

Man stelle die Buchstaben in den vorstehenden Wörtern derart um, daß neue Wörter entstehen. Die Anfangsbuchstaben dieser ergeben alsdann einen Winterwort.

Gegensätze.

Ein jedes der nachfolgenden Eigenschaftswörter soll durch ein im Gegensatz zu ihm stehendes Eigenschaftswort ersetzt werden. Die Anfangsbuchstaben dieser müssen alsdann, aneinandergereiht, ein belebtes Erzeugnis der Backkunst ergeben.

1. geschickt, 2. gewissenhaft, 3. mutig, 4. wertvoll, 5. bekleidet, 6. bescheiden, 7. passend, 8. heimisch, 9. langsam, 10. ungeübt, 11. gebraucht.

Auflösungen aus voriger Nummer

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Schelle, 7. Heim, 8. Paris, 11. Idol, 12. Bob, 131. Sam, 14. Jara, 15. Gisch, 16. Rier, 17. Einglas. – Senkrecht: 2. Chrom, 3. Heil, 4. Eid, 5. Elsbalm, 6. Epilobe, 9. Adam, 10. Pore, 12. Basra, 14. Fiel, 15. Gig.

Zweisilbige Scharade: „Laufpaß."

Verbindungsaufgabe: Barmalde, Eberstadt, Elsterwerda, Hammelburg, Hirschberg, Frankenfeld, Neiderstieg, Rosbach, Schaffstädt, Schwanheim, Schweinfurt, Wolfach.

Rätsel: Handtuch.

Kürbisrätsel: 1. Charon, 2. Makete, 3. Koburg, 4. Reseda, 5. Sparta, 6. Zimbel, 7. Spruch, 8. Kaktor. – Arkebuse; Armbrust.

Kettenrätsel: 1. Taerm, 2. Mollo, 3. Urban, 4. Staat, 5. Anker, 6. Nonne, 7. Nandu, 8. Esser. – Lausanne; Montreux.

Blumenkapselrätsel: 1. Aster, 2. Georgine, 3. Lobelia, 4. Verbene.

Doppelsinnrätsel: 1. Venus, 2. Ort, 3. Reis, 4. Faust, 5. Nang, 6. Ente, 7. Unze, 8. Don, 9. Eiche. – Vorfreude.

Wo auf der Erde ist es am heißesten?

Eine interessante Frage für die Juli-Tage

„Rekorde" gibt es keineswegs nur auf sportlichem Gebiet — auch die Geographie kennt „Höchstleistungen" unserer guten Mutter Erde. So hat sich die Wissenschaft neuerdings eingehend mit einer Frage beschäftigt, die auch den Laien interessieren wird: wo auf Erden ist es eigentlich am heißesten? Der bekannte Leipziger Geograph Dr. Stratil-Sauer, der auf seiner letzten Forschungsreise in die persische Wüste Luth selbst einen recht beachtlichen „Hitzerekord der Erde" gemessen hat, gibt in dem nachstehenden Artikel einen kurzen Bericht über den gegenwärtigen Stand unseres Wissens von den heißesten Stellen der Erde.

Der „Hitzerekord" Erythräas

Den höchsten Jahresdurchschnitt der Temperaturen, der bisher überhaupt gemessen wurde, weisen die italienischen Kolonien in Ostafrika auf. Unsere Aufnahme zeigt ein typisches Landschaftsbild in dem heißen und trockenen Küstenland von Erythräa.

Die Frage nach der höchsten Temperatur der Erde ist schon wiederholt von der Wissenschaft untersucht worden, ohne daß es bisher gelungen wäre, die heißeste Gegend der Welt einwandfrei festzustellen. Natürlich läßt sich unter den Tausenden von Stationen, die regelmäßig den Zustand des Wetters registrieren, leicht der „Hitzeweltmeister" herausfinden, doch hätte man damit nicht unbedingt das heißeste Gebiet schlechthin, sondern nur die heißeste meteorologische Station bestimmt. Gerade in den Wärmezonen unserer Erde gibt es aber vorläufig nur vereinzelte Beobachtungsstellen.

„Rekorde" der italienischen Kolonien

Mit dieser Einschränkung weisen den höchsten Jahresdurchschnitt der Temperaturen unter allen Messungen die der italienischen Kolonien in Ostafrika auf. Nach einer sechsjährigen Beobachtungsreihe hat man in Massaua ein Jahresmittel von 30,2 Grad (im Schatten) festgestellt. Trotz dieses erschreckend hohen Durchschnittes ist Massaua von 15 000 Menschen bewohnt und spielt als bester Hafen im Roten Meer eine führende Rolle als Handelsplatz für die Kolonie Erythräa und das nördliche Abessinien. Es ist heute der Stapelplatz aller Operationen der Italiener. Sein hoher Jahresdurchschnitt wird weniger durch extreme Mittagstemperaturen bedingt als durch die geringe nächtliche Abkühlung. Da die Stadt nämlich auf einer nackten Koralleninsel im heißen Roten Meer liegt, kann die Nacht hier bei weitem nicht die gleiche Auffrischung bringen wie in kontinentaler gelegenen Orten, deren Stationen oft einen bedeutend heißeren Mittag zu verzeichnen haben.

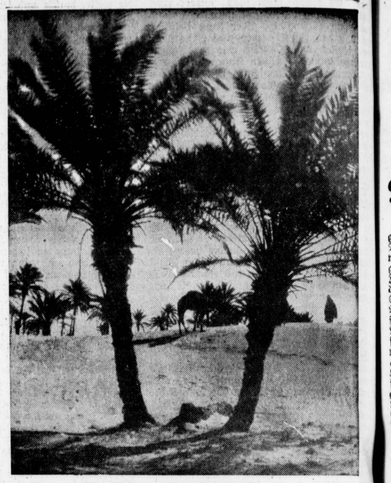
Auch in Somaliland treten sehr hohe Jahresmittel auf. So ist das italienische Yuub am Djuba bei einem Durchschnitt von 30,8 Grad mit Massaua in einen wirklich „heißen" Kampf um die Spitzenleistung getreten, doch kann ein endgültiges Urteil darüber erst gefällt werden, wenn eine längere Beobachtungsreihe als die bisherige von 13 Monaten vorliegt.

Die Messung der absolut höchsten Sommertemperatur wird übrigens dadurch erschwert, daß bei den Ablesungen im Schatten jede direkte Sonnenbestrahlung ausgeschaltet werden muß. Aus Prinzip läßt sich diese Vorbedingung kaum erfüllen, weil ja die Sonne mittags im Zenith steht, so daß senkrechte Gegenstände keinen Schatten werfen. Daher hat die direkte Sonnenstrahlung wohl auch Teil daran, wenn ein Reisender in der Wüste Lut 70 Grad gemessen haben will. Und selbst wenn man sich einen guten Schattenplatz schaffen kann, so wird das Thermometer doch noch durch die Ausstrahlung des Erdbodens beeinflußt, der die Hitze wie ein Rieselbackofen widerstrahlt. Nur besonders schlanke Thermometer setzen meteorologischer Stationen vermögen diese Beeinflussung der absulesenden Werte einigermaßen auszuschalten.

Man hat verlässlich in Jacobabad in Ober-Sind (Indien) im Jahre 1897 einmal 52,2 Grad und in der libyschen Wüste sogar 53 Grad gemessen. Dagegen ist eine Angabe aus Aziza (40 km südlich Tripolis) mit 58 Grad für den 13. September 1922 angefochten worden, weil nach einem Vergleich mit den Nachbarstationen ein Irrtum vorliegen muß.

Das Tal des Todes

Einwandfreie Beobachtungen liegen aus dem kalifornischen Death-Valley (Todestal) vor. Flachmuldig und von hohen Bergketten umgeben, hält dieses 2—14 km breite und 150 km lange Tal einen doppelten Rekord: es ist mit seiner Lage unter dem Meeresspiegel der tiefste Punkt in den USA, und mit seinen hohen Sommertemperaturen besitzt es auch die heißeste Beobachtungsstation der Welt — einen Posten in Greenland-Ranch, die früher recht bezeichnend der Backofenhof hieß. Kleine 400 km von Filmviehel Los Angeles entfernt, gilt das Death-Valley natürlich als besondere Sensation für Wochenendpartien, und 1900 Wagen ein sowie 250 Duellmeiser sorgen dafür, daß dieser „very interesting place" ohne Lebensgefahr bereist werden kann. Der Himmel — fast immer stahlblau — strahlt eine unvorstellbare Hitze hernieder, die in einer denkwürdigen Julinacht 1914 bis auf 56,7 Grad stieg. Dieser Wert ist bisher auf der ganzen Welt einzig dastehend. Sogar die mittleren Monatsextreme (d. h. der Durchschnitt aus den täglichen Höchstwerten) betragen damals für Juni 49,3, für Juli 51,1 und für August 50,5 Grad! Selbst aus dem Innern der Sahara kennen wir noch keine beglaubigten Messungen von solch extremer Höhe; die dortigen Temperaturen und die von Südarabien werden aber nahe an die erwähnten Höchstwerte heranreichen.

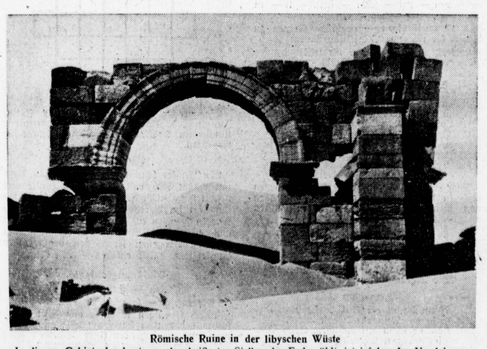


Oase in der Wüste Sahara,
die zu den heißesten Gebieten der Erde gehört. (Fot.: Wiss. Nach.-Zent)

Die heißeste Stelle der Erde

Den absoluten „Hitzerekord" der Erde hält wahrscheinlich die noch sehr wenig erforschte ostpersische Wüste Luth. Die hohen Gebirgszüge, die diese Wüste rings einschließen, erheben sich im Süden und Südwesten 3- bis 4000 m über den Tiefstpunkt der Luth. Welchen nun Winde aus dieser Richtung, so erhitzt sich die sowieso schon sehr heiße Südluft noch intensiv im Absturz von den Bergen. Damit empfängt die Luth, deren Inneres nur 250 m oder weniger über dem Meeresspiegel liegt, außer der Sonnenbestrahlung noch eine solche Hitzezufuhr, wie sie wohl auf Erden nicht ihresgleichen findet. Bei unserem letzten Vorstoß in diese Wüste maßen wir am 21. Juni 1938 westlich von Naskrabahad bei heißem Südwind 52 Grad. Zur gleichen Zeit registrierte unsere automatische Wetterstation „nur" 40 Grad in Sabdan, das 200 km entfernt, 700 m höher und — was wesentlich ist — von kühlenden Nordwinden bestrichen wird. Zweifellos war der von uns in der Wüste abgelesene Wert noch durch Bodenstrahlung beeinflußt; doch hatten wir diesem Uebelstand tunlichst zu steuern versucht, indem wir unsere Ablesung im Auto vornahmen. Auch die Nacht war noch so heiß, daß die Sturmlampe nicht brannte, weil das Petroleum neben dem Docht vergaste!

Wir befanden uns damals noch 500—550 m über der tiefsten Stelle der Luth. Legt man nun für je 100 m Höhenunterschied eine Temperaturzunahme von 0,6 Grad zugrunde, wie es b. Fiker für das benachbarte Sistan errechnet hat, so müßten zu jener Zeit im Herzen der Lutkessel 55 Grad geherrscht haben. Außerdem ist die Höchsttemperatur auch erst im Juli zu erwarten, der im „Todestal" Kaliforniens unter ähnlichen Verhältnissen um etwa 3 Grad wärmer ist als der Vormonat, und so dürfen wir sicher in der ostpersischen Wüste Luth die höchsten Temperaturen ansetzen.



Römische Ruine in der libyschen Wüste
In diesem Gebiet, das heute zu den heißesten Stellen der Erde zählt, ist infolge des Vordringens der Wüste menschliche Ansiedlung kaum mehr möglich.

Hier ist wahrscheinlich das heißeste Gebiet der Erde
Das Expeditionsauto des Verfassers unseres Artikels in der Glutwüste Luth (Persien).

Während ihr Rivale in der Hitze-Weltmeisterschaft noch Menschen, Fauna und Flora beherbergt, ist die Wüste Luth das absolute Nichts. Wohl fällt dort alle Jahreszeiten einmal Regen, doch gewöhnlich verdunstet er hier schon im Fallen, so daß man ihn zwar in der Luft hört, am Boden aber nicht spürt. Im März 1935 z. B. wurde diese Wüste von keinem Regentropfen benetzt, während in ihren bestdeten Randgebieten wochenlang katastrophale Wassermassen niederstürzten. Deswegen lebt kein Halm, kein Getier, nicht einmal eine Fliege in dieser Einöde.

So dürfte Persien wohl den Anspruch darauf erheben, das heißeste Gebiet der Welt zu besitzen. Die Amerikaner aber, deren Stolz die vielen Superlative ihres Landes bilden, können beruhigt sein; denn noch ist die tiefste Stelle der Wüste Luth nie betreten worden, und es wird wohl lange dauern, bis man dort oder in der Nähe eine Wetterstation einrichten kann, die der Greenland-Ranch ihren ersten Rang in den Höchstmessungen streitig macht.

Dr. Stratil—Sauer, Leipzig

Eine Ferienreise

Lenis Zwischenfälle

Lenis Ferienwunsch war in Erfüllung gegangen, sie durfte zu den Großeltern fahren. Die Großeltern besaßen eine kleine Bauernwirtschaft auf dem Lande. Leni wußte sich noch genau zu erinnern, wie schön es dort war! Zwar lagen zwischen ihrem letzten Besuch bei den Großeltern und den diesjährigen großen Sommerferien zwei volle Jahre, aber der Blumengarten, der sich an den Hofraum anschloß und die weiten Felder, die sich bis zum Walde dehnten, das sah Leni noch alles vor sich. Ob es wohl wieder Küken gab, die weich und wollig wie kleine große Federbällchen aussahen? Und ob die Ente wieder ihre Kleinen nach dem nahen Dorfteich führte, wo sie eilig hin- und herwanderten, so daß man glaubte, sie liefen über das Wasser! Und ob wieder weiße Ziegenlämmchen ihre tollen Sprünge vollführten? Vielleicht durfte man sie auf naher Wiese hüten, wie damals. Ja, und die rosigen Ferkel, das buntgefleckte Kälbchen! Was gab es nicht alles zu sehen auf Großvaters Hof! Und wenn Minz, die schneeweiße Katze, ihre drolligen weißen Miezekätzchen spazieren führte! Eins, Minzy der kleine Kater, hatte just auf der Nasenspitze einen dicken schwarzen Fleck gehabt, so daß er aussah, als sei er in die Tinte gefallen! Das alles und noch viel mehr fragte Leni die Mutter.

Die Mutter hatte nicht zu viel versprochen, denn als Leni am ersten Ferientage in der Kreisstadt, welche für der Großeltern Heimatdorf die Bahnstation war, ausstieg, da erblickte sie schon die erste: Großvater holte sie mit dem Pferdefuhrwerk ab! Hans, so hieß der rattliche Braune, ließ sich von Leni streicheln und nahm sogar ein Stückchen Zucker von ihrer ausgestreckten flachen Hand. So war diese Freundschaft bald geschlossen. Großvater mußte immerfort berichten, bis er schließlich sagte: „Nun, du wirst ja sehen!"

Es roch nach frischgebackenem Topfkuchen und aufgebrühtem Kaffee, als Leni die mit feinem weißen Sand bestreute kühle Diele betrat. Großmutter verließ gerade die Küche, sie hatte das Werden der Erdbeermarmelade überwacht, die in einem großen Topfe auf dem Herdfeuer stand. Nun mußte Trina, die neue, alte Magd, ihre Stelle einnehmen, denn vorerst ging es in die Wohnstube, wo der Kaffeetisch schon gedeckt, auf den kleinen Feriengast wartete. „Daß du erst einmal anschaust", sagte Großmutter und Großvater setzte anerkennend hinzu: „Ja, die Leni wird mal ein tüchtig Mädel!"

Leni bestellte die Grüße und alles, was Mutter ihr für die Großeltern aufgetragen hatte. In vierzehn Tagen wollten Lenis Eltern nachkommen, Mutter war in diesem Hause geboren und hatte hier ihre Kinderzeit verlebt. Als man gut und wohl am Kaffeetische saß und Großmutters leckerem Topfkuchen alle Ehre antat, öffnete sich die Türe und herein trat Onkel Theodor, der einmal Großvaters Anwesen übernehmen sollte und nun nach beendetem Arbeitsdienst ein paar Wochen bei den Eltern verbrachte, bevor er Soldat wurde. Das also war die zweite Ueberraschung! Wer war froher als Leni? Onkel Theodor wußte so lustige Geschichten zu erzählen, er schnitzte aus der Nähe am Bache Weidenflöten, er kannte alle Vögel. Fröhlich rief er aus: „Sieh, da ist ja unser kleines Stadtfräulein! Na, wir wollen schon bald aus dir ein Landmädchen machen! Rote Backen und braune Arme wirst du haben, wenn die Ferien vorüber sind. Morgen kannst du mir gleich beim Heuen helfen! Hast nur tüchtig auf, dann hilft du dich später beim Arbeitsdienst nicht so dumm an! Du weißt dann schon, wie man einen Rechen ansaßt und kannst den Unterschied zwischen Roggen und Weizen!"

„Ich werde gut achtgeben", beteuerte Leni, „sie sollen mich nicht auslachen!"

So wurde es auch gehalten, jeden Morgen zog Leni mit Onkel Theodor los, sah neben ihm auf dem Wagen, und als sie nach einigen heißen Tagen das Heu einfuhren, thronte sie wie ein richtiges Landmädchen im Dirndlkleid mit rotem Kopftuch oben auf dem Heu und freute sich, als Onkel Theodor beim Mittagessen erklärte: „Leni hat heute das Mittagbrot redlich verdient! Sie hat tüchtig mit angefaßt."

Am 2. Juli war aber Schützenfest! Das hatte Leni noch nicht erlebt! Allein die Vorbereitungen! Großmutter hatte alle Hände voll zu tun, das ganze Haus von oben bis unten erstrahlte in Sauberkeit! Die Fenster mit den frischen Gardinen waren so blank geputzt, daß Leni sich darin spiegeln konnte, und auf der Diele knirschte der feine Sand. Kuchen wurden gebacken. Leni durfte sie zum Bäcker tragen. Das war ein Leben! Das ganze Dorf schien wie verwandelt! Girlanden wurden geflochten und um die Haustüren gewunden, auch Leni und Trina fanden eine solche aus Tannengrün und steckten bunte Strohblumen ein, denn Großvater war am verflossenen Schützenfest Schützenkönig geworden, so würden die Schützenbrüder ihn vom Hause abholen. Ein fröhliches Werken, an dem Leni sich tapfer beteiligte. Voller Ehrfurcht betrachtete sie die schwere silberne Schützenkette mit den silbernen Schildern und Münzen, die bis ins Jahr 1756 zurückreichten. „Du mußt wieder Schützenkönig werden!" sagte Leni, „nein, ein anderer soll die feine Kette nicht umlegen." Großvater lachte: „Wenn nun ein anderer besser schießt als ich?"

„Das gibt es gar nicht, wenn ich dir den Daumen halte!" Da war Großvater voller Zuversicht, als Leni ihm solche Hilfe versprach.

Und der große Festtag brach an! Die Julisonne strahlte vom wolkenlosen Himmel hernieder, die kleinen Mädchen hatten weißgestärkte Kleider mit breiten bunten Schleifen an, ihre Haare waren kraus und mit mächtigen rosa oder hellblauen Schleifen zusammengebunden. In den Glasen duftete es nach Tannengrün und Kuchen. Die Frauen hatten ihren Sonntagsstaat angelegt, die Männer in ihren schwarzen Anzügen und dem Schützenhut sahen sehr feierlich aus. Am wenigsten fremden sich die Jungens, denn die Mütter hatten ihnen eingeschärft, sie sollten recht vorsichtig sein mit ihrem Sonntagszeug, damit es nicht fleckig oder gar zerrissen sei am Abend. Das behagte ihnen kaum, denn man weiß ja, daß Jungens lieber Indianer spielen oder sich raufen, als daß sie auf ihre Anzüge achtgeben.

Um drei Uhr, als die Sonne so recht warm herniederlachte auf das festlich gestimmte Dorf, setzte sich der Schützenzug in Bewegung. Die Großmutter im schwarzen Seidenkleid eilte aufgeregt hin und her, ob der Trunk für die Schützenbrüder kalt gestellt sei. Sie dürstete Großvaters Schützenhut und rieb über die silbernen Münzen und Schilder; auch der Großvater war etwas nervös. Als plötzlich Musik laut wurde und Trina in die Stube stürzte: „Sie kommen!"

Da bog der Schützenzug schon in die Gasse ein, der Großvater trat in die Haustüre, der Schützenälteste begrüßte feierlich den Schützenkönig, die Großmutter reichte den Schützenbrüdern einen kühlen Trunk, und dann ging es im geordneten Zuge nach dem Schützenplatz, wo das Preisschießen den Anfang nahm. Großmutter, Onkel Theodor und Leni folgten.

Auf dem Festplatz war ein Leben! Karussells drehten sich unaufhörlich nach der Musik, man konnte sich in rotsamt Kutschen rund fahren lassen, in Zeppelingondeln durch die Luft laufen oder in feinen Autos in die Runde steuern. Aber am allerschönsten war es doch, auf einem feurigen Rappen oder einem Schimmel zu reiten und sich von den Kindern, welche das Karussell umstanden, bestaunen zu lassen. Großmutter sah im großen Zelt bei Bekannten, Onkel Theodor mischte sich unter die Schützen, Leni vergnügte sich auf ihre Weise. Sie hatte bald Gesellschaft gefunden. Es gab ja so viel zu sehen für ein Stadtkind, welches noch niemals ein Schützenfest auf dem Lande erlebt hatte.

Und dann geschah das Unerwartete, von Leni und ihren Verwandten Heß ernannte Großvater war wieder Schützenkönig geworden! „Mutter!" rief Onkel Theodor schon von weitem, „Mutter! Vater ist wieder Schützenkönig geworden!" Schon nahte der Schützenzug mit Großvater, dem neuen Schützenkönig. Als er Großmutter zum ersten Tanz aufforderte, errötete sie wie ein junges Mädchen. Noch eine große Freude gab es an diesem denkwürdigen Festtage, Onkel Theodor war der beste Schütze unter den Jungschützen; Großvater war nicht wenig stolz, als er in seiner Eigenschaft als Schützenkönig seinen Sohn vor allen belobigen durfte und der Bürgermeister zu ihm sagte: „Der Bengel macht dir ja heute schon Konkurrenz! Das wird mal 'n tüchtiger Soldat!" Dieses Schützenfest war auch für Leni eitel Freude, als sie sich abends müde von allem Erlebten ins Bett legte, hätte sie nicht sagen können, was das Schönste gewesen sei.

Aber dann meldete sich der Alltag wieder; die Festtagskleider wurden sorglam ausgebürstet, die Schützenhüte mit den Kartons verstaut, die Schützenkette feierte im samtausgeschlagenen Etui. Die Tannengirlanden, von denen die Nadeln herabrieselten, sanken von den Haustüren, Karussells und Buden auf dem Schützenplatze wurden abgebrochen, und bald zeigte das Dorf sein altes Gesicht. Feld und Garten forderten alle Arbeitskräfte. Körnerschwer standen Roggen und Weizen auf den Feldern und verhießen eine gute Ernte. Leni betreute auf der Wiese, nahe dem Weizenfelde, die Gänseln und das Kälbchen. Und während sie, rings die herrliche Gotteswelt betrachtend, dachte, wieviel angenehmer und freudenreicher es sei, hier zu sitzen, als in der Schule das

Mutzi

Eine unserer kleinen Leserinnen hat uns diesen kleinen Aufsatz geschickt, in dem sie von ihrem Kätzchen Muschi erzählt. Damit nun auch ihr alle das Kätzchen Muschi kennenlernt, sollt ihr hier den Aufsatz lesen.

In den Ferien war ich bei meiner Tante. Die hatte ein niedliches Kätzchen. In ihm hatte ich Freude. Als ich nun zu Hause war, mochte ich auch gern ein Kätzchen haben. Mein Wunsch sollte auch in Erfüllung gehen. In der Nachbarschaft waren junge Kätzchen. Ich erbat mir eins. An einem Samstag bekam ich dann auch meinen Wunsch. Meine Freundin und ich nahmen das Tierlein mit nach Haus und legten es in den Puppenwagen. Eine Stunde schlief es darin. Dann gogen wir ihm ein Kleid an. Dann holte meine Freundin Renate einen kleinen roten Ball. Wir ließen ihn über die Erde rollen. Das Kleine gab ihm immer wieder einen Schubs, und er glitt durch das Zimmer. So spielte das Tierlein, bis es Abend wurde. Dann steckte ich es in den Puppenwagen, und ich ging zu Bett. Mittlerweile deckten wir dem Liebling einen Napf gegeben. Muschi hieß es. Muschi war äußerst sauber. Oft am Tage putzte es sich. Das sah zu possierlich aus.

Eines Abends nahm ich es mit in die Stube. Ein kleines Paket von Leckerlissen lag dort für das Tierlein. Denn es mochte gern Gebäck. Mäuschen legte sich auf den weichen Teppich und schlief ein. Wir hörten dem Rundfunk zu und achteten nicht weiter auf Muschi. Ich wollte zu Bett gehen, aber wo war Muschi? Auf dem Boden, in den Keller, unter den Sträuchen und überall haben wir gesucht, aber Muschi blieb verschwunden. Trostlos ging ich in mein Zimmer. Dort stand mein Puppenwagen. Ich schaute hinein: Vielleicht könnte es drin sein. Und richtig: Tief unter dem Kissen versteckt lag das Tierlein und schlief. Ich freute mich sehr. Wenn ich aus der Schule komme, so legt es sich auf meinen Schoß und schnurrt. So geht es auch noch heute, Tag für Tag.

Hildegard Nölting, Paderborn, 11 Jahre

Einmaleins zu lernen oder einen deutschen Aufsatz zu schreiben, sah sie Kornblumen im Weizenfelde blühen und den Klatschmohn leuchten. Es war ihr eigentlich nicht lange weilig, Onkel Theodor war mit dem Braunen in die Kreisstadt gefahren, Trina arbeitete im Garten, Großmutter kochte rote Johannisbeeren ein. So blieb Leni sich selbst überlassen, und da kommt man ja meistens auf unnütze Gedanken.

Leni beschloß nämlich, sich einen Blumenkranz zu winden, Kornblumen, Kamillen und Klatschmohn lockten. Die Gänseln waren bei der Gansemutter vorläufig gut aufgehoben, das Kälbchen graste kräftig, und unsere Leni spazierte gemächlich nach dem Weizenfeld, das an die Wiese stieß. In ihrem Eifer, einen recht schönen Kranz zu winden, geriet Leni immer tiefer in das Feld, trat hier Halme zu Boden, knickte dort Aehren, bis eine bekannte Stimme sie aufschreckte: „Also tust du da, Leni?" Es war Onkel Theodor, der an der Wiese vorüberfuhr und Leni entdeckt hatte. „Du trittst ja den Weizen nieder! Komm so fort heraus!" Onkel Theodor blickte Leni vorwurfsvoll an. „So wenig achtest du die Gottesgabe? Wenn jeder einfach in das Weizenfeld laufen wollte, was stünde übrig am Erntetage? Weißt du nicht, daß jede Aehre Arbeit und Mühe versinnbildet? Landarbeit ist harte Arbeit, das sollteſt gerade du wissen! Die Aehren, die du in deiner Unvernunft zu Boden getreten hast, reifen nicht, sieh an, wie viele es sind!"

Leni schämte sich, sie war dem Weinen nahe, so ernst hatte sie den immer lustigen Onkel Theodor nie gesehen. „Verzeihe mir", sagte sie reumütig, „ich wollte mir einen Kranz flechten, ich hatte vergessen, daß es ein Kornfeld ist."

„Ich muß dir wohl das Märchen von der Roggenmuhme erzählen?" sagte Onkel Theodor, schon halb besänftigt, „welche die Kinder, die ins Kornfeld laufen und die Aehren niedertreten, straft! Ich hoffe, Leni, das war das letzte Mal!"

Leni wußte nicht, was beginnen vor Scham und Reue! Die bunten Blumen freuten sie nicht mehr, am liebsten hätte sie die Kornblumen, Klatschrosen und Kamillen, die Kornraden und Margeriten fortgeworfen. „Großmutter soll die Blumen in den Herrgottswinkel stellen", die Tränen rannen, „glaube mir, Onkel Theodor, ich tue es nie mehr wieder. Bitte, bitte, sage zu Hause nichts davon, ich muß mich sonst so viel schämen!" Und weil Onkel Theodor Lenis Worten glaubte, versprach er es. Leni blieb den ganzen Tag über recht kleinlaut, so daß die Großeltern sich insgeheim über die sonst so redselige Enkelin wunderten. Wenn Leni in den folgenden Tagen an dem Weizen vorüberkam, gab es ihr jedesmal einen Stich beim Anblick der niedergetretenen Halme. Sie hatten sich nicht wieder aufgerichtet. Es mochten fortan auch so viele Blumen auf Wiesen oder auf Feldern blühen, Leni hat sie nicht wieder gepflückt, dieses Erlebnis blieb ihr eine Lehre für das ganze Leben.

Igna Maria Jünemann

HALT!

Hier gibt's was zu raten!

Wer liest das nicht gerne?

Aus nachfolgenden Silben sind 14 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben eine gereimte Wochenzeitung ergeben. Die Wörter lauten: 1. europäischer Strom, 2. Märchengestalt, 3. Vogel, 4. Himmelskörper, 5. Stachelhäuter, 6. Einbringen der Frucht, 7. Stadt in Tirol, 8. Knabenname, 9. Reptil, 10. Trinkgefäß, 11. Teil des Eis, 12. rundes Gebäck, 13. Monat, 14. Erdoberfläche.

an — ba—be—ben do— ei—el—ern—en— fe—gel—geln—gra—gust—gen— i— —nau—nat—ne —ne —ra— se—sel— son— tas— te— ter —ton

Auflösung: (steht auf dem Kopf)

Donau Elle Rabe Sonne Igel Erle Tonne Base Lupen Natter Tasse Eiche Tonne Auerhahn Ostern. „Der siebente Tag".

Leni lief immer tiefer in das Kornfeld hinein, trat Halme zu Boden, knickte Aehren (Photo Mayländer)

Haus, Hof und Garten

Blumenpflege im August

Nur mehr in der ersten Hälfte des Monats dürfen wir düngen, dann muß den Pflanzen Zeit zur Ausreife gegeben werden, vor allem zur Ausreife des Holzes bei holzigen Gewächsen, wie es die Fuchsien sind. Auch die Geranien dürfen nicht mehr gedüngt werden, sonst bleiben die fleischigen Stämmlein zu

weich. Es ist bei Geranien immer noch möglich, Stecklinge zu machen, während dies bei den Fuchsien nicht mehr recht gelingen will.

Ageratumstecklinge, jetzt gemacht, geben kleine, gute, winterblühende Pflanzen, desgleichen die Stecklingspflanzen von den Lobelien.

Ausgepflanzt gewesene Topfpflanzen sind jetzt in Töpfe zu setzen und die ersten 14 Tage schattig zu stellen.

Knollenkakteen genießen die volle Sonne, auch die Schimpfen. Die Steigelkakteen, die bisher im Halbschatten standen und sehr dick und fett geworden sind, bekommen jetzt allmählich mehr Sonne, da können sie sich so richtig auswärmen und von den Blütenknospen träumen, die sie in der Sonne fürs kommende Jahr vorbereiten. Auch die Blattkakteen werden zuerst in die Morgensonne, später in die volle Sonne gestellt, auch die Azaleen (Rhododendron) bekommen jetzt Sonne, die Rittersterne ebenfalls. Natürlich darf das abendliche Gießen mit vorgewärmtem Wasser nicht vergessen werden. Azaleen müssen in die Erde eingesenkt werden, in einen Fensterkasten oder in einen zweiten Topf, der mit Erde oder Moos gefüllt wurde, denn die Wurzeln und die Erde darf nie, gar nie völlig austrocknen. Bei den Kakteen, den Rittersternen schadet starkes Austrocknen nicht zuviel, allerdings verbrennen oder verdorren dürfen die Wurzeln nicht und das geschieht immer nur, wenn die Töpfe ungeschützt in der vollen Sonne stehen.

Veilchenwurzelstock und Nachtschatten sind jetzt in frischen, Schalen oder Töpfe zu setzen. Auch Goldlack. Das gibt den ersten Frühjahrsflor. Wenn möglich sind auch jetzt schon die frühen Tiefbeetsorten zu bestellen, die Lieferung verzögert sich so doch bis September, und gerade die frühen Sorten sind immer schnell vergriffen. Die Weihnachtsblüher. Tulpen sowohl als Hyazinthen sollen im September in die Erde kommen. Auch Stauden, die uns besonders irgendwo gefallen haben, werden wir bestellen, damit sie noch zeitig angeliefert werden. Nicht nur fürs freie Land sind nämlich Stauden zu gebrauchen, sondern auch für den Balkonkasten und sogar für große Töpfe. Staudenglockenblumen sind sehr dankbar, selbst der Ritterspron gedeiht im Balkonkasten und im sehr großen (33 cm) Topf.

Die Sommerdüngung der Obstbäume

Die beste Zeit zur Düngung der Obstbäume ist der Monat Juli. Von Mitte August ab sollte unter keinen Umständen mehr gedüngt werden, da die Obstbäume dann zu lange im Triebe bleiben und die Rückwanderung der Nährstoffe bis zum Eintritt stärkerer Fröste nicht erfolgt ist. Das Holz kommt dann nicht zur Ausreife und Frostschäden sind die Folge. Nach dem Grundsatz, daß man den in der eigenen Wirtschaft anfallenden Dünger zuerst verwenden soll, kommt vor allem die Jauche als Düngemittel in Frage. Sie hat den Vorteil, daß sie nichts kostet und vermöge ihrer flüssigen Form schnell zur Wirkung kommt. Da oft um die Mitte des Jahres große Trockenheit herrscht, vermag sie auch gleichzeitig die Bewässerung zu ersetzen. Aus diesem Grunde sollte man Pfuhl möglichst verdünnt geben. Bei Steinobst und auch bei Kernobst sei man besonders vorsichtig, um Wurzelverbrennungen zu vermeiden. Sie soll nur in vergorenem Zustande verabreicht werden. Immer und immer wieder muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß Pfuhl ein einseitiges Düngemittel ist und in der Hauptsache Stickstoff und Kali enthält. Dadurch wird also hauptsächlich das Wachstum angetrieben, ohne daß das Holz sehr widerstandsfähig wird. Außerdem werden Kernobstbäume leicht krebsanfällig, und bei Steinobst tritt der gefürchtete Gummifluß auf. Da die Jauche nur Spuren von Phosphorsäure und ganz geringe Mengen Kalk enthält, müssen diese beiden Kernnährstoffe durch Handelsdünger ergänzt werden. Die Kalkung der Bäume führt man am besten im Abstand von 3 zu 3 Jahren durch, während die Phosphorsäure alljährlich gereicht wird.

Bei den Baumanlagen hat man zwischen Baumstücken mit Grasnutzung als Untergrund und solchen mit offenem Boden zu unterscheiden. Sind im Grasland genügend große Baumscheiben vorhanden, so ist die Düngung leicht durchzuführen. Ist überhaupt keine oder eine ungenügende Scheibe vorhanden, so hebt man strahlenförmig vom Stamm ausstrahlende Gräben in Zweispatenbreite aus, lockert den Untergrund und bringt den flüssigen Dünger hinein und setzt die Rasenstücke wieder auf. Wen den Phosphorsäuredünger kann man nur Superphosphat in der Jauche auflösen und gleichzeitig geben, da bei ihm Stickstoffverluste nicht eintreten. Auch die sog. Lochdüngung, bei der teils innerhalb und teils außerhalb der Kronentraufe Gruben ausgehoben und mit Dung gefüllt werden, führt zum Ziel. Mit einer besonderen Findigkeit treiben die Saugwurzeln dann zu diesem Düngerborn.

denn auf den meisten Bauernhöfen sieht man einen Rassemischmasch, daß man sich nicht wundert, wenn die Legeleistung unter dem Durchschnitt liegt. Auf den Bauernhof gehören gute Legerassen, die auch gleichzeitig im Schlachtgeflügelverkauf noch gute Preise bringen.

Dann ist die Stallfrage noch in zahlreichen Fällen ein Kapitel für sich. Auch der Hühnerstall soll luftig, sauber und hell sein. Vor allen Dingen lege man den größten Wert auf öfteres Desinfizieren der Geflügelställe und ihrer Einrichtungen. Es ist selbstverständlich, daß die Ställe so eingerichtet sind, daß sie den Hühnern genügend Platz bieten. Von größter Bedeutung für eine rentable Geflügelhaltung ist die Futterfrage. Diese läßt sich am beauemsten im Bauernhof lösen, denn hier fällt eine ganze Reihe von Produkten ab, die der Hühnermagen gern aufnimmt. Das Bauernhuhn hat zudem große Bewegungsfreiheit und ist in der Lage, sich einen Teil des Futters selbst zu suchen. Man sollte nicht vergessen, einfache und praktische Geflügeltränken aufzustellen, die aber stets frisches Wasser enthalten müssen. Bei der Verabreichung von Weichfutter ist darauf zu achten, daß die Futterbehälter stets in sauberem Zustand sein müssen. In der bäuerlichen Geflügelhaltung heißt es ebenso wie in der Großzucht auf Krankheitserscheinungen der Hühner achten. Kranke Tiere sofort aus dem Stamm entfernen und gesondert halten, wo Seuchen aufgetreten sind, ist sofort der Stall zu desinfizieren. Als besonders vorteilhaft hat sich die ständige Beobachtung der Hühner und eine Auslese der alten Tiere und schlechten Leger erwiesen. Ueberalterte Tiere und schlechte Leger sind unnütze Futterfresser, sie verteuern die bäuerliche Hühnerhaltung. Die Beringung mit Jahresringen (farbig) schützt vor einer Ueberalterung der Hühner. C. M. Ring

Kleine Verbesserungen der Hühnerhaltung

Der größte Teil des deutschen Eieraufalles kommt aus der klein- und mittelbäuerlichen Hühnerhaltung, aber die Legeleistung könnte glatt verdoppelt werden, wenn man der Hühnerhaltung im Bauernhof ein etwas größeres Interesse entgegenbringen würde. Mit der Auswahl der Hühnerstämme fängt es schon an,

Lächeln und Lachen
über lustige Sachen

Prompte Antwort

° Der Vater wohnt in Meißen. Der Sohn studiert in Dresden. Und die Elbe fließt von Dresden nach Meißen. Eines Tages depeschiert der Sohn: „Sende sofort Geld. Sonst stürze ich mich in die Elbe!"

Der Vater drahtet zurück: „Warte in Meißen an der Elbe mit Netz!" (Neue J. Z.)

Schwärmerisch . . .

° Fräulein, schwärmerisch zu einem vorbeikommenden Bauern: „Wundervoll, diese Einsamkeit! Kein Wesen weit und breit . . ."

Bauer: „Was sagen Sie da? Warten Sie noch fünf Minuten; Sie sitzen nämlich auf einem Ameisennest."

Er hat's verdient

° Herr Müller ist Sekretär. Seit gestern. Er sitzt am Schreibtisch. Vor dem Fenster erklingt Musik. Der Chef sieht zu Müller hinüber. Freut sich. „Ich werde Ihr Gehalt verdoppeln. Sie sind seit langer Zeit der erste Sekretär, der ruhig bei der Arbeit sitzenbleibt, wenn draußen Musik vorbeimarschiert."

Müller dankt freudig. Und beendet den angefangenen Brief an seine Braut . . .

(Lustige Blätter)

Keine Hoffnung

° Der alte reiche Rübsam liegt schwerkrank zu Bett.

„Ist noch Hoffnung, Herr Doktor?" fragt der Neffe, der sich sehr um den Onkel bemüht.

„Nein", meint da der Arzt. „Keine. Nächste Woche ist Ihr Herr Onkel mopsmunter."

° „Bei Jim hat die Liebe Wunder verrichtet: Seit er das Mädel hat, rasiert er sich sogar auf der einen Seite!" „American Magazine"

° „Ich kann Ihnen sagen, ich habe eine unheimliche Ruhe!"

„Na, da wären Sie doch zum Fußballschiedsrichter geeignet!"

„Nein, nein! So unheimlich ist meine Ruhe nun wieder nicht!" (Berliner Illustrierte Zeitung.)

Stich

° Der amerikanische Millionär protzte: „Ich habe ganz klein als Silberputzer in einem großen Hotel angefangen . . ."

„So so", grinste einer, „und hat man das Silber nie vermißt?" (Lustige Blätter.)

° „Mutti, machst du dieses Pulver ins Gesicht, damit die Motten dich nicht auffressen" „Domenica del Corriere", Mailand

Das schlechte Gewissen

° „Ich heute werde ich ein anderer Mensch" versicherte Max.

Die Frau glaubte es. Sie hätte es nicht glauben sollen. Denn noch an demselben Abend kam Max wieder ebenso spät wie früher nach Hause.

„Ich denke, du bist ein anderer Mensch geworden!"

Max seufzte: „Was sagst du zu meinem Pech? Der andere Mensch hat auch so'n Durscht!" (Weltes Welt)

*

„Meine arme Frau ist zu bedauern. Sie klagt den ganzen Tag über Hysterie, Neurasthenie, Neurose, Hyperasthenie und Hypalgesie." „Um Gotteswillen, wo hat sie alle diese Krankheiten her?"

„Aus dem Lexikon."

Zu spät . . .

° Professor: „Wieviel Gramm Morphium geben Sie bei einer Injektion?"

Student: „Acht Gramm."

Der Professor schüttelt den Kopf und will sich an einen anderen Prüfling wenden. Da meldet sich der erst Gefragte noch einmal und sagt: „Ich habe mich geirrt, Herr Professor, ich meinte ein Achtel Gramm."

Professor: „Ihre Korrektur erfolgt zu spät, der Patient ist bereits tot." (Affenblatt)

*

° Lehrerin: „Die Natur hat den Schnecken ein Häuschen zum Schutz mitgegeben. Wer kann mir noch andere Beispiele für eine solche Schutzvorrichtung nennen?"

Die kleine Gerda: „Die Krebse!"

Lehrerin: „Gut, und du, Hilde?"

Hilde: „Die Oelsardinen, Fräulein!"

(Berliner Illustrierte Zeitung.)

„Der 7. Tag" antwortet

Drahtzäune — richtig angelegt (H. G. in A.). In meinem Gemüsegarten, der an ein Waldstück angrenzt, habe ich sehr unter Kaninchenfraß zu leiden. Wie kann man sich dagegen wirksam schützen?

Antwort: Wenn der Gemüsegarten nicht allzugroß ist, empfiehlt sich die Umfriedigung mit einem Drahtzaun. Das in die Erde zu bringende Drahtgeflecht wird aber nicht wie bisher mindestens 50 cm in die Erde gesteckt, sondern nur 20 cm eingegraben. Vorher hebt man eine Grube von 30 cm Tiefe aus, die man mit Steinschlag, Glasspitzen und Weidengeflecht ausfüllt. In diese Grube wird das Drahtgitterende versenkt. Auf diese Weise schützt man sich gegen das „Rübrenaraben" der Kaninchen. Vorpflanz man den Drahtzaun, der gut mit Oelfarbe gestrichen werden muß, noch mit Brombeeren, so hat man einen wirklichen Schutz gegen alles Raubzeug und gibt auch den Vögeln beste Nistplätze, die bei der Schädlingsbekämpfung im Garten eine nicht zu unterschätzende Rolle spielen. Man sollte auf diese Art auch alle Geflügelauslässe umzäunen, denn da, wo Wald ist, wird der Bauer manche Verluste durch Raubzeug haben.

Damenbart
Gründl. Entfernung läßt ge
glaubw. durch die weltbekannte
Helwakakur. Sehr bewährt
v. Aerzten u. Fachpersonen erprobt. Goldene Medaille. Großer Preis Brüssel
1935, London 1935. Tägl. Dankschreiben,
a. üb. Dauerwirkung. (Kein Nachwuchs).
Marke Helwaka mit Stern patentamtl. Wz. 486569 schützt vor Enttäusch.
Kleinkur RM 2.75, stark 3.25, für groß. Fläch.
5.50 u. 6.50. Nachn. Helwaka-Köln 114

Um 12 Jahre jünger
„Ich trinke schon 10 Jahre Richtertee und befinde mich sehr wohl und gesund dabei. Bin schon 56 Jahre alt, könnte 12 Jahre vertauschen, niemand glaubt es mir, daß ich schon so alt bin." So schreibt J. Schaidl, Wien, Donaufeldstr. 178 am 20. 6. 38 über
Dr. ERNST RICHTERS Frühstücks-Kräutertee
Auch als Streichblättchen und Dra. Fatol (Dragees) in Apotheken und Drogerien

erst STRICKER-
Katalog anfordern! Tourenrad RM 30.- kompl.
Fahrradfabrik
E. & P. STRICKER
Brackwede-Bielefeld 274

Wer Anzeigen liest, ist über den Fortschritt unterrichtet!

WOHLTAT für jedes OHR
Der Log.-art. Wiss. Leistung beim HÖREN SIE SADEN Die autosprechschalldurchlassend. Tierhaar-Propfen sind unsichtbar, verlegen, selbst bei stärk. Ohrenleiden v. Arzth. Prosp. 30 und 90 Pf.

Graue Haare
Verschwinden. Wieder Prim. m. gold. Medaille. Aufklärung kostenlos
Fabrik Kathreg Erf. 6

Heiraten
Ehe-Glück
nach Ihrer eigenen Wahl in vornehm diskr. Art. Seit 20 Jahr. erfolgreich. Zahlreich. mit tausd. Teiln. Josl Bösl, Fachinstitut Nanckel, Pasing-München 8, Fach 75

Unterricht
Stottern
Inst. Berlin, Prosp. fr.
Fachinstitut Nanckel,
Berlin-Ch. Dahlmannstr. 32

Angestellt. Junggeselle, 28 Jahre alt, in sicherer leitend. Stellung, schöne 6 Zimmerwohnung vorh., sowie einige tausend RM Ersparnisse, wünscht die Bekanntschaft ein. netten, gesunden, lieb. häuslich. Mädels ev. kath. Mädels i. Alter v. 20-25 J., zwecks späterer
Heirat
kennen zu lernen. Musik., kom. etwas Barvermög. erw. Nur ernstg. diskr. ausführliche Angebote m. Bild u. Nr. 1130/2 an „Der 7. Tag", Paderb.

Neigungsehe
erlebt nette, häusliche Bauerntochter 30 J., 1,68 gr., mit allgem. Bild., nicht unvermög., mit kath., edlen Herrn b. 45 Jahr. Beamter, Angest., Bauer m. Nebenbetrieb ob. dergl. Nurernstgem. Zuschrift u. Angabe der Verhältn. mit Bild, wenb. zurück gesandt wird, erb. u. Nr. 1116/2 „Der 7. Tag", Paderb. Strengste Diskretion

Verlag und Druck: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. Geschäftsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Rötger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef J. Link; Bildverantwortlich: die Schriftleiter; für den Anzeigenteil, in welchem nur Kleinanzeigen bis zu 2-Spaltenbreite aufgenommen werden: Georg Voigt, sämtlich in Paderborn. — „Der 7. Tag": II. Vj. 39: 41 819. Zurzeit ist Preisliste Nr. 9 gültig.

8. Jahrg., – Nr. 31 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 30. Juli 1939
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf.
(einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Na, dann
Prost!

Mitten im arbeitsreichen Vormittag. Man rast zur Bank, man rast zur Post, man rast zur Bahn. Man hat sehr eilige Geschäfte, Besorgungen, Bestellungen. Also legt man wie der Wind. Denn Zeit ist Geld, auch heute noch. Da werden einem plötzlich die Augen groß, — natürlich muß der „man" ein Mann sein! — sie bleiben haften, und auch der Schritt wird augenblicklich und automatisch langsamer. Man sieht einen Mann mit Lederschurz eine leise klirrende Last auf seine Schultern heben und ruhigen Schrittes (niemals so hastig wie wir) in einer Haustür verschwinden. Ein vertrauter, männlich-herber Geschmack sammelt sich einem auf der Zunge. Die Hitze brennt aufdringlich auf dem Rücken, und in Sekunden wächst die Sehnsucht nach etwas Kühlem, Erquickendem. Da kommt der Mann mit dem Lederschurz wieder aus dem Haus heraus. Er hat ein volles gutmütiges Gesicht: der Bierkutscher! Man hört noch einmal das verführerische Klirren der Bierflaschen in ihrem Kasten, schmeckt noch einmal den herben, kühlen Schluck auf der Zunge und für einen Augenblick wünscht man — Bierkutscher zu sein! Dummes Zeug: denn einen Kasten Bierflaschen stemmen ist schließlich garnicht so leicht, und der Bierkutscher darf ja die verlockende Last auch nur schleppen. Und das in dieser Sommerzeit . . .

Aber schon rast man wieder. Zur Bank, zur Post, zur Bahn. Man fühlt die Hitze und sehnt sich nach Kühlung. Es ist noch lange kein Feierabend. Aber dann!!

Na, dann Prost!

*

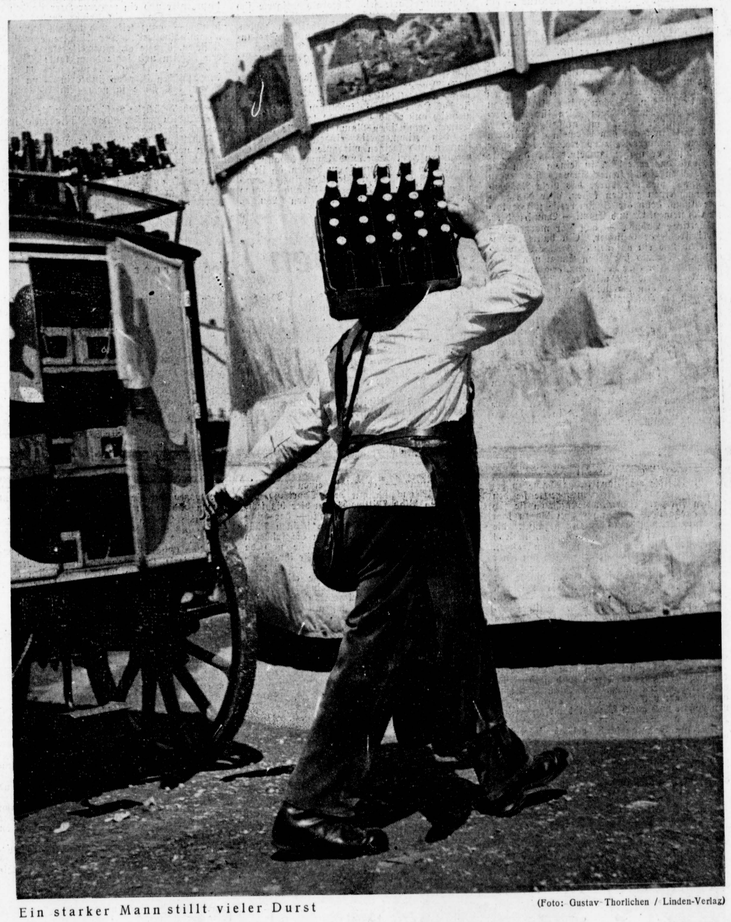
Ein edler Saft! (Lachen Sie nicht, Sie wissen genau was gemeint ist!) Ein Saft der Kühlung in heißen Tagen (rein physisch), ein Saft der Gemütlichkeit, der Entspannung, der Heiterkeit und des Frohsinns (rein psychisch). Ein Saft, der mehr als eine gute Seite hat! Die lieben Frauen mögen hier nicht unterbrechen, denn sie trinken auch mal ganz gern davon! Ueberall wird er getrunken bei uns in Deutschland, ob aus Gläsern oder Krügen (oder Flaschen), das bleibt sich ja gleich. Und auch — die Wirkung bleibt dieselbe. —

Die Wirkung? Nun, man braucht ja nicht immer gleich alle Möglichkeiten auszudenken. Aber das liegt auch garnicht am Bier, sondern an dem, der es trinkt. In Norddeutschland sagt man bei der Bestellung: „Ein Bier, bitte". In Bayern heißt es: „A Moaßt". Also ein Maß! Und das ist das ausschlaggebende Wort! Man muß nicht nur „a Moaßt" stemmen, man muß auch Maß halten können. Erst das Zuviel ist ungesund! Wie bei allem Schönen, was es auf dieser Erde gibt. Es gibt da zwar kein Generalmaß in dieser Sache, ohne Zweifel. Die alten Römer meinten, im Wein wäre Wahrheit (in vino veritas); wenn dem aber so ist, warum sollte das nicht auch für das Bier zutreffen. Nicht nur auf die plumpe Weise, daß einer, dem das Bier die Zunge gelöst, nun alle häßlichen Winkel seines Herzens auf den Biertisch kramt. Nein, auch so, daß es eben ein Unterschied ist, wie einer sich zum Bier setzt, wie er den Trunk genießt und sich an ihm ergötzt.

Man kann da Männer beobachten, die mit einem Blick unendlicher Liebe dem Bilde begegnen, das ihnen das schlichte Glas Gerstensaft bietet. Sie sehen zu ihm hin wie in die Augen einer schönen Frau. Sie mustern wohlgefällig Farbe und Glanz, sie halten es gegen das Licht und fühlen Entzücken, wenn der schneeige Schaum über den Rand quillt und in Bächen am Glase niederrinnt. Das sind gewissermaßen die „Lyriker des Biertisches". Sie sagen ihrem Glas zärtliche Namen, nennen es „kühles Blondes" oder „reizendes Kleines", und es tut ihnen fast weh, daß der Durst so prosaisch dieser beschaulichen Poesie ein Ende macht. — Und da gibt es andere, das sind gewissermaßen die „Philosophen des Biertischs". Sie führen lange und tiefgründige Gespräche über die Wandlung der Stoffe, über die Schwachheit des menschlichen Herzens so unbedeutenden Dingen gegenüber oder über die ethischen Werte eines soliden Männertrunkes. Sie feiern die mählich sich bebende Stimmung und Fröhlichkeit in wohl oder schlecht gesetzten Reden. Immer aber sind ihre Betrachtungen lang und andauernd. Manche trinken ihren Schluck wie Medizin. Sie tun das würdevoll und wie etwas, was notwendig sein muß. Ich möchte sie die „Feuchtkötter" nennen. — Und schließlich sind da viele, die sagen kaum etwas und denken wenig, sie heben den Humpen mit leichter Gebärde und tun große und tiefe Züge. Das müssen dann schon die „Schwergewichtler" sein . . .

Aber es gibt noch viele „Zwischenarten", jede für sich reizvoll und gediegen. Und es mag sich der freundliche Leser einordnen, wo es ihm recht dünkt.

Na, dann Prost! Lk.



Ein starker Mann stillt vieler Durst (Foto: Gustav Thorlichen / Linden-Verlag)

Theobald fällt auf

Von Max von Engelhardt

Wunderschöner Sommernachmittag im Tiergarten. Theobald saß allein auf einer Bank und hatte den obersten Knopf seines Jacketts bald völlig abgedreht.

Gestern war ein ereignisreicher Abend gewesen. Erst das Treffen mit Emmy an der Normaluhr — Kaffeetrinken bei Aschinger verlief noch leidlich, doch dann kam das Gespräch auf Sommerreisen. Und dabei wurde die Atmosphäre schwül. Emil führte sämtliche Bräute der Verwandtschaft und Bekanntschaft auf, die alle reisen könnten — ausgenommen sie selbst, und der Abend verbitterte sich immer mehr. Schließlich trennte man sich am Potsdamerplatz. Ein kühler Händedruck — ein vorwurfsvoll bräutliches Aug — weg war sie.

Theobald brauchte Geld. Zu dieser sich stets wiederholenden Feststellung war er gleich nach dem gestrigen Krach gekommen. Zum Reisen braucht man Geld, sagte er sich. Doch als er beim Knopfdrehen angelangt war, stellte er ferner fest, daß er nie Geld gehabt hatte, keins habe und voraussichtlich auch niemals welches haben würde. Da gab er sich einer stoischen Traurigkeit hin. Melancholisch dickte er in die Ferne. Emmis Herz schien für ihn verloren, wenn er es nicht mit großzügiger Geste, d. h. mit einer aus den Nerven gestoßenen kleinen Sommerreise zurückerobere. Er war ein Mann, er mußte handeln. Und da hatte Theobald das erste Mal in seinem Leben eine Idee. Den Knopf seines Anzuges hielt er in der Hand, vielleicht würde das viele Nachdenken noch einen zweiten kosten, aber das schadete nichts, denn die Sommerreise würde tatsächlich steigen. Er und Emmi — Emmi und er.

Stettiner Bahnhof — acht Uhr morgens. — Zwei strahlende Gesichter. Ein buntes Sommerkleid und ein auf neu gebügelter Sommeranzug. Theobald saß neben Emmi und fühlte sich als weitgereister Lebemann, er rauchte eine Zigarette und wippte mit der Fußspitze auf und nieder. Hin und wieder griff seine rechte Hand in die Rocktasche und holte ein kleines Blechkästchen hervor, auf welchem „Molifon-Pillen" stand. Als er dieses Kästchen das vierte Mal hervorgeholt hatte, erschienen auf Emmis Stirn die bekannten drei Zornesfalten, und sie wollte unbedingt wissen, warum er dieses blödsinnige Kästchen dauernd befasse und daucken müsse. Theobald lächelte. „Das ist ein Beruhigungsmittel gegen Kopfschmerzen und Rheuma, liebste Emmi . . ." Und fröhlich mit den Fingern auf dem Kasten trommelnd, ließ er seligen wieder in der Rocktasche verschwinden. Emmi lachte und entschloß sich, wegen eines lumpigen Kästchens keinen Krach zu veranstalten.

Voll Spannung und Freude ob all des Neuen landeten beide schließlich in einem Kolberger Hotel. Emmi staunte. Sie beschloß schnell, sich wie eine ganz große Dame zu benehmen. Beim Kaffeetrinken spreizte sie den kleinen Finger. Jedenfalls benahmen sie sich beide großartig. Doch nach zwei Tagen kam Theobald atemlos zu Emmi gerannt, die Koffer hatte er bereits gepackt, und wütend verschwand das Brautpaar aus dem Hotel. Der Hotelempfangschef verbeugte sich mit einer bedauernden Geste, aber da waren die beiden auch schon vorbeigerannt. Emmi platzte vor Neugierde, Theobald murmelte etwas von „Differenzen gehabt", „Schweinerei — mistmäßiger Saftladen . . ." usw. Weitere Erklärungen blieben aus. Nach einer halben Stunde begrüßte Theobald milde lächelnd den Hoteldiener des Hotels „Zum Dornbusch" und übergab ihm die Koffer. Wieder bekamen sie ein herrliches Zimmer. Fünf ruhige, selige Tage verbrachten die beiden im Dornbusch, tugelten am Strand herum und ließen sich von der Sonne bräunen. Die Stimmung war ausgezeichnet und wurde weder durch Streit von Emmi noch durch Theobalds melancholische Zustände getrübt.

Aber am Sonntagabend geschah folgendes. Als Emmi das Zimmer betrat, kniete Theobald mit verteiltem Gesicht auf dem Teppich in einer Ecke und starrte unentwegt auf die Wand. Emmi eilte erschrocken hinzu und entdeckte eine ziemlich verhungerte, platte Wanze, die, unentschlossen, wohin sie sich wenden sollte, an der Wand hochkroch.

„Eine Wanze, Theo . . ." Emmis Stimme zitterte vor Empörung.

„Tatsächlich Ungeziefer!" Theobald nickte. „Pack die Koffer, Emmi!"

Schon in einer halben Stunde verließen sie das Hotel, nachdem Theobald voller Wut das Unheuer mit einer Nadel aufgespießt und dem Hoteldirektor unter die Nase gehalten hatte. Der beleidigte ältere Herr fuhr erschrocken zurück, wollte es erst nicht glauben, stellte jedoch, nachdem er mißvergnügt den Kneifer aufgesetzt hatte, endlich fest, daß es ein Tier genannter Sorte sei. Theobald weigerte sich selbstverständlich, auch nur einen Pfennig für so einen unmöglichen Aufenthalt zu zahlen, ergriff Emmi am Arm und, dunkle Drohungen murmelnd, verließen sie den Dornbusch.

Mit diplomatischer Ueberredungskunst brachte Theobald es soweit, daß Emmi wieder vergnügt wurde und allmählich sogar eine gewisse Neugier äußerte, wie lange sie wohl im nächsten Hotel bleiben würden. Jetzt wählten sie das Hotel „Zum fröhlichen Ende", das ziemlich außerhalb der Stadt lag. In einem kleinen, gemütlichen Raum ließen sie sich das in den Zimmerpreis eingeschlossene Essen bringen und speisten mit gutem Appetit. Es vergingen zwei Tage, und Emmi begann allmählich an die Heimreise zu denken, da sie ja wieder ins Geschäft mußte. Die einzige angenehme Zeit im Jahr — der Urlaub — ging zu Ende. Theobald verspürte den Wunsch, seinen Bekannten und Verwandten Ansichtskarten zu schreiben. Da gegen solche Anwandlungen eines männlichen Herzens nichts einzuwenden war, schlenderte Emmi allein zum Strand.

Theobald ließ die Ansichtskarten ruhig auf dem Schreibtisch liegen, schlich ans Fenster und warf einen spähenden Blick hinunter. Er wartete solange, bis von Emmi nur noch ein kleines weißes Pünktchen zu sehen war. Dann griff er schnell nach seinem Kästchen mit Molifon-Pillen. Nachdem er es vorsichtig geöffnet hatte, hielt er lockend den Zeigefinger hinein. Und was soll man noch berichten — der Finger tauchte mit einer krabbelnden, unterernährten Wanze wieder auf. Nachdem sie sich eine Weile gemütlich auf Theobalds Finger auf und ab bewegt und sich über die Gegend orientiert hatte, stellte Theobald das verschlossene Kästchen beiseite, ergriff eine Stecknadel, ließ die Wanze auf einen weißen Bogen fallen und mordete sie, indem er sie aufspießte.

Langsam öffnete sich die Tür, und ein etwas korpulenter und ein magerer Herr standen vor Theobald. Da — ein kleines rundes Metallschild — ganz leise und lakonisch sagte einer „Kriminalpolizei". Der Magere ergriff das Kästchen, öffnete es, murmelte etwas zwischen den Zähnen und sagte dann laut:

„Schau . . schau . . nur noch 11 dieser fimpathischen Tierchen sind drin — na junger Mann, das hätte ja noch ein Weilchen gedauert."

Theobald lächelte verbindlich, mußte aber doch nach Berlin zurück. Das Rückfahrgeld sparte er sich allerdings.

Und Emmi dürfte mit einem Zwanzigmarkschein und einem Zettel mit der aufschlußreichen Beschriftung „Ein Rindvieh — habe Wanzen selbst ausgesetzt — verzeih bitte. Theobald" auf seine Rücksehr und dem bekannten großen Gebäude am Alexanderplatz warten.

Die Erben / Von Werner Oellers

Es war das Jahr 1921. In der Reifeklasse des Gymnasiums scharte sich ein Häuflein Primaner um Julius, den Referendar, ehemals Mitbegründer des Gymnasialfußballklubs, 1916 in Flandern schwer verwundet.

„Ich habe hier", sagte er und blätterte in einer dicken, vergilbenden Blande, „die Protokolle des alten Vereins. Ueber alles ist Buch geführt. Der letzte Kassenbestand betrug 7,60 Reichsmark."

„Auch jedes Wettspiel ist mit Mannschaftsaufstellung und Ergebnis aufgeführt. Das letzte war am 8. Juni 1914, gegen die Oberrealschule. Es war eine mörderische Schlacht, sage ich euch. In der letzten Minute knallte der kleine Fritz Kuhnen aus schwierigster Stellung das einzige Tor des Tages, unvergeßlich."

„Hier nun" — er zeigte einen Brief — „ist die Ansmachung mit dem Sportklub, der uns seinen Platz Mittwochs von vier bis sechs zur Verfügung stellt. Den Ball — der Himmel mag wissen, wohin unsere schönen Bälle geraten sind — den Ball stiften die früheren Mitglieder des Vereins, soweit sie noch da sind, sozusagen als Vermächtnis für ihre Nachkommen. Drüben in der Kiste" — er wies in eine Ecke — „findet ihr die elf Jacken, sie waren Eigentum des Vereins. Sobt zu, daß jeder eine passende bekommt, vielleicht müssen wir sie neu färben lassen. Was Hose, Strümpfe, Schuhe angeht, Kinder, da müßt ihr nun selber sorgen!"

Schon waren die erwählten Elf der ersten Mannschaft um die Kiste bemüht, um sich unter großem Wortschwall die ehemals grünen Jacken auf den Leib zu passen. Ein sehr kleines Trikot fiel unumstritten an Ernst Gundlach, den kleinsten. In der Innenseite des Kragens war mit zierlichen Buchstaben „Fritz Kuhnen" eingestickt.

„Er war immer peinlich korrekt", sagte der Referendar. „An der Somme hat es ihn erwischt."

„Tot?"

Der Lehrer nickte.

Nachdenklich sah Ernst Gundlach auf die Jacke hinab, die mit herabbaumelnden Aermeln von seinem Schoß niederhing, und seine Hand strich mit fahriger Gebärde über den weichen Wollstoff.

„Nur einmal, am 1. August 1914", erzählte der Referendar, „hat er seine Korrektheit vergessen. Während wir trainierten, begannen in der Stadt die Glocken zu läuten. Es war Samstag und also war das Läuten nichts Ungewöhnliches. Aber es schien, als ritten Nachricht und Gewißheit, daß nun Krieg sei, und den aufgeregt debattierenden Mitschülern zu uns her. Jedenfalls sind wir, wie wir gingen und standen, in die Stadt gerannt. Als wir spät in der Nacht zurückkehrten, waren wir noch immer in Fußballkleidung."

Die Jungen schwiegen und sahen gedankenvoll auf Gundlachs vom Schoß herabhängende Jacke, die mit ihren herabbaumelnden Aermeln an den Körper eines Toten erinnerte. Sie waren auf einmal seltsam still, und ihre Augen blickten ernst.

Wenige Wochen später sahen die Umkleideräume des Sportklubplatzes einen aufgeregten Betrieb. Im Rahmen des Jubiläums, mit dem das Gymnasium sein vierzigjähriges Bestehen feierte, traf man sich mit der Oberrealschule im sportlichen Wettkampf, dessen Höhepunkt das Fußballspiel werden sollte. War schon seckliche Rivalität zwischen den beiden Anstalten keine geringe, am größten war diese, die nun nach langjähriger Unterbrechung — was alles umschloß nicht das Wort „Unterbrechung"! — von neuem anhob. An die dreitausend Menschen säumten den Platz.

In den Umkleidekabinen ging der Referendar von einem zum andern, die in allen denkbaren Nöglichs herumhockten; er setzte den Verteidigern noch einmal die Abseitsfalle auseinander, mahnte den Torhüter, den Ball zu „halten" statt ihn nur abzuschlagen, die Läufer, den und jenen besonders zu decken, die Stürmer, flach zu spielen, und vor allem Ruhe zu bewahren.

Einer kam noch herein, in zivilem Feldgrau, mit hohem Militär-Orden.

„Grüß Gott, Julius, was macht die Mannschaft?"

Aus verbittertem Gesicht sah er sich forschend im Kreise um.

„Das ist einer von den Gründern", stellte ihn der Referendar den Jungen vor. „Nun aber voran, daß ihr fertig werdet! Gundlach, du träumst ja!"

Der Angerufene rührte sich nicht. Hose, Strümpfe und Schuhe hatte er angezogen, das Trikot aber hing neben ihm auf der Stuhllehne.

„Ich ziehe die Jacke nicht an", sagte er.

Alle sahen auf.

„Ich kann die Jacke nicht anziehen", wiederholte der Junge.

Eine Weile war Schweigen rundum.

„Es ist das Trikot von Fritz Kuhnen", sagte dann der Referendar erklärend zu dem Feldgrauen. Der schien plötzlich zu begreifen.

„Das ehrt dich, mein Junge", sagte er, während er ihm beide Hände auf die Schultern legte und ihn durchdringend ansah. „Das ehrt dich wahrhaftig! Doch sieh hier den Waffenrock! Dem er gehörte, ist unter meinen Augen und Händen gestorben. Gestern war ich damit im Kino. Zum Teufel auch, kommt es auf das an, was du an dir hast, oder auf das, was in dir ist?"

Dem Kleinen stieg eine dunkle Röte ins Gesicht, in seinen Augen standen Hilflosigkeit und völlige Erglimmung. Plötzlich erhob er sich, griff zum Trikot und zog es wortlos über seinen Kopf.

Die Humanisten verloren. Ihr Spiel wollte an diesem Tage nicht laufen, es war verkrampft. Zumal Ernst Gundlach, der Mittelstürmer, ließ wiederholt die sichersten Möglichkeiten aus.

„Die Jacke war schuld", sagte er mit einer leisen Traurigkeit. Still zogen sie sich um, doch fiel es auf, wie herzlich alle zu dem ärgsten Versager waren.

Hänschens Traum von den bösen Raben

(Zander, M.)

Sachen machen die Leute Sachen . .

In dem Ort Claypole unweit der engl. Stadt Grantham saßen des Abends ein paar Leute in der Kneipe bei einem guten Tropfen zusammen. Da plötzlich nahm der Luftschutzobmann des Ortes ein verdächtiges Ticken, das aus einem neben ihm liegenden verschnürten Paket zu kommen schien. Nicht umsonst hatte der Mann aufmerksam die Berichte über die jüngsten Bombenanschläge der irischen Terroristen gelesen. Da er außerdem schon auf Grund seines Amtes sich zum Handeln berufen fühlte, nahm er mit dem Ruf: „Das ist eine Höllenmaschine" das Paket in die Hand, stürzte vor die Türe und warf samt seinem tickenden Inhalt in den Dorfweiher. Aufatmend berichtete er dann den Freunden und übrigen Gästen, vor welch schrecklichem Tod er sie bewahrt hätte. Natürlich feierte man den Helden gebührend. Nach einer Weile stürzte Mr. Linos, ein bekannter Brieftaubenzüchter, ins Gastzimmer und erklärte, er wolle das Paket abholen, das er vergessen habe. Es enthalte einen teueren Chronometer, den er eigens in London habe anfertigen lassen als Zeitmesser für Brieftaubenwettbewerbe, der ist ein von mir erfundenes Patent", versicherte er stolz, um gleich darauf bestürzt zu fragen, ob denn das Paket nicht mehr da sei. Betreten schwiegen alle im Raum. Der Luftschutzobmann aber gog es vor, auf die Hintertüre zu verschwinden.

*

Der Londoner Advokat Branson wird wohl nimmer in seinem Leben keine Nahrungssorgen mehr haben, selbst wenn es finanziell noch so schlecht ergehen sollte. Er hat den Lendenschnitten, Kalbskeulen und Schweinefilets den Krieg erklärt und ist von diesen leckeren Speisen losgesagt. Der für bekannte sich der immerhin anspruchslose Rechtsanwalt zum — Grasessen. Seit einigen Monaten ist der merkwürdige Mann eine bekannte und vielgebürtelte Erscheinung auf der Linie der Londoner Untergrundbahn, die in die westlichen Vororte führt. Zweimal wöchentlich fährt er da, in einem großen Netz bewaffnet, ins Grüne, um sich seinen Vorrat an frischgemähtem Gras für die nächsten drei Tage zu beschaffen. Branson „schießt" sich seine Nahrung nicht selbst, ob nein, er hat mit einem Farmer ein Abkommen getroffen, wonach gegen Bezahlung von einem Pfund monatlich das saftigste Grün geliefert bekommt. Der Advokat ist Junggeselle und deshalb kann er widerspruchslos diese ebenso eigenartige wie — billige Diät einhalten. Die 60jährige behauptet übrigens, daß ihm diese Ernährungsweise ausgezeichnet bekomme und er sich noch nie so gut gefühlt habe, als seit der Zeit, da er von Gras lebt. Nun gut, des Menschen Wille ist sein Himmelreich, aber was macht der Mann nur im Winter?

*

Es hört sich ein bißchen komisch an, wenn man vernimmt, daß Krupprig gekochtes Wiener Schnitzel zum Lebensretter geworden ist. Diese leckere Speise scheint aber auf den Wüstensohn Albert Smith eine solche Anziehungskraft ausgeübt zu haben, daß er beschloß, statt den ursprünglich beabsichtigten Selbstmord auszuführen, lieber an den dampfenden Teller zu setzen. Zwei Tonnen schon hatte sich nach echt amerikanischer Art am Dachrand seines New Yorker Hauses gesetzen, um sich von da aus die grausige Tiefe zu stürzen. Unten hatte sich eine große Ansammlung angesammelt und die Feuerwehr war alarmiert worden und mit einem Rettungswagen angefahren. Alles Zureden der Gattin fruchtete nichts. Smith war nicht zu bewegen, von seinem Vorhaben abzulassen. Da kam der Großmutter der rettende Gedanke. Sie bereitete die Lieblingsspeise des Todeskandidaten und rief dann so harmlos, als ob es sich um die selbstverständlichste Sache der Welt handeln würde, zum Fenster hinaus: „Albert, das Schnitzel ist fertig!" Dieser Ruf konnte im Verein mit den appetitlichen Düften, die der Bratpfanne entstiegen, den Selbstmörder veranlassen, seinen unheimlichen Plan aufzugeben.

*

Wollen Sie einen Stern kaufen, der dann nach Ihnen benannt wird? In Amerika hat diese Frage in letzter Zeit nichts Ungewöhnliches an sich. Denn bei einigen Observatorien hat eine Unsitte Platz gegriffen, die mit ernster Wissenschaft nichts mehr zu tun hat. Oft werden ja am Firmament das für uns noch so viele Geheimnisse birgt, Zeit bist, neue kleinere Sterne entdeckt. Ist man nun wieder einem dieser bisher unbekannten Himmelskörper auf die Spur gekommen, fragen die Observatorien bei wohlhabenden Amerikanern an, ob sie nicht gewillt seien, ihrer Sternwarte einen namhaften Betrag zu stiften, worauf als Gegenleistung der neuentdeckte Stern den Namen des betreffenden Spenders erhalten würde. Die Dollarkapitäne lassen sich diese Gelegenheit entgehen, gleichsam auf dem Firmament verewigt zu werden. Ein reicher Bankfürst aus Detroit hatte kürzlich allerdings Pech damit. Wenige Tage, nachdem er seinen fünfstelligen Scheck überlandt hatte, verschwand nämlich der Stern wieder, der seinen Namen in die Zukunft hinüber retten sollte. Er verklagte darauf hin das Observatorium auf Rückgabe des erstatteten Betrages, wodurch der ganze Sternhandel bekannt wurde.

Xaver Xanten

Ihm ist die Sicherheit von Hunderten von Reisenden anvertraut; aber sein ruhiges Lächeln sagt uns, daß alles getan ist, um die Fahrt pünktlich und sicher zu Ende zu führen

Lok 144 fahrbereit!

Da steht das dunkle Ungetüm von vielen hundert Ps, vorgespannt vor die lange Reihe der D-Zugwagen, mit zischenden Ventilen, fahrbereit. Ein Bild gebändigter Kraft, beinahe unheimlich - wenn nicht mit dem Ausdruck ruhiger Zuversichtlichkeit der „Lok-Führer" aus dem kleinen Fenster schaute, auf das Zeichen zur Abfahrt wartend ....

Die „Morgentoilette" einer Schnellzugslokomotive vor jeder Fernfahrt ist interessant und umständlich. Zahlreiche Pfleger und Wärter treffen die allgemeinen Vorbereitungen. Dann benötigen noch Heizer und Führer, das eigentliche Personal des anspruchsvollen Riesen, gute anderthalb Stunde für die „Ausrüstung". Ihr entspricht eine halbstündige „Abrüstung" nach der Fahrt, ehe das Dampfroß wieder den Stallwärtern übergeben wird.

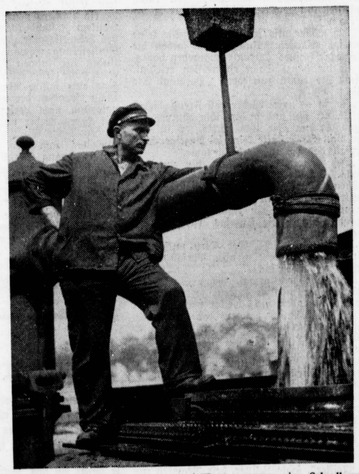
Es ist für den Uneingeweihten schwer, sich eine Vorstellung zu machen von dem uhrwerkartigen Ineinandergreifen der verschiedenen Dienststellen bei der Bahn. Wir sind einfach daran gewöhnt und überzeugt, daß „alles klappt". Aber Ausarbeitung der Fahrpläne, Verteilung des rollenden Materials an Wagen und Maschinen auf die Züge und der Züge auf das Schienennetz, Dienstpläne für das Personal - eine Höchstleistung genauester Organisation ist nötig, um den ganzen Apparat „Eisenbahn" in reibungslosem und sicherem Betrieb zu halten.

Vielerlei Apparaturen muß der Lok-Führer prüfen, bevor er mit der linken Hand das Dampfventil öffnet und den Zug damit in Fahrt bringt.

An diesem Handrad wird der gewaltige Deckel zur „Rauchkammer" geöffnet und geschlossen

Heizer, Führer und Maschine jedes Zuges bilden in dieser Gesamtordnung jeweils eine untrennbare Einheit, in der jeder auf den andern angewiesen ist. Ein bestes kameradschaftliches Verhältnis verbindet diese Einheit, von der auch die „Tote, seelenlose Stahlmasse" der Maschine nicht ausgeschlossen sein kann. Denn wie jeder Radfahrer zu seinem Rad, wie jeder Autofahrer zu seinem Wagen, so und noch viel mehr hat jeder Lok-Führer zu seiner Maschine ein besonderes Verhältnis. Er kennt sie bis in das kleinste Getriebe, er weiß um ihre „Mucken" und versteht es, das Aeußerste aus ihr herauszuholen, wenn das notwendig ist. Bei der Vorbereitung zur Fahrt erneuert diese Kameradschaft jedesmal ihr verantwortungsvolles Bündnis.

Ob die drei einmal Lok-Führer werden wollen? Jedenfalls haben sie eine grenzenlose Bewunderung für dieses komplizierte Ungetüm, das sie so schnell und sicher ins Ferienlager bringt. Fotos und Text: Schrammen-Lübeck-Siems. (Linden-Verlag)



Der Heizer beim Uebernehmen von Wasser, wovon eine Schnellzuglokomotive erhebliche Mengen verbraucht

Licht um Mitternacht

Roman von Bert George

(Copyright 1939 by Prometheus-Verlag, Gröbenzell)

3. Fortsetzung

„Er war also gestern bei Ihnen. Wie lange?"

„Bis nach Mitternacht."

„Und wo verabschiedete er sich von Ihnen?"

„Am Eingang der Villa."

„Ging er dann nach Hause?"

„Ich nehme es an."

Wieder schwieg Zellner. Nach der Schilderung, die der Geheimrat soeben gegeben hatte, mußte auf Perfall ein Verdacht fallen. Niemand anders kam in Frage.

„Noch eines. Ihre Villa ist doch nachts verschlossen. Ist auch der Park abgeschlossen?"

„Jawohl."

„Wie kam Dr. Perfall aus dem Park hinaus, wenn er sich bei der Villa von Ihnen verabschiedete? Hat er denn einen Schlüssel?"

„Mein Diener brachte ihm die Schlüssel, die er früher schon besaß, als er noch mein Sekretär war."

Das unbestimmte Mißtrauen, das der Regierungsrat gegen Perfall wegen der verschwundenen Ethel gehegt hatte, lebte wieder auf und verstärkte seinen Argwohn gegen den Anwalt.

„Herr Geheimrat", begann er, „nach Ihren Darlegungen handelt es sich um einen Einbruch in Ihren Schreibtisch, den nur Dr. Perfall verübt haben kann. Ich nehme an, daß Sie Anzeige gegen ihn erstatten."

Der Alte fuhr vom Stuhl empor und starrte fassungslos auf Zellner. „Was wollen Sie tun?" fragte er erschrocken. „Dr. Perfall? Um Gottes Willen, wo denken Sie denn hin? Für den Rechtsanwalt, lege ich meine Hand ins Feuer, er ist ein Ehrenmann."

Der Regierungsrat lächelte überlegen. „Ich halte mich an die Tatsache Ihrer Schilderung. Danach gibt es nur einen Menschen, der mir verdächtig erscheint, und das ist Dr. Perfall."

„Aber nein, um Himmels willen!" rief der Geheimrat entsetzt. „Wenn das die Folge meiner Unterredung mit Ihnen ist, dann will ich nichts gesagt haben, dann war ich gar nicht bei Ihnen, dann habe ich Ihnen nichts erzählt — nein, nein, ich mache keine Anzeige gegen ihn, das wäre ja eine Torheit. Er war es nicht, ich wiederhole Ihnen, er war es unter gar keinen Umständen. Eher ist es möglich, daß ich mich selbst geirrt habe."

Er hatte sich in eine heftige Erregung gesprochen und zitterte förmlich. Er vergaß ganz, daß er sich im Polizeibüro befand, und ging mit langen Schritten im Zimmer umher, als ob er bei sich zu Hause wäre. Der Regierungsrat beobachtete ihn ruhig und ließ ihn gewähren. Dann sagte er beiläufig:

„Ich möchte also feststellen, daß Sie keine Anzeige erstatten. Und da Sie soeben die Möglichkeit eines Irrtums zugegeben haben, so ist die ganze Sache einstweilen erledigt. Sind Sie damit zufrieden? Beruhigt Sie das?"

„Ja, ja —", rief Weber voll Freude, schoß zu Zellner hin und drückte ihm dankbar die Hand. „Nun Sie ihm nichts, er ist unschuldig. Ich erstatte keinerlei Anzeige, falls Perfall dadurch in Verdacht käme."

„Ich halte Ihre Rücksicht für unangebracht. Ich fürchte, Sie werden dafür Ihrer schönen Markensammlung vielleicht bald nachtrauern müssen. Der Dieb hat vorläufig nur sondiert. An Ihrer Stelle würde ich ohne Gnade die Anzeige erstatten, und zwar gegen Perfall."

„Nein, unmöglich. Der Dieb muß und wird festgestellt werden, aber Perfall ist es nicht gewesen, er nicht."

„Na, also wie gesagt, wenn Sie einen Irrtum für möglich halten, so werde ich die Angelegenheit nicht weiter verfolgen."

„Gott sei Dank", atmete der Geheimrat auf. „Es war vielleicht vorschnell von mir. Ich will nachdenken, möglicherweise war ein anderer Besuch da, ohne daß ich davon wußte. Ich will mal mit meinem Diener Bernhard darüber sprechen. Vielleicht während ich im Laboratorium — ich war ja heute morgen nach der Entdeckung ganz aus dem Häuschen."

Der Geheimrat verabschiedete sich und verließ eilig das Büro. Kopfschüttelnd sah ihm der Polizeirat nach. Dann drückte er auf einen Knopf. Ein Beamter erschien.

„Meisser", sagte Zellner, dem Beamten zunickend, „ich glaube, wir haben da eine Spur einer recht interessanten Sache entdeckt. Es ist nicht ausgeschlossen, daß sie auch zur Auffindung des verschwundenen Fräulein Weber führt. Ich weiß es nicht. Aber dort draußen in der Villa des alten Geheimrats scheint einiges vorzugehen. Vorläufig lassen Sie den Rechtsanwalt Dr. Perfall nicht aus Berlin abreisen. Aber seien Sie vorsichtig, wir haben es hier mit jemandem zu tun, der ungemein klug und gerissen ist. Es genügt, wenn wir einstweilen seine Abreise verhindern und ihn nichts merken lassen. Ueberwachen Sie überdies sein Telefon. Wir wollen sehen, ob wir ihn fangen."

Nun vergingen einige Tage. Sir Craven kam „offiziell" aus London zurück. Der Geheimrat erzählte ihm jedoch nichts von seinem Besuch beim Regierungsrat Zellner. Er fürchtete, die bestehende Spannung zwischen Perfall und Sir Craven nur zu vergrößern, wenn er ihm von dem Verdacht erzählte, den der Regierungsrat Zellner gegen den Anwalt geäußert hatte.

Vielleicht hätte der Geheimrat Craven doch eines Tages mitgeteilt, daß sein Schreibtisch von fremder Hand durchsucht worden sei, und Craven wäre so gewarnt worden. Aber es trat plötzlich eine sensationelle Wendung in den Nachforschungen nach der verschwundenen Tochter des Geheimrats ein, die alles andere in den Hintergrund drängte.

Acht Tage nach seiner Unterhaltung mit dem Geheimrat war bei Zellner ein Schreiben angekommen, das ihn in höchste Ueberraschung versetzte. Sofort nach der Lektüre des Briefes hatte er an Weber und dessen Schwiegersohn telefonieren und sie bitten lassen, sich unverzüglich zu ihm auf sein Büro zu bemühen. Es handele sich um Ergebnisse in den Nachforschungen nach Fräulein Ethel.

Sir Craven eilte in großer Erregung nach der Garage, sein Wagen fuhr vor, der Geheimrat stieg ein, und mit unheimlicher Geschwindigkeit steuerte der Engländer durch das Gewühl der Stadt bis zum Präsidium. Nun saßen die beiden Herren erwartungsvoll vor Zellner. In Cravens blassem Gesicht spiegelte sich Spannung, der Geheimrat saß da mit wirrem Haar, zitternden Händen und hatte Mühe, seine Haltung angesichts der gemessenen Ruhe Zellners zu bewahren.

„Ich bekam heute morgen ein Schreiben", begann Zellner, „von einem unserer vertraulichsten Kriminalbeamten. Er schreibt mir, es sei ihm gelungen, in der Umgebung von Berlin, in einem Sanatorium, eine junge Dame zu entdecken, die am 15. Juni, das wäre der Tag nach dem Verschwinden Ihrer Tochter, als Patientin aufgenommen wurde und auf welche die Personalbeschreibung des verschwundenen Fräulein Weber vollkommen passen würde. Mein Beamter teilt mir mit, der Eheherr sei in liebenswürdiger Weise zu jeder Auskunft bereit. Die junge Dame sei jedoch nicht als Fräulein Ethel Weber, sondern als Fräulein Maria Dalberg von ihrem Vater in schwerkrankem Zustand übergeben worden. Trotz des hedenklichen Zustandes habe sich seit der Einlieferung niemand mehr nach dem Befinden der jungen Dame erkundigt. Der Arzt hätte festgestellt, daß ihm Herr Dalberg eine falsche Adresse hinterlassen habe. Mein Beamter, der vorsichtshalber das Sanatorium nicht verlassen will, bittet mich, mit Herrn Weber und dem Bräutigam der jungen Dame Sir Craven —"

Weiter kam der Regierungsrat nicht. Sofort sprang Sir Craven auf und sagte entschlossen:

„Unten steht mein Wagen, wir fahren natürlich sofort hin. Ich bitte Sie, verfügen Sie über uns." Der Geheimrat war gleichfalls aufgestanden. „Wir müssen jede Möglichkeit untersuchen. Mein Schwiegersohn hat vollkommen recht. Lassen Sie uns sofort hinfahren."

Zellner faltete das Schreiben zusammen und steckte es ein. „Schön", sagte er lächelnd. „Ich selbst wollte den Herren nichts anderes vorschlagen. Wir müssen die Dame sehen. Hoffentlich hat sich mein Beamter nicht getäuscht. Ich lasse telefonieren, daß wir in etwa einer halben Stunde dort sind."

Das Sanatorium war eines der vornehmsten Krankenhäuser in Berlins Umgebung. Ein längerer Aufenthalt hier war eine kostspielige Angelegenheit. Der Wagen Sir Cravens passierte am Portier das Vertorterbüschen und fuhr in weitem Bogen bis zum Eingang des Sanatoriums, wo bereits der Beamte wartete. Zellner stellte ihn rasch den Herren vor. Der Beamte, ein elegant gekleideter, älterer Herr, den man für einen ehemaligen Militär halten konnte, empfahl vor allem, sich zum Chefarzt des Sanatoriums zu begeben, der soeben mit den Besuchen bei seinen Patienten fertig geworden sei.

Ein sympathischer, hochgewachsener Herr empfing sie in seinem Privatbüro. Prof. Walter Schmitt, ein Deutscher aus Südamerika. Er mochte gegen 40 sein, sein dunkler, fast olivenfarbener Teint hob sich wirkungsvoll von der blendenden Weiße seines Aerztemantels ab. Glatt rasiert, von weltmännischer Zuvorkommenheit und wohltuender Ruhe in seinem Wesen, war er der beste Chef eines von besonders wohlhabenden Gästen bewohnten Krankenhauses.

Die Herren hatten sich einander vorgestellt und Platz genommen. Nach einer Sekunde peinlichen Schweigens ergriff Regierungsrat Zellner das Wort:

„Sie wissen, Herr Professor, daß es sich um die plötzlich und unter rätselhaften Umständen verschwundene Tochter des Herrn Geheimrats Weber handelt. Die Spuren führen hierher, und die Personalbeschreibung stimmt vollkommen, wie mir mein Vertrauensmann berichtet. Könnten wir nun, ohne Ihre Patientin zu belästigen, dieselbe sehen und sprechen? Entweder ist sie die Gesuchte oder sie ist es nicht. Es hätte wenig Zweck, lange Vorbesprechungen zu pflegen."

Der Professor lächelte. **Es steht Ihnen** natürlich das Recht zu, festzustellen, ob eine Patientin die von Ihnen gesuchte junge Dame ist. Als Arzt muß ich nur darauf bestehen, daß eine gewisse Vorsicht nicht außer acht gelassen wird. Auf keinen Fall darf sie überrascht oder gar erschreckt werden."

„Warum?" fragte Zellner erstaunt.

„Weil es sich um einen schweren Fall von Amnäsie oder Gedächtnisschwäche handelt. Die junge Dame scheint durch einen unerklärlichen Vorgang ihr Erinnerungsvermögen verloren zu haben. Entweder durch einen überaus heftigen Schreck, vielleicht auch durch schweren Kummer oder durch sonstige seelische Erschütterung. Eine überstandene körperliche Erkrankung, als deren Folge oft Gedächtniserschütterungen vorkommen, konnte ich trotz sorgfältigster Untersuchung nicht feststellen. Also liegt die Ursache auf rein psychischem Gebiet. Und aus diesem Grunde muß jeder erneute Schreck vermieden werden."

Nach dieser Eröffnung des Arztes herrschte einen Augenblick Stille.

„Aber wir müssen sie doch wenigstens sehen, Herr Professor. Kann man es nicht ermöglichen, daß dies ohne Nachteil für die junge Dame geschieht?" Sir Craven hatte sich direkt an den Arzt gewandt und sah ihn bittend an.

„Gewiß, Sir Craven, ich werde diese Begegnung so harmlos wie möglich gestalten. Ihnen, meine Herren, ist es wichtig, ob meine Patientin die von Ihnen gesuchte junge Dame ist. Mir, als Arzt, ist es aber wichtig, ob sie, falls Ihre Vermutung richtig ist, sich auch Ihrer erinnert. Ich schlage deshalb vor, die Herren von der Polizei, die später jederzeit ihre Feststellungen machen können, warten einstweilen hier bei mir. Herr Weber und Sir Craven gehen in den Park spazieren und bleiben dort in der Nähe dieses Blumenbeetes, das Sie von hier aus sehen", er ging an das Fenster und zeigte hinunter. „Ich hole inzwischen die junge Dame aus ihrem Zimmer und führe sie gleichfalls in den Park, was ich ja täglich tue. Dann komme ich Ihnen entgegen. Nun bitte ich Sie aber dringend um folgendes, er wandte sich jetzt an den Geheimrat: „Wenn die junge Dame tatsächlich Ihre Tochter ist, so warten Sie erst ab, ob sie Sie erkennt. Nur in diesem Falle geben Sie auf sie zu. Ich wünsche nicht, daß sie erschrickt, indem Sie sie etwa zuerst ansprechen. Ist sie nicht Ihre Tochter, so erübrigt sich alles Weitere. Ist Ihnen mein Vorschlag recht?"

In seiner überlegenen Art sah der Professor die Herren der Reihe nach an, und da sie sich zustimmend verneigten, lud er den Geheimrat und Sir Craven ein, ihm zu folgen. Regierungsrat Zellner und der Detektiv blieben einstweilen zurück und stellten sich ans Fenster, um die Szene zu beobachten.

Der Park war still, die Sonne lag über Bäumen und Wiesen, von den Kurgästen waren nur in der Ferne einige zu sehen, die sich auf Liegestühlen sonnten. Der Geheimrat und Sir Craven gingen um das von Professor Schmitt erwähnte runde Blumenbeet. Beide waren in nervöser Erwartung. Der alte Herr schob seine Arm unter den Sir Cravens, ihm verlagten fast die Beine. Sie mochten einige Male schweigend um das mit herrlichen Blumen gezierte Beet herumgegangen sein, als sie von ferne den Professor langsam mit einem reizenden, jungen Mädchen kommen sahen.

Der Arzt plauderte mit ihr, deutete auf einen Blumenstrauch, blieb stehen, machte anscheinend eine humoristische Bemerkung und lachte. Immer näher kamen sie den beiden Herren.

Der Geheimrat, der sehr kurzsichtig war und eine Brille aufgesetzt hatte, krampfte sich an Cravens Arm, so daß dieser ihn vor Schmerz fast abschütteln wollte. Craven selbst blickte wie entgeistert auf das Mädchen.

Es war Ethel.

Nur schlecht gelang ihnen der Versuch, harmlos zu erscheinen. Sie bemühten sich unbefangen miteinander zu sprechen, aber in beiden zitterte die Erregung. Sie mußten ganz nahe sein, daß sie redeten. Immer näher kam der Professor mit dem jungen Mädchen. Jetzt versagte sowohl Sir Craven wie auch dem Geheimrat die Sprache. Sie schwiegen und stellten sich an den Rand des Blumenbeetes, um den Professor mit Ethel vorübergehen zu lassen.

Ethel! — Sie sah unverändert aus. Ihr blondes Haar glänzte metallisch in der Sonne, ihre entzückende Gestalt bewegte sich mit der Grazie, die jungen Körpern eigen ist. Ihr Gesichtchen erschien blaß, und ihre großen blauen Augen — Kinderaugen — schienen in weite Fernen zu tauchen. Während sie den Worten des Professors lauschte, waren ihre Gedanken wie abwesend.

Jetzt waren Sie herangekommen. Der Professor sprach mit ihr und beachtete die Herren nicht. Ethel sah Sir Craven und den Geheimrat voll und ruhig an. Ihr Auge tauchte fekundenlang in die wie versteinert dareinstehenden Mienen der Männer, und dann glitt ihr Blick gleichgültig über beide hinweg. Jetzt waren sie vorüber. Craven starrte ihr verblüfft nach, und der Geheimrat konnte sich nur mit äußerster Energie zurückhalten, um nicht zu seinem Kinde hinzustürzen.

Ethel mochte etwa zehn Schritte mit dem Professor weitergegangen sein, als sie plötzlich stehenblieb und sich mit der Hand über die Stirn fuhr, als ob sie nachdächte. Dann drehte sie sich langsam um und sah wie suchend den beiden Herren nach. Ohne den Kopf zu wenden, griff sie tastend nach der Hand des Professors, der dicht neben ihr stand. Dann, wie jemand, der sich auf etwas besinnt und scharf nachdenkens will, verkleinerte sie die Augenlider, immer Craven und den Geheimrat prüfend betrachtend. Mit einem Male — es wirkte wie ein wundervolles Leuchten — zog ein Lächeln über ihr Gesicht. Ihr Mund öffnete sich leicht, und ihre weißen Zähne wurden sichtbar. Sie ließ die Hand ihres Begleiters los und ging mit raschem Schritt auf den Geheimrat zu.

„Papa — Papa!" stammelte sie voll Freude.

„Mein Kind!" rief Weber und nahm sie in seine Arme. Eine Weile hielten sie sich umschlungen. Der Körper des alten Herrn bebte vor innerer Erregung, und liebkosend strich er über Ethels Haar. Er konnte kein Wort hervorbringen und deutete stumm auf Craven, der mit glühendem Gesicht neben ihm stand.

Ethel sah ihn lächelnd an. „Oh, Archibald!" sagte sie mit freundlichem Ausdruck, „da bist du ja. Wie lieb von euch, daß ihr gekommen seid!" Sie reichte ihm die Hand, die er rasch ergriff und zärtlich küßte.

Mit einemmal, als ob eine Wolke über die Sonne zöge und sie verdunkelte, wurde ihr Gesicht ernst. Sie sah fest nach dem Professor, dann nach Craven. Ihre Stirn zog sich zusammen, als ob sie angestrengt an etwas Bestimmtes denke, sie machte einen ängstlichen Eindruck, und verwirrt und überrascht fragte sie: „Wieso treffen wir uns hier? Warst du denn immer bei mir, Papa?"

Der Arzt, der hinter Ethel stand, legte rasch den Finger an seine Lippen und bedeutete den Herren zu schweigen. Dann sagte er gütig: „Wir gehen jetzt wieder hinein, mein Fräulein. Ihr Vater und Ihr Bräutigam werden nachkommen."

„Ja", sagte sie froh, „sie kommen mit?"

„Natürlich, die Herren haben noch miteinander zu sprechen. Wir gehen einstweilen voraus."

Damit legte er ihren Arm in den seinigen und ging mit ihr ins Sanatorium. Sie sah nochmals zurück, winkte froh mit der Hand, dann verschwand sie.

Als die vier Herren wieder im Büro des Professors waren, herrschte ziemliche Aufregung unter ihnen. Der Chefarzt wurde mit Fragen bestürmt. Mit freundlicher Geste forderte er vor allem seine Besucher zum Sitzen auf.

„Meine Herren, ich kann verstehen, daß Sie darauf brennen, Einzelheiten von mir zu erfahren. Als Arzt bin ich glücklich, feststellen zu können, daß sich heute zum erstenmal das Erinnerungsvermögen meiner Patientin betätigt hat. Die Begegnung mit Vater und Bräutigam war allerdings ein ungemein eindrucksvoller Anreiz für das verschüttete Gedächtnis. Aber es hat reagiert. Bisher konnte sie mir weder ihren Namen, noch ihr Alter, noch irgend sonst einen Anhaltspunkt geben. Der Fortschritt ist also ungeheuer. Der Arzt ist befriedigt. Der Vater und Bräutigam sind glücklich, ich danke", fügte er mit Lache hinzu, sich an die Herren wendend, „die geringste Freude hat die hohe Behörde."

„Sehr richtig", sagte der Regierungsrat ernst. „Hier scheinen ja ganz unglaubliche Dinge vorgegangen zu sein. Vor allem, wer hat denn Fräulein Weber ins Sanatorium gebracht?"

Der Professor griff nach seinem Journal, das er bei der Hand hatte, blätterte darin und las stückweise vor:

„ ... Fräulein Maria Dalberg — 20 Jahre alt, schwere Ohnmacht — nach Erwachen vollständig ohne Erinnerung —, Begleiter, Vater Mathieu Dalberg — deponierte für seine Tochter einen Betrag von 2000 Mark." Er legte das Journal wieder auf seinen Schreibtisch.

„Nach flüchtiger Untersuchung konstatierte ich: tiefe Bewußtlosigkeit, schwachen Herzschlag, aber keinen körperlichen Schaden. Ich vermutete erst aus gewissen Anzeichen eine Vergiftung. Von dieser Annahme kann ich mich auch heute noch nicht loslösen, aber eine exakte wissenschaftliche Feststellung war nicht möglich. Auch genaueste Blutproben ergaben ein negatives Resultat. Die junge Dame mußte einige Tage künstlich ernährt werden, ihr körperlicher Zustand besserte sich jedoch auffallend rasch. Nur konnte sie keine einzige Frage nach Herkunft, Alter oder Namen beantworten. Alles, was die Gehirnfunktion des Erinnerns betrifft, schien gelähmt zu sein. Derartige Fälle plötzlicher Gedächtnisschwäche kommen öfters vor. Nur dauern sie gewöhnlich kürzere Zeit. Schwerere Störungen, wie hier bei Fräulein Weber, die mit dem völligen Verlust des Erinnerungsvermögens auftreten, haben doch meistens einen bestimmten Grund. Hatte sie eine schwere Erkrankung hinter sich?" wandte er sich an den Geheimrat.

„Nein", sagte dieser rasch, „sie war nie ernstlich krank."

„Oder hatte sie eine tiefe seelische Erschütterung?"

Darauf antwortete der Geheimrat nicht. Sir Craven blickte zu Boden, und alle schwiegen. Dem Arzt ward klar, daß man ihm nicht antworten wollte. Jetzt unterbrach Regierungsrat Zellner die Stille.

„Angenommen, daß Fräulein Weber infolge einer schweren seelischen Erschütterung erkrankte, so wäre sie doch in häuslicher Pflege geblieben. Es steht fest, daß man sie am 12. Juni, nachmittags 4 Uhr, gesund und munter am Ausgang des Parkes vor dem Briefkasten stehend, gesehen hat. Also: wenn sie erkrankte, so kann es nur außerhalb des väterlichen Hauses erfolgt sein. Selbst in diesem Falle bleibt es unverständlich und verdächtig, daß ein Herr Dalberg, den es wahrscheinlich gar nicht gibt, sie Ihnen im Sanatorium unter falschem Namen eingeliefert hat. Wieso kam sie zu diesem Herrn, den niemand kennt? Was ist hier vorgefallen? Das ist eine unerklärliche Tatsache, die unbedingt auf einen verbrecherischen Anschlag schließen läßt, einen Anschlag, dessen Gründe ganz undurchsichtig sind. Denn um Geld kann es sich hier nicht handeln. Man deponiert nicht 2000 Mark, wenn man jemand berauben will. Man liefert nicht jemand freiwillig in ein Krankenhaus ein, wenn etwa eine Entführung oder eine Erpressung versucht werden soll. Nein, hier wurde etwas geplant, was wir unbedingt enträtseln müssen, hier liegt der Versuch eines Verbrechens vor, das glücklicherweise mißlungen zu sein scheint."

Der Regierungsrat hatte sich in eine ihm ungewohnte Hitze hineingeredet. Alles dorchte gehannt seinen Worten, und jeder mußte ihm recht geben. Er ließ sich die genaue Beschreibung des Mannes geben, der Fräulein Weber im Sanatorium abgeliefert hatte, und machte sich zahlreiche Notizen. Schließlich vereinbarten der Geheimrat und Sir Craven mit dem Arzt, daß die junge Dame in einigen Tagen, falls die Besserung ihres Zustandes anhielte, nach Hause geholt würde. Beide Herren dankten dem Professor für seine Mühe und Sorgfalt, verabschiedeten sich und fuhren mit dem Regierungsrat und dem Detektiv, der Ethels Spur aufgefunden hatte, in die Stadt zurück.

Die Zeitungen stellten mit Genugtuung den Erfolg der Polizei fest. Die verloren Geglaubte war gefunden, die allgemeine Beunruhigung wich einem befriedigenden Gefühl der Sicherheit, und nach wenigen Tagen war der Fall Ethel Weber im Meer nachflutender Ereignisse vergessen. Die junge Dame war wieder im väterlichen Hause und in Behandlung eines hervorragenden Arztes. Man sprach nicht mehr darüber.

Um so hartnäckiger verfolgte Zellner die Sache. Sein Instinkt sagte ihm, hier sei ein Verbrechen durch einen Zufall vereitelt worden. Hier mußten die Hintergründe eines seltsamen Geschehnisses erst enträtselt werden, um auf Dinge zu stoßen, von denen man bisher wahrscheinlich keine Ahnung hatte.

Einen Verdacht gegen Dr. Perfall, den er vergeblich hatte bewachen lassen, mußte er vorübergehend aufgeben, und das kam so: Herr Weber war gestern bei Zellner gewesen und hatte ihm eine verblüffende Mitteilung gemacht. Er habe, seitdem er entdeckte, daß ein Unberufener seine Schreibtischlade geöffnet, doppelte Vorsicht walten lassen. Sowohl seine Markensammlung, wie die übrigen im Schreibtisch verwahrten Papiere seien seitdem unberührt geblieben. An verschiedenen Zeichen, die er sich machte, konnte er dies feststellen. Eines Nachts jedoch es mochte gegen drei Uhr früh sein, er habe nicht schlafen können, sei ihm gewesen, als höre er Schritte. Er habe Licht gemacht, sei aufgestanden, um nachzusehen, und habe sein Schreibzimmer betreten, aber niemanden entdeckt. In sein Schlafzimmer zurückgekehrt, habe er die Schritte von neuem vernommen. Diesmal machte er kein Licht, sondern nahm seine Taschenlampe und schlich leise die Treppe hinunter, um abermals nachzusehen. Im Flur, vor der Tür seines Arbeitszimmers, stand sein Diener Bernhard, allein in der Finsternis. Vom Geheimrat befragt, was er hier mache, antwortete er, er wolle nachsehen, ihm sei gewesen, als schleiche jemand hier herum.

Nun habe Herr Weber den Diener in ein strenges Verhör genommen und ihm auf den Kopf zugesagt, er selbst spioniere nachts im Hause und mißbrauche das Vertrauen seines Herrn. Darauf sei Bernhard recht ausfällig geworden, habe ihn einen leichtgläubigen, alten Herrn genannt, habe Anspielungen auf „andere", „Näherstehende" gemacht, die spionieren würden —, kurz, es habe einen heftigen Auftritt gegeben, und er sei vollends, den Diener, den er im Verdacht der Unredlichkeit habe, zu entlassen.

Nach diesen Eröffnungen war es dem Regierungsrat klar, daß er den Verdacht gegen Dr. Perfall fallen lassen mußte. Wie sich ja jetzt herausgestellt hatte, hatte dieser weder Anteil an dem Verschwinden des Fräuleins Weber, noch war er derjenige, der im Schreibtisch gestöbert hatte. Nach Schilderungen des Geheimrats kam selbstverständlich nur noch der Diener Bernhard in Frage. Zellner, nach all den fehlgeschlagenen Vermutungen aufs höchste mit Mißtrauen erfüllt, noch immer ohne den geringsten Anhaltspunkt in der mysteriösen Angelegenheit, konzentrierte seinen Verdacht auf den Diener Xaver Bernhard und beschloß, ihn in den nächsten Tagen zu verhören.

Jedoch neben diesem Entschluß reifte gleichzeitig ein anderer, wichtigerer in ihm. Die unbegreifliche Einlieferung des Fräuleins Weber in ein Sanatorium, der Undekannte, der sich als ihr Vater ausgegeben, die plötzliche und seltsame Erkrankung der jungen Dame, die, wie er hörte, noch immer nicht im vollen Besitz ihres Erinnerungsvermögens war und höchstwahrscheinlich an den Folgen einer schwer festzustellenden Vergiftung litt — das alles mußte doch aufgeklärt werden. Aber wie? Die Mitteilungen des Professors aus dem Sanatorium waren zu spärlich. Zellner hatte sie Wort für Wort aufs genauste studiert. Man forschte nach dem unauffindbaren Herrn Dalberg, man unterstützte das bestochene Geld, man setzte Agenten in Tätigkeit —, es war nicht möglich, einen Fortschritt zu erzielen.

Es gab nur eine einzige Person, die hier wertvolle Mitteilungen machen konnte, und das war Fräulein Weber selbst. Solange sich jedoch ihr Erinnerungsvermögen nicht besserte, war jede Frage an sie zwecklos.

Man mußte also versuchen, ihrer Erinnerung zu neuer Kraft zu verhelfen. Die Tatsache, daß das Wiedersehen mit ihrem Vater und ihrem Bräutigam ein so mächtiger Impuls für ihr Gedächtnis gewesen war, brachte Zellner auf den Gedanken, Perfall, den sie ja noch immer liebte und der ihrem Herzen nahe stand, mit einer heiklen Mission zu betrauen. Wenn sie den Mann plötzlich und überraschend wiedersah, an dem sie noch mit allen Fasern hing, wenn er mit ihr ungestört sprechen konnte, es würde das Gemüt der jungen Dame ebenso mächtig bewegen, vielleicht noch eindrucksvoller, als jene Begegnung im Garten des Sanatoriums. Ja, Perfall mußte hier helfen. Er mußte versuchen, ihre Erinnerung neu zu wecken, um von ihr zu erfahren, was eigentlich geschehen war. Die Zeit vom 12. Juni, von 4 Uhr nachmittags bis zu ihrer Einlieferung ins Sanatorium am darauffolgenden Tag, mußte aufgeklärt werden. Was war in dieser Spanne Zeit vorgegangen? Hier lag der Kern der Sache verborgen.

Ein Plan war in ihm gereift, und er hatte Dr. Perfall für heute vormittag zu sich bitten lassen. Da er vermutete, der Anwalt würde Schwierigkeiten machen, den Geheimrat und dessen Tochter zu besuchen, solange Craven im Hause weilte, so mußte man den jungen Engländer für einen Abend, unter irgend einem Vorwand, aus der Villa entfernen. Er hatte sich alles auseinandergelegt und wünschte die Einzelheiten mit Perfall zu besprechen.

Gegen zwölf Uhr wurde ihm der Anwalt gemeldet. Er empfing ihn zuvorkommend und hatte das Gefühl, sich vor Perfall erst mal „reinwaschen" zu müssen. So gestand er ihm unumwunden in etwas humorvoller Form, welch schlimmen Verdacht er lange gegen ihn gehegt hätte, und wie er überzeugt gewesen, daß Perfall an Ethels rätselhaften Verschwinden beteiligt war. „Ja", fuhr er lächelnd fort, „bis vor ganz kurzer Zeit waren Sie für mich die einzige Hoffnung. Durch Sie gedachte ich Gewißheit den Fall des Fräuleins Ethel aufzuklären, wie auch eine neuerliche Einbruchsgeschichte im Hause des Geheimrats, als dessen Mitwisser ich Sie — verzeihen Sie, ich bekenne reuevoll meine falsche Kombination — im Verdacht hatte."

„Mich?" fragte Perfall in höchstem Erstaunen, „von welchem Einbruch soll ich denn Kenntnis haben?"

„Jemand schien sich für die kostbare Briefmarkensammlung des Geheimrats sehr zu interessieren und hatte nachts seinen Schreibtisch durchsucht."

Perfall sah überrascht auf Zellner. Wieso war er dahinter gekommen? Wußte er, daß Craven — wie war das möglich?

„Seien Sie ganz beruhigt, lieber Rechtsanwalt, der Verdacht, der sich gegen Sie richtete — —"

„Gegen mich —?" fragte jetzt Perfall voll Empörung. Ein gelinder Zorn erwachte in ihm.

„Beruhigen Sie sich, bitte, lieber Herr. Doktor, der Verdacht ist längst erledigt. Ich habe Ihnen gebeichtet, und ich bitte, ich gesagt, reuevoll um Vergebung. Es hat sich herausgestellt, daß überhaupt nur eine Person wegen dieses Einbruchs in Frage kommt, und das ist der Diener Bernhard, den der Geheimrat selbst nachts vor der Türe seines Arbeitszimmers überrascht hat."

Der Anwalt traute seinen Ohren nicht. Wie? Bernhard war überrascht worden? Für Bernhards Ehrlichkeit stand er unbedingt ein. Hier lag ein Mißverständnis, ein verhängnisvoller Irrtum vor. Sollte er dem Regierungsrat sein nächtliches Erlebnis berichten? Ihm erzählen, wer der Mann war, der sich nachts am Schreibtisch des Geheimrats zu schaffen gemacht hatte? Daß dieser Mann Craven war und nicht der Diener Bernhard.

Aber schon fuhr Zellner weiter fort:

(Fortsetzung folgt.)

Mein Freund, der Bauer / Von Erich H. E. Zepp

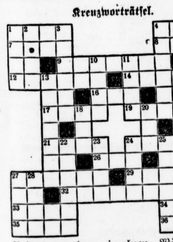
In sich gekehrt, als wollt' er sich besinnen.
Er steht im Abendlicht vor seinem Feld,
Und seine Augen tragen Glanz von innen,
Wenn er sich mit dem Herrgott unterhält.

Er spricht mit ihm, vertraulich wie ein Kind.
Im Geiste fühlt er seine Saaten reifen.
Nur wer ein Bauer ist, kann das begreifen,
Wie nahe Gott und er einander sind.

Er denkt in Jahre, die wir noch nicht zählen.
Ward er zur Erde, wird sein Werk bestehen,
Und nach ihm werden Enkel Roggen mähen
Und sich, wie er, um Brot und Frieden quälen.

So steht er demütig vorm Ackerplan.
Hoch über ihm tönt Frühlingsschrei'n der Gänse.
Er spürt, sein Tun ist Gott, blickt himmelan,
Dann geht er heim und steht nach Pflug und Sense.

Kreuzworträtsel.



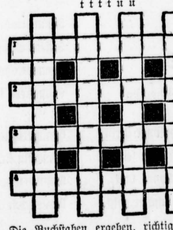
Bedeutung der einzelnen Wörter: Von links nach rechts: 1. Landungsbrücke, 4. Deichsellenke, 7. Fluß zur Elbmündung, 8. weibliche Vornamen, 9. Fußbekleidung, 12. Geschützwagen, 14. griechischer König vor Troja, 16. Verkehrsverbindung, 17. weiblicher Vorname, 19. Fluß in Frankreich, 21. Fährte, 24. Wasserahrzeug, 26. morgenländischer männlicher Vorname, 27. Stadt in Pommern, 29. Eintrittsgeld, 32. europäischer Zwergstaat, 33. Haustier, 34. Stadt an der Donau, 35. heimliches Gericht, 36. weiblicher Vorname. — Von oben nach unten: 1. Prachtentfaltung, 2. Nebenfluß der Donau, 3. Kriechtier, 4. Stadt am Harz, 5. männlicher Vorname, 6. Stadt im Baden, 10. Fluß in Rußland, 11. Titelheld eines Romans von Freytag, 13. Pelztier, 15. Kunststätte, 18. Bezirk, 20. Stadt in Brasilien, 22. Haarpflegemittel, 23. Begrenzungslinie, 24. alkoholisches Getränk, 25. Stadt in Kanada, 27. Ansiedlung, 28. Stadt in den Vereinigten Staaten, 30. Großwild, 31. weiblicher Vornamе.

Schnrade.

Mein erstes zieht dich wohl empor zu seinen Höhen,
Viel Schönes wirst du dort und Ungekanntes sehen.
Mein letztes führt dich wohl durch andre Höh'n und Tiefen.
Und Weltgedanken weckt's, die dunkel in dir schliefen,
Mein Ganzes aber treibt mit Menschenkindern viel
Betrug, wie man erzählt, und loses Possenspiel.

Gitterrätsel.

a b b b b b d e e e e e e e e e e g g g g g h h
i i i i i l l l n n n n o o o o r r r s f f f t t
t t t u u



Die Buchstaben ergeben, richtig eingesetzt, waagerecht und senkrecht die gleichen Wörter folgender Bedeutung:

1. Wasserfahrzeug, 2. französischer Diplomat im vorigen Jahrhundert, 3. Betriebsgruppe, 4. Ziergpflanze.

Zoologisches Bilderrätsel.

Jedes Feld ergibt den Namen eines Tieres. Sind die Namen richtig gelöst, so ergeben deren Anfangsbuchstaben, aneinandergereiht, den Namen eines Vogels.

Zur Entwirrung.

Freund doch mir nützen kann teuer ist auch
der Feind den ich was der mir lehrt soll mich
was ich kann der Feind ich Zeigt Freund.

5 6 3 12 10 1 2 7 4 9 8 11 24 22 14 20 26
21 17 18 19 15 23 25 13 16.

Durch ein böses Versehen ist ein Zitat von Schiller arg durcheinandergeriittelt worden. Man verliche, indem man die Zahlen zu Hilfe nimmt, den richtigen Zusammenhang zu finden.

Vergnüglicher Name.

Sie steht als schmucke Zier
Auf meinem Gartenhügel.
Enthält sie zweimal vier,
So hat sie ein Paar Flügel

Auszieh-Rätsel.

Hohenfriedberg — Alarich — Daresbalam — Antonie — Hefskiel — Brautschleier — Broterwerb — Emmaus — Sicherheit.

Aus den vorstehenden neun Wörtern ist je eine Silbe auszuziehen. Aneinandergereiht, ergeben diese den Namen eines berühmten Kanzelredners und Patrioten des vorigen Jahrhunderts.

Auflösungen aus voriger Nummer

Illustriertes Kreuzworträtsel: Waagerecht: Gift, Driesel, Breslau, Esse. Senkrecht: Krebs, Elbe, Ns, Ei, Glas, Fasan.

In dieser Reihenfolge sind die Wörter einzutellen.

Scherzrätsel: 1. 44¼, 2. Gar nicht, du gebst, 3. Beide haben Blätter.

Zweisilbige Scharade: Mehltau.

Geographisches Silbenrätsel: 1. Erfurt

Es wallt das Korn – die Sense rauscht

Die Erntezeit hat begonnen

Ueber alles deutsche Land, über Ebenen und Hügel, ergießt sich die Fülle des Erntesegens. Es gibt kaum etwas Schöneres und Hoffnungsvolleres, als die wallenden gelben Meere unserer Kornfelder, wenn der laue Sommerwind über sie hinstreicht, und die schweren Halme sich bis zur Erde neigen. Rot- und blaugesprenkelte Wiltenpracht. Mohne und Kornblume, die sich dazwischen ihres Daseins freuen, sind für den Bauer hier wenig am Platze: sie schmälern die Kraft des Bodens, und untergraben, wo sie in Massen auftreten, das Wachstum der Aehren. Auf den Hügeln, die aus der Ebene aufsteigen, ist das Korn, da es der Sonne und dem Wind am nächsten, schneller gereift. Hier beginnt der Einsatz der Erntekolonnen. Erst öffnet sich eine schmale Gasse, die breiter und breiter wird. Der noch stehende Teil des Aehrensegens schlägt rauschend aneinander; der laue Sommerwind trifft die jetzt freistehenden Halme; es rauscht und klingt wie ein feines Lied der Sommergeister. Der Boden hat seine Arbeit getan, Regen und Sonne haben ihm geholfen, jetzt fallen die Halme, die stolzen Sommerkinder. Sense und Mähmaschine sind am Werk. Fast keiner der Schnitter spricht bei der harten Arbeit; man muß dabeibleiben, denn wer weiß, wie lange das gute Wetter anhält. Frauen und Mädchen schreiten hinterher und raffen die niedergelegten Halme zusammen. Aus lockeren Bündeln werden Garben. Die Garben türmen sich zu Hügeln. Es ist der günstigste Zeitpunkt für die Ernte — die kurze Spanne zwischen Gelb- und Vollreife des Korns. In harter Arbeit geben die Stunden dahin. Bis das Stoppelfeld größer wird und die letzten Halme ihrem Fall entgegensehen. Nein, die letzten dürfen nicht fallen, etwas von ihnen muß übrig bleiben. In einer Ecke des Feldes mögen sie sich ungestört; sie sind nach altem Brauch das freiwillig gebrachte Opfer, um das ewige Leben des Feldes nicht zu unterbrechen.

*

Wenn die erste Garbe gebunden ist, soll nach dem Erntebrauch eine kleine Pause eintreten. Der Schnitter, der einen Augenblick auf der ersten Garbe sich ausruht, soll während der ganzen Erntezeit keine Kreuzschmerzen fühlen. Er ist auch gefeit gegen Schnittwunden, die bei der Erntearbeit nicht zu den Seltenheiten gehören. Setzt sich aber eine der Binderinnen auf diese erste Garbe, dann wird sich das Korn gut dreschen lassen; es springt leicht aus den Aehren und verursacht keine unnötige Arbeit. Die erste Garbe soll auch nicht unter das übrige Getreide gemischt werden. Wenn beim Binden der Garben die Halme laut knacken, so soll das Mädchen wissen,

Roggen

daß der Liebste an sie denkt. Wirft man auf den ersten vollbeladenen Erntewagen eine Geldmünze und sie verschwindet spurlos, so bedeutet das eine reiche Ernte, bleibt sie sichtbar liegen, so ist dies ein ungünstiges Zeichen. Der Schnitt, der die ersten Halme fällt, muß nach dem Brauchtum ernsthaft und schweigend vor sich gehen. Der Bauer, der Herr des Feldes, soll ihn selbst vornehmen. Die erste Stunde ist die schwerste, sagen alte erfahrene Schnitter. Es dauert wohl eine Weile, bis der Rücken sich an die gebeugte Haltung gewöhnt hat; oder dann stellt sich in den Reihen der Männer jener gleichmäßige Rhythmus der Sensen ein, bei dem man kaum merkt, wie schnell es vorwärts geht.

*

Ueberall ist das Korn noch nicht zur Reife gediehen; in anderen Gebieten aber, wo die Sense es gut meint, wird die Ernte bereits eingefahren, oder man rüstet, den ersten Schlag zu beginnen. Jetzt stellt sich heraus, wie bedeutungsvoll der innere Zuchtwert des Saatgutes war; denn Reinheit, Kornschwere und Gesundheit sind nur Gradmesser für den äußeren Wert. Die inneren Eigenschaften sind unsichtbar geblieben und treten erst jetzt hervor. Anbauort und Lebensbedingungen vermochten wohl, die aus dem Saatgut hervorgegangenen Halme weitgehend zu beeinflussen. Klima, Boden und lebende Umwelt wirkten als Standortseinflüsse auf die Samenträger ein. Die erblichen Eigenschaften des Korns zeigen sich jetzt als Folgeerscheinung der Abstammung und der Zuchtwahl.

Gerste

Einige Wochen werden noch vergehen, dann zeugen nur noch die gelben Borstenbüschel der Stoppelfelder von der Arbeit, die hier geleistet wurde. Der Spaziergänger denkt an die reifen, gelben Kornfelder zurück, vielleicht mit etwas Wehmut. Aber der Bauer denkt: Es ist gut, daß wir so zeitig fertig geworden sind, es hätte sonst schlimm kommen können, wenn uns das schlechte Wetter überraschte. Jetzt aber ist alles noch mitten in der Erntezeit. Auf den großen Feldern klappern die Mähmaschinen und auf den anderen rauscht die Sense. Noch viele Mohnblüten flammen leuchtend an den Feldrainen, die Büschel des Hafers läuten wie feine Glocken, und die stolzen Roggenhalme suchen das Blau des Himmels. Der Erntedunst liegt schwer über dem ganzen Land und erfüllt die Seelen, wie der Dichter singt: „Es wallt das Korn weit in die Runde — und wie ein Meer dehnt es sich aus . . ."

Weizen

Die Zeit, in der das Korn auf den Feldern der Ernte entgegenreift, ist für den Bauern Schicksalszeit. In diesen Wochen entscheidet es sich, ob seine Arbeit eines ganzen Jahres gesegnet sein soll oder ihm Enttäuschung bringen. Aber er ist mit seinem Hofen und Sorgen nicht allein, das ganze Volk nimmt daran teil, diese Tausende von jungen starken Armen sind bereit, ihm zu helfen, den Segen in die Scheunen zu bergen.

Hafer

Fotos: G. Haeckel (3), Zander-K. (1)

Sommertage

Von A. Glitz, Holzhausen

Sommertage blinken, wie ein goldner Wein,
Wollen tief genossen, ganz getrunken sein;
Sommertage leuchten, wie der Sonne Glut,
Drin an grüner Halde müd ein Schäfer ruht.

Sommertage duften wie der Thymian,
Sehen, wie die Rosen still dich lächeln an;
Sommertage breiten Glanz um jedes Ding,
Schimmern in der Sonne, wie ein Schmetterling.

Sommertage fallen heiß und schwer ins Blut,
Sammeln Kraft und Reife in des Herzens Glut;
Sommertage schenken Korn und Frucht und Wein;
Wollen wie die Gnade tief genossen sein!

Als Grünhorn in Rio de Janeiro

Erlebnisse im Land der lebhaften Gesten – Das Ohrläppchen sagt „Knorke"

Brasilianischer Reisebericht unseres Mitarbeiters

Seit einer Viertelstunde wartete ich auf einen Omnibus, der angeblich ins Zentrum von Rio de Janeiro fahren sollte. In dieser Zeit kamen zwanzig Omnibusse, die sodoch bedauerlicherweise keine Notiz von meiner Anwesenheit nahmen und mit Vollgas vorüberbrausten, bis sich neben mir ein weiterer Anwärter auf eine Fahrt einfand. Als der nächste Wagen in Sicht kam, hob der Mann nur den Zeigefinger ein wenig, und schon stand der Bus. Wir konnten einsteigen. Der Fahrer überreichte mir eine Blechmarke, und als ging's wie die Feuerwehr. Was ich eben noch benötigt hatte, erkannte ich jetzt als Segen, Kilometerweit hielt der Wagen nicht ein einziges Mal an, weil niemand winkte. Kaum hatte ich Zeit die Reklameschilder zu lesen, auf denen Zaubermittel angepriesen wurden: „Cachassabanda heilt Rheumatismus in drei Tagen!" Oder „Bambracahaffa macht Neger-Kraushaar garantiert glatt!"

Ich hatte Wichtigeres zu tun, ich wollte zahlen. Das gelang mir aber nicht. Jedesmal, wenn ich dem Schaffner einen Schein oder eine Münze in die Hand drückte, gab er mir mein Geld zurück. Es war zwar anderes Geld, doch es war stets die gleiche Summe. Na schön, dachte ich resignierte und drückte auf einen Klingelknopf, wie ich das bei anderen Fahrgästen gesehen hatte, wenn sie aussteigen wollten. Sofort hielt der Bus, ich gab dem Chauffeur die Blechmarke zurück, bedankte mich höflich und wollte aussteigen. Da rief er mich aber zurück und wies auf eine gläserne Sparbüchse neben seinem Sitz. Da hinein sollte ich einen Milreis tun, und da mir 15 Pfennige als Fahrpreis angemessen erschienen, folgte ich seiner Aufforderung.

Dem Dickungel dieser Mißverständnisse entkommen, flüchtete ich in ein Café, in der weisen Voraussetzung, daß Kaffeetrinken in Brasilien ja nicht so kompliziert sein würde wie Omnibusfahren. Die Verständigung klappte denn auch ausgezeichnet; ohne eine Aeußerung meinerseits stand das gefüllte Mokkatäschen bereits vor mir. Nur das Zahlen machte wieder Schwierigkeit. Ich versuchte in allen Sprachen, den Kellner herbeizuholen, in vermeintlichem Brasilianisch, in Deutsch, Französisch, in Englisch und mit allen möglichen Tricks. Schließlich kam ein Herr an meinen Tisch, der meine vergeblichen Bemühungen offenbar mit angesehen hatte.

Komplimente mit dem Arm gesagt

„Ich sehe, daß Sie in Verlegenheit sind", sprach er mich deutsch an. „Kann ich Ihnen behilflich sein?" — „Die Brasilianer sind so bescheidene Leute", klagte ich ihm mein Leid, „niemand will Geld annehmen!" — „Sie beherrschen die landesübliche Zeichensprache noch nicht, das ist alles!", entgegnete er, und gab mit zusammengebissenen Zähnen einen Fischlaut von sich. Wie ein geölter Blitz kam daraufhin der Kellner angeschossen. Ich bestellte noch zwei Kaffee und bat den netten Herrn um fünf Minuten Privatunterricht in brasilianischer Zeichensprache.

„Wie alle Romanen gestikuliert der Brasilianer gern. Er begnügt sich nicht gern mit dem Wort, sondern unterstreicht seine Gespräche stets durch Gebärden. Sehen Sie dort . . ." Auf der Straße hatten sich zwei Männer getroffen und gaben sich ein „Embrasso". Sie umarmten sich, herzten sich gegenseitig die Schultern und Rücken und gingen Arm in Arm weiter. Man hatte das schon überall gesehen und kannte diese freundschaftliche Geste bereits als übliche Begrüßungsform. Frauen dagegen küssen sich beim Wiedersehen häufig auf beide Wangen, ebenso wie es die Kinder beim Vater tun, wenn sie ihm Gutenacht sagen.

Draußen ging eine junge Dame vorbei, ohne Begleitung, was an sich eine Seltenheit ist. Mein Gegenüber zupfte sich am Ohrläppchen und nickte mit zu. Das bedeutete ebensoviel, als wenn der Berliner knorke sagt. Es gibt jedoch bekanntlich noch eine Steigerung von knorke, etwa „ganz große Klasse". In diesem Fall greift der Brasilianer mit der rechten Hand über den Kopf, um an seinem linken Ohrläppchen zu ziehen. „Wenn jemand nun einem anderen eine solche Ohrläppchen-Geschichte erzählt, und diese erscheint ihm Zuhörer reichlich gestunkert, dann zieht er mit dem Zeigefinger ein unteres Augenlid etwas herab, was dann soviel bedeutet wie — du kannst mich doch nicht auf den Arm nehmen!?" — „Auch das Winken erscheint mir reichlich unklar", möchte ich noch wissen. „Wenn ich zum Beispiel ein Taxi heranwinken will, so fährt es weiter, und wenn ich umgekehrt das Angebot eines Chauffeurs mit einer Handbewegung ablehnen will, dann verfolgt er mich und fordert mich zum Einsteigen auf."

Die „Banane" als Beleidigung

„Damit hat der Mann auch recht. Heranwinken macht man hierzulande, indem man so tut, als ob man eine Fliege fangen wollte, indem man also mit der rechten Hand in der Luft herumfuchtelt und sie mehrmals auf- und zu macht. Wenn man jedoch soviel ausdrücken will wie, Kommt nicht in Frage', so braucht man nur den Zeigefinger hin- und herzubewegen. Der Chauffeur wird sofort im Bilde sein." — „Und was hat es zu bedeuten, wenn sich Leute im Gespräch mit dem Handrücken über die Stirn fahren, auch wenn sie gar nicht schwitzen?" Das hatte ich soeben am Nebentisch gesehen. „Das ist ausnahmsweise naheliegend. Es will soviel besagen wie, ‚Junge, das hat aber Mühe gekostet!' Nicht erroten läßt sich dagegen, wenn ein Brasilianer die Fingerspitzen einer Hand zusammenlegt und sie dem anderen unter die Nase hält. Dies ist der Ausdruck für eine große Quantität oder Zahl: 5000 viel! Hatte ich gestern am Strand gesehen! Worauf der andere gar nichts erwidert, sondern sich lediglich unters Auge faßt und den Märchenerzähler schief ansieht . . ."

Es gibt natürlich noch viel mehr Beispiele dieser Zeichensprache, und man kann mit Leichtigkeit eine Menge weiterer Gesten entdecken, wenn man einer angeregten Unterhaltung zweier Brasilianer zusieht. Alle diese Bewegungen empfindet der ruhigere Nordländer keineswegs als unnatürlich, denn sie sind ungekünstelt und ertönen einem mittelstimmen und lebhaften Temperament. Sie sind die Begleitmusik zu den hervorragenden Umgangsformen, die den Brasilianer auszeichnen. Und deshalb kommt es auch höchst selten vor, daß einer „eine Banane macht", indem er mit geräumtem Arm die Hand hält und die andere Faust an den Bizeps legt. Was soviel besagen will wie — Götz von Berlichingen.

Im Paradies der Elefanten und Nilpferde

Der Großwildschutz sorgt für Vermehrung

Im Jahre 1850 zählte man im oberen Nilgebiet noch ungefähr eine Million Elefanten. Aber seither wurde ihre Zahl immer geringer, weil die Elfenbeinjäger arge Verheerungen unter ihnen anrichteten; es ist ihnen tatsächlich gelungen, die prachtvollen Elefantenherden bis auf einige Tausend zu reduzieren. In Zukunft sollen sich aber die Elefanten wieder ihres Lebens freuen können. Sie können sich jetzt wieder unbehelligt in den Urwäldern des äquatorialen Afrika tummeln. Man hat endlich erkannt, daß man die Dickhäuter zum Aussterben bringen würde und schützt sie jetzt durch internationale Vereinbarungen, und zwar so gut, daß jetzt ihre Zahl wieder steigt.

Die Elefanten werden übermütig

In Uganda und im Sudan gibt es eigens für diesen Zweck bestimmte „Elefanten-Beschützer". Kapitän Pitman, dem die Jagdkontrolle und die Ueberwachung des Großwildes obliegt, meldete dieser Tage vom oberen Nil, daß im Jahre 1938 nur 1500 Elefanten von den Elfenbeinjägern abgeschossen worden seien, 500 Tiere weniger als im Jahre 1937. Man will in Zukunft die Zahl der abzuschießenden Elefanten bei jährlich etwa 1000 Tieren halten, denn man hat festgestellt, daß sie sich unter dem internationalen Protektorat wieder sehr schnell vermehrt haben, und zwar in einer Form, daß man jetzt manchmal die Eingeborenen vor den Elefanten schützen muß, die sehr übermütig geworden sind und hier und da die Eingeborenendörfer wüst angreifen. Ein Stammeshäuptling aus Uganda erzählt, daß einmal mitten in der Nacht eine Herde Elefanten über seine Felder hergefallen sei. Die Tiere hätten die Kulturen zertrampelt, die Bäume entwurzelt, dann seien sie über die Scheunen hergefallen. In den wenigen Hütten, die sie nicht zerstampft hatten, hätten sie zum Schluß Feuer geworfen, um ihr Vernichtungswerk vollständig zu machen.

Von rasenden Elefanten belagert

Das alles kann man in dem offiziellen Bericht lesen, der übrigens auch noch die Bemerkung eines Negerhäuptlings enthält, der naiv meinte: „Durch das alles habe ich gesehen, daß die Elefanten genau so intelligent sind wie die Weißen!"

Die Dickhäuter scheinen sich fürchterlich dafür rächen zu wollen, daß die Menschen sie bis hart an den Rand des Aussterbens gebracht hatten. Einem Jagdhüter aus Uganda haben sie ebenfalls bös mitgespielt. Er hatte zwei Tiere geschossen und ein drittes verletzt, als seine Gewehr versagte. Das verwundete Tier trompetete fürchterlich und rief dadurch die ganze Herde herbei, die aus etwa 100 Elefanten bestand. Der unglückselige Jagdhüter konnte sich gerade noch dadurch retten, daß er sich auf einen Baum schwang. Da sah er nun auf einem Ast, unter sich etwa ein Dutzend wütender Elefanten, lauter ernste, männliche Tiere, die es versuchten, den großen Baum umzulegen. Die ganze Nacht hockte er auf seinem Ast, denn erst beim Morgengrauen trotteten die Elefanten ab, um ihr Morgenbad zu nehmen. Der Jagdhüter war vollkommen erschöpft vor Angst und Schrecken; als man ihn vom Baum holte, hing er kraftlos in den Zweigen. Wenn er nicht durch seinen Gürtel festgehalten worden wäre, wäre er vom Baum heruntergefallen

Das Nilpferd mag den Briefträger nicht leiden

Die Elefanten scheinen auch die anderer Tiere rebellisch gemacht zu haben. Auch das Flußpferd, das sonst sehr friedlich war, wird nach den Berichten vom oberen Nilauf auffällig. Besonderen Haß scheint das sonst so träge Tier gegen das Postauto und den Briefträger zu haben. Mehrere Meldungen liegen vor, daß Nilpferde in der Nähe von Mpongezi am Kagerafluß Postautos angegriffen haben, in einem Fall hat ein Hippopotamus einen Postwagen umgelegt, und die Briefträger mußten einen regelrechten Kampf mit dem wütenden Tier ausfechten.

Die Riesenaffen, die an den Großen Seen nur noch dem Namen nach bekannt waren, kehren allmählich dorthin zurück und benehmen sich den Menschen gegenüber sehr respektwidrig. Es ist gerade, als ob sich das Großwild Signal gegeben hätte, daß es jetzt ziemlich sicher leben kann, denn selbst das weiße Rhinozeros, daß schon halb der Sage angehörte, ist wieder aufgetaucht; man will im oberen Niltal verschiedentlich Paare mit Jungen beobachtet haben. Zwei weitere Tiere, die den internationalen Schutz reichlich in Anspruch nehmen und die sich sehr schlecht benehmen, sind die Wildbüffel und die Wildschweine.

Der Löwe frißt kein Schweinefleisch

Vor einigen Jahren waren einem Pflanzer, der Schweine züchtete, bei einem Wirbelsturm, der seine Scheunen und Ställe verwüstete, ein Rudel Schweine fortgelaufen. In der Steppe haben sie sich mit irgendwelchen Steppentieren gekreuzt und schnell vermehrt. Heute bilden sie bereits große Herden, die viel Schaden anrichten. Leider gibt es in Innerafrika keine Leoparden mehr, sie hätten sicher diese wilde Schar in Schach gehalten. Und die Löwen machen sich nichts aus dem Fleisch der Schweine, sie ziehen Antilopenfleisch vor. Also haben diese Mischlinge keinen eigentlichen Feind, der ihrem Treiben einen Riegel vorschieben würde; es gibt ihrer zu viele.

So vergelten die großen Tiere des Aequators den Menschen ihren Schutz.

Beim BdM. im Sommerlager

Die Mädel, die sich zurzeit in den schönsten Gegenden Großdeutschlands in den Sommerlagern befinden, betreiben fleißig Sport und Tanz. — Ein Volkstanz auf der Lagerwiese.

(Scherl Bilderdienst, Zander-Multiplex-K.)

To Kaur, der Geächtete

Skizze aus der Wildnis von Friedrich Burger

To Kaur war ein Geächteter. Er hatte gegen die Sitten seines Volkes gefrevelt und darum hatte man ihn verstoßen. Umkommen sollte er in der Wildnis und sein Leichnam sollte modern unbestattet, damit seine Seele niemals Ruhe finde.

To Kaur war in den Busch entflohen. Hier hatte er von Beeren, Kastanieren und Wurzeln gelebt, in einer Höhle aber hatte er Schutz gesucht vor den Unbilden der Witterung. Er hatte gefroren und gedarbt. Wenn er aber einen geeignete Stätte finden konnte, dann hatte er ein Feuer gerieben und durch Reisig gespeist, so daß ihm die Kälte der Nacht und die Geister des Waldes nichts anhaben konnten.

So hatte To Kaur gelebt, wie ein Tier der Wildnis. Oft aber war die Nahrung knapp, und dann wühlte der Hunger in seinen Eingeweiden. Verzweifelt spähte er umher, um ein Waldtier zu entdecken, ein Opossum oder einen Leguan. Umsonst — nichts Lebendes war zu erkennen. Nur die Papageien hoch oben in den Bäumen krächzten zänkisch hinter ihm her, sie spotteten seiner.

Nun wollte er im Grumo Krebse fangen, schöne, große Krebse, die unter den Steinen saßen und in den Löchern am Ufer. Dorthin also lenkte er seine Schritte.

Doch still! — War es nicht, als ob menschliche Stimmen sein Ohr berührten — oder waren es die Stimmen der Totengeister? To Kaur lauschte. Witternd sog er die Luft ein. Nur vom Flusse her wehte. Seine kraftlosen und abgemagerten Glieder zitterten vor Erregung. Kein Zweifel, es waren Menschen in der Nähe. Deutlich konnte er ihre Stimmen unterscheiden; aber sie redeten nicht die Sprache seines Volkes — also waren es seine Feinde!

Was aber hatten die Feinde zu schaffen im Grundeier seines Dorfes?

To Kaur hatte sich wieder gefaßt. Wie eine Raubkatze schlich er vorwärts — lautlos auf Händen und Füßen. Da sah er durch die Zweige hindurch einen alten Mann. Deutlich sah er das finstere Gesicht des Mannes und den gelben Schifferbart. Abseits von dem Alten bemerkte er noch mehrere Männer. Es waren ihrer so viel wie er Finger an der Hand hatte und dazu noch drei. Alle waren mit Speeren und Keulen ausgerüstet, einige mit abschreckenden Farben bemalt.

Kein Zweifel, es waren Küstenleute, Blutfeinde seiner Stammesbrüder. Sie hatten die Absicht, das Dorf zu überfallen. Tod und Verderben um sich zu verbreiten. Es war Neumond. Seine Leute waren fernab vom Dorfe auf dem Festplatz, und die Gelegenheit zum Ueberfall war günstig.

Nun galt es, schnell den Festplatz zu erreichen, um die Männer im Kenntnis zu setzen. Aber er war ja geächtet — jeder Dorfgenosse, der ihn traf, konnte ihn niederschlagen wie ein wildes Tier!

Der Geächtete stöhnte auf; er kämpfte einen schweren Kampf mit sich. Schließlich kam er zu einem Entschlusse: Er mußte seine Leute vor dem Untergange retten. Nur so konnte er vielleicht gutmachen, was er getreult hatte.

Lautlos pirschte er sich durch den Busch, durch Dickicht und Gestrüpp, über Baumstämme und Lianentaue hinweg dem Festplatz zu.

Schon brach die Dämmerung ein und es war finstere Nacht. Laut zirpten die Zikaden, und Irrlichtern gleich tauchten Tausende von Glühwürmchen auf, wie auf einen Schlag den Busch mit magischem Lichte erleuchtend und dann wieder verschwindend.

Der Sohn der Wildnis zitterte und seine Lippen murmelten Zauberformeln — Abwehrworte gegen die Mächte der Finsternis, die Geister der Toten.

Da endlich — ein Feuerschein leuchtete durch die Büsche; er ging vom Festplatz aus, wo die schmausenden Männer saßen. Immer näher kam To Kaur dem Lichtschein. Eine dickleibige Angst kam über ihn, aber es gab kein Zurück mehr für den Geächteten. Schon stand er am Eingange des hohen Zauns. Da hob er die Männer um die Feuer herumsitzen und schmausen. Als er aber die langentbehrten Speisen wahrnahm, die jene verschlangen, überfiel ihn der Heißhunger. Wie höllisches Feuer brannten seine Eingeweide, so daß er, alles um sich vergessend, vorwärts lief, um an die Speisen heranzukommen.

Laut schreiend sprangen die Männer auf und stürzten sich auf den Ankömmling. „Es ist To Kaur!" rief einer von ihnen und warf seinen Speer nach ihm, ohne aber zu treffen.

To Kaur war verstummt, er war tot. Später aber, nachdem seine Leute die Feinde vernichtet und Frauen und Kinder vor dem Verderben gerettet hatten, begruben sie seinen Leichnam in der Erde unter lauten Klagen. Sie taten ihm alle die Ehren an, die sie einem großen Häuptling anzutun pflogten. Sein Geist aber galt als Schutzgeist des Dorfes bis auf den heutigen Tag.

Welt der Frau

Was ist und leistet Diät?

Von Dr. med. Ronge, Leiter der Städtischen Diätschule Bad Hersfeld

„Mit dem ständig steigenden Interesse für Ernährungsfragen ganz im allgemeinen hat sich die Erkenntnis immer mehr durchgesetzt, daß man unter „Diät" nicht allein und ausschließlich Krankenkost zu verstehen hat, sondern eine individuell angepaßte Ernährungsweise überhaupt, der sich ein jeder zur Erhaltung von Gesundheit und Leistungsfähigkeit tunlichst zu befleißigen bestrebt sein sollte."

Mit diesen Worten ist ein „Programm für eine zweckhafte Ernährung" von weittragender Bedeutung umschrieben, mit dem sich nicht nur Kranke, sondern ebenso auch gesundheitlich Gefährdete und schließlich auch Gesunde zu beschäftigen allen Anlaß haben. Denn nicht nur vermag man durch eine angepaßte Ernährungsweise im Sinne von „Diät" vielen, namentlich an chronischen Krankheitszuständen Leidenden eine wesentliche Besserung, ja unter Umständen sogar auch Heilung zu verschaffen, sondern man ist imstande, bei einer rechtzeitig befolgten, individuell gerichteten Ernährungsweise den Ausbruch eines drohenden Leidens zu verhüten, zu mildern oder wenigstens hinauszuschieben.

Selbst kleinere Unzulänglichkeiten und „Sünden" in der Ernährung vermögen im Laufe des Lebens, je nach den individuellen Gegebenheiten, allmählich den mannigfaltigsten chronischen Gesundheitsstörungen und ausgesprochenen Krankheiten den Boden vorzubereiten und schließlich ihren Ausbruch hervorzurufen.

Hierbei ist es von erheblicher Bedeutung zu wissen, daß gerade durch ein länger dauerndes Übergebot an Nahrung mehr gesundheitlicher Schaden angerichtet zu werden vermag, als mit einem vorübergehenden, nicht zu lange währenden Unterangebot von Nahrungsstoffen. Denn der gesundeste Organismus hat die Fähigkeit, sich in weiten Grenzen durch innere Selbststeuerung ernährungsmäßigen Schwierigkeiten anzupassen und gegebenenfalls, wie z. B. bei einer akuten, mit Fieber und Appetitlosigkeit einhergehenden Krankheit, sich mit „Reservestoffen" aus eigenen Beständen (etwa Fettdepots) ausgleichend zu behelfen, sofern nur rechtzeitig die Ernährung wiederum in Gang kommt. Wir haben ja gerade im Kriege und in der Nachkriegszeit an dem bedauerlichen allgemeinen Hungerexperiment auf der anderen Seite auch das Wohltätige einer gewissen Mangelzufuhr einzelner lebenswichtiger Nährstoffe namentlich bei Stoffwechselkrankheiten, also bei Fettleibigkeit, Gicht und besonders auch bei Zuckerkrankheit, kennengelernt. Seitdem ist eine auf Zeit eingestellte Minderzufuhr einzelner dieser Stoffe, unter Umständen bei gleichzeitiger ausgleichender Mehrzufuhr eines anderen oder von zweien derselben, systematisch und mit großem Erfolge in die Ernährungsbehandlung eingeführt worden. Selbst sog. „Hungertage" mit allergeringster Nahrungszufuhr (vielleicht von etwas Obstsaft, leichtem Tee usw.) und ausgesprochene „Hungerkuren", auf einige Tage bis sogar auf etwa zwanzig Tage, haben bei der Notwendigkeit einer erheblich durchgreifenden „Umstimmungsbehandlung" schwierig zu beeinflussender Krankheitszustände sich „therapeutisches Bürgerrecht" zu verschaffen gewußt. Besonders bekannt sind die sog. Hafer-, Obst-, Salat- und Gemüsetage bei Zuckerkrankheit als sog. „Eintagsdiäten" geworden. In Verbindung mit diesen Ausführungen darf an das periodische Fasten der alten Religionen erinnert werden, das wohl sicher als eine auf Erfahrung und Beobachtung basierende und auf das „religiöse" Gebiet geschickt übertragene hygienische Maßnahme alter Priesterärzte für „damalige" Verhältnisse betrachtet werden darf.

So kommen wir für unsere heutige Zeit gerade zwangsläufig zu dem Schluß und zu der gesundheitlichen Forderung, daß überall dort, wo es angebracht und von Bedeutung ist, Diätkost im Sinne einer angepaßten Ernährungsweise für den einzelnen, nicht etwa erst in Krankheiten, sondern bereits in gesunden Tagen zielbewußt angewandt werden muß. Dies bezieht sich insbesondere wesentlich mit auf die Gaststätten ganz allgemein. In diesen müßte „Diätkost" wenigstens in Gestalt einer nach anerkannt diätischen Bereitungsweisen hergestellten Grundkost verlangt und sichergestellt werden. Bei einigem guten Willen allerseits werden sich gewünschte Angleichungen überall ermöglichen und verwirklichen lassen. Dies gilt schließlich auch für die Darstellung von Diätverpflegung in der Häuslichkeit, als einer Aufgabe und Zielsetzung von größter Wichtigkeit.

Wenn sich so das Verständnis für das, was Diät wirklich ist und sein soll, allgemein durchsetzt, dann wird auch der Leistung immer mehr an Geltung gewinnen und als etwas Selbstverständliches aufgefaßt werden:

„Diät" richtig aufgefaßt kann nicht nur allein Krankenkost bedeuten, sondern sie ist für jeden einzelnen sowie für ein ganzes Volk als angewandte „Ernährungskultur" zu erkennen und zu werten! Und darum soll Diät, als selbstverständliches kultiviertes Wissen und Können auf dem so wichtigen Lebensgebiete der Ernährung, innerlich frei und froh machen, sowie etwaige Angst und Scheu vor ihr als etwas „neu und ungewohnt" Empfundenes, bannen und dafür das Gefühl der Sicherheit und Zuversicht auslösen!

Das Büfett – mal ganz anders!

Neuartige Verarbeitungen zu schöner Wirkung

Das Büfett für unseren heutigen Bedarf ist ein etwa 1,10 Meter hoher, 2,20 Meter langer Schrank mit Fächern für Geschirr, Glas, mit sichtbaren oder unsichtbaren Schubladen für Bestecke, Tischwäsche usw. Es hat also im Gegensatz zu früher, da diese Möbelstücke fast immer Aufbauten hatten — „Mitteraufsätze" nennen wir das spöttelnd heute — große Aehnlichkeit mit dem nordwestdeutschen „Seitbord", das wir in England als „side-board" wiederfinden. Dafür vereint es heute zweierlei Aufgaben: als Geschirrschrank und als Kredenz oder Anrichte.

Zur Vervollkommnung als Anrichtetisch wird darum das Büfett außerdem mit Platten aus Glas, Marmor oder Linoleum versehen, damit unbedenklich heiße Schüsseln usw. darauf gestellt werden können. Diese eigentliche Grundform des Büfetts hat sich wegen ihrer besonderen Gebrauchsfähigkeit gut eingeführt. Außerdem verwendet man heute auch noch etwas höhere Formen, die zur Auflockerung Abteilungen mit durchsichtigen Glastüren haben und gleichzeitig die Aufgabe der Vitrine übernehmen können, falls die stolze Hausfrau Wert darauf legt, ihre besonders kostbaren Porzellane oder Gläser zur Schau zu stellen.

Als Neuestes nun bringen Architekten und Handwerker heute aber statt der gewohnten Türfüllungen aus Holz neuartige Verwendungen anderer Stoffe, die dies große Möbelstück in seiner schweren Form auflockern und dem Gerät einen neuartigen und harmonischen Charakter geben.

Hier finden wir in reizvoller Verwendung Kacheln, jede Art Geflecht aus Rohr oder dem neuartigen, in jeder Farbe herstellbaren Kunstrohr, Glas in verschiedenen Farben und Schliffen, Pergamentfüllungen, ja, sogar ganze Büfetts mit Wachstuch überzogen.

Mit solchen oft nicht teuren Mitteln läßt sich ein Möbelstück herstellen, das durch seine aparte Verarbeitung eine reizvolle Wirkung im Raume schafft und damit in die leicht nüchtern anzusehenden Möbel der heutigen Linie ein Stück von besonderer Stimmung stellt.

Innenarchitekt Werner Weise

Hausfrau – laß dir raten!

Küchentricks

Die alten Kartoffeln werden schmackhafter und ansehnlicher, wenn man dem Kochwasser etwas Essig zusetzt.

Die Gewichte dürfen niemals auf der Wage stehen bleiben, weil sie dadurch ungenau wird.

Kühlen kann man Gerichte am schnellsten ohne Eis, indem man sie mit einem nassen Tuch umwickelt und in den Zug stellt.

Backbleche, die von Obstkuchen hart verkrustet sind, werden über Nacht ins Freie oder in einen feuchten Raum gestellt, worauf die Kruste sich erweicht und morgens leicht abwaschbar wird.

Frische Gurken kann man tagelang frisch erhalten, wenn man sie in Wasser stellt — Stielseite nach unten. — so daß sie zu zwei Dritteln herausragen. Wasser morgens und abends erneuern.

Sollte Brot trocken geworden sein, so verwenden wir es zu Brotwasser, indem wir es einweichen, durchsieben und mit etwas Zitronensaft und Honig versetzen. Es ist ein gesundes, durstlöschendes Getränk im Sommer.

Die angebrauchte Saftflasche, wenn sie nicht ständig benutzt wird, muß gut verschlossen werden, damit sich kein Schimmel bildet. Ein Gelatineblättchen, in warmes Wasser getaucht, löst sich als luftdichter Verschluß über den Flaschenhals ziehen.

Ein Stück Zucker unter der Käseglocke hilft dazu, den Käse ansehnlich und ohne Schimmel zu erhalten.

Hartgewordene Gummiringe erweicht man in einer Lösung von einem Teil Ammoniak und zwei Teilen Wasser.

Welke Radieschen legt man in Wasser — aber nicht mit der Knolle, sondern mit dem beschnittenen Blattwerk.

Beim Gipsen geschieht es oft, daß die Masse zu schnell hart wird. Es gibt ein gutes Mittel dagegen: dem Gips ein paar Tropfen Spiritus zusetzen.

Alte Nußkerne brüht man in Salzwasser. Dann lassen sie sich nicht nur leichter abziehen, sondern erhalten auch ihren feinen Geschmack wieder.

Peka

Lächeln und Lachen
über lustige Sachen

Wenn der Arzt es sagt

° „Bist du denn nicht mit der Verkäuferin aus dem Käseladen verlobt?"

„Jetzt nicht mehr — — der Arzt hat mir Luftveränderung verordnet, und darum ist die Verkäuferin aus dem Parfümeriegeschäft jetzt meine Braut!" (Tidens Tegn)

Der schwache Magen

° „Kein Wunder, daß dir schlecht ist! Du kannst auch nie genug kriegen. Von dreiviertel Pfund Seelachs wird jedem Menschen schlecht!"

„Med' nicht so dumm, Menschenskind, mir war doch schon vorher hundeelend!" (Lustige Blätter)

Mangel

° Der Aufschneider erzählte: „Glauben Sie mir, ich kenne die Welt und das Leben . . ."

„Ja", unterbrach einer, „aber Sie kennen nicht die Leute, die Ihnen das glauben sollen!"

° **„Der Kläger behauptet, Sie haben ihm drei Ohrfeigen gegeben."**

„Das stimmt nicht, Herr Kommissar, es war nur eine. Aber mit Rücksicht auf seine zarte Körperkonstitution habe ich sie ihm in drei Raten gegeben." „Zürcher Illustrierte", Zürich.

Verständlich

° „Heute", erklärt der Offizier im Schießunterricht, „braucht man bei einem modernen Gewehr für fünf Schuß drei Ladegriffe. Im Dreißigjährigen Krieg dagegen benötigte man für einen Schuß noch 95 Griffe."

Die Zahnbürste

° Der Kapitän überzeugt sich von der Sauberkeit der Mannschaft. „Wo ist deine Zahnbürste, Karsten?" herrscht er einen Matrosen an.

„Hier, Herr Kapitän!" sagt der und weist eine Nagelbürste vor.

„Du willst mir doch nicht erzählen, daß das deine Zahnbürste sein soll?! Die kriegst du doch im Leben nicht in den Mund rein!"

„Nee, Herr Kapitän, ich nehme die Zähne raus!"

Aller Anfang ist schwer

° Brinkmann ging auf die Jagd. Das einzige, was er schoß, war Könnecks Kuh.

„Es ist wohl das erste Mal, daß Sie mit einem Gewehr umgehen?" fragte der Besitzer des Tieres.

„Nein, aber das erste Mal, daß ich etwas getroffen habe!" (Semmels Journal)

Begrüßung

° Die Privatsekretärin Evelyne M., eine reizende Amerikanerin, hatte eine kleine blaue Schramme an der Stirn.

„Was ist dir geschehen, Evelyne?"

Sie lächelte: „Nichts weiter, ich habe nur meinem Chef guten Morgen gesagt, und er hatte seine Füllfeder hinterm Ohr stecken." (Lustige Blätter)

Der schöne Hut

° Im Varietés sitzt eine Dame mit modernem Hut. Sie ist eine liebenswürdige Dame. Deshalb fragt sie in der Pause einen hinter ihr sitzenden Herrn: „Stört Sie mein Hut, dann nehme ich ihn gern ab, damit Sie besser sehen können!"

„Danke", antwortete er, „aber es ist nicht nötig — Ihr Hut macht mir mehr Spaß als die ulkigsten Vorführungen auf der Bühne." (Neue Ztg.)

Kein Vergnügen

° Jacke stand lange vor der Achterbahn. Dann wandte er sich an den Ausrufer: „Sagen Sie, ist das denn gar nicht gefährlich?"

„Aber nein, mein Herr, wirklich nicht!"

„Na ja, dann hat's ja für mich keinen Zweck, hier länger stehenzubleiben!"

*

° Tiefaffel hat sich zur Ruhe gesetzt. Auf dem Lande. Von seinen Nachbarn hat er eine Ziege gekauft, um seinen Milchbedarf zu decken.

Nach einigen Tagen erscheint Tiefaffel weinend beim Nachbarn:

„Drei Liter Milch täglich, haben Sie gesagt. Sie Schwindler. Keinen Tropfen gibt sie. Obwohl ich ihr immer und immer wieder den Eimer hingestellt habe."

*

° Der Anwalt zum Klienten: „Mister Jones, wenn Sie meine ehrliche Ansicht hören wollen — —"

Jones protestierte lebhaft: „No! — Ich möchte nur Ihren juristischen Ratschlag!"

(Berl. Illustr. Zeitung)

Gemüt

° Mattglas und Rohrdommel fahren mit der Bahn. Mattglas starrt unverwandt ins Gepäcknetz.

Fragt Rohrdommel:

„Was hast nur, sprichst kein Wort und stierst nichts wie in die Luft?"

Meint Mattglas:

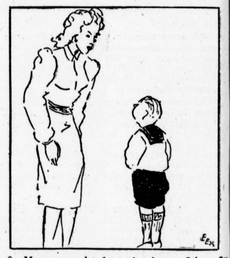
„Ich paß' nur auf meinen Koffer auf. Mit deinem ist nämlich schon in Sommerkahl einer ausgestiegen."

Die Vernehmung beginnt

° „Das, was Sie aussagen, Herr Zeuge, müssen Sie beschwören! Also unterscheiden Sie genau zwischen dem, was Sie gesehen haben, und dem, was Ihnen bloß erzählt worden ist! Wann sind Sie geboren?"

„Am 16. April 1899! Aber natürlich ist das etwas, was mir nur erzählt worden ist!"

(Dagens Nyheter)



° **„Mama, was ist denn eine innere Stimme?"**

„Das ist dein Gewissen, das dich sofort plagt, wenn du etwas getan hast, was nicht gut ist."

„So, dann sagt mir also mein Gewissen, daß ich beim Geburtstag zuviel Kuchen gegessen habe." Zeichnung: Edler (M.).

Anzeigen im „Der 7. Tag" haben große Werbewirkung!

Sommer-Sprossen
Bleichcreme
Aufhellung sichtbar
Apotheken

Heiraten
NEULAND
Ehe-Glück
nach Ihrer eigenen Wahl in vornehm diskr. Art. Seit 20 Jahr. erfolgreich. Jährlich mit tausend Teilin. Josef Wöss, Bolzing-München 8 Fach 75

Es wird geschafft
Wer sich durchsetzen will, braucht dazu Nerven, gesunde, starke Nerven. Der Kraft- und Nervenverbrauch ist heute größer denn je. Darum rechtzeitig für Kraftreserven sorgen!
QUICK mit Lezithin für Herz und Nerven

Unterricht
Stottern
Fachinstitut Naeckel, Berlin-Ch., Dahlemerstr. 38

STRICKER-Sport 1939
Farbenfroh - preiswert
Katalog kostenlos!
Fahrradfabrik
E. & P. STRICKER
Brackwede-Bielefeld 276

Graue Haare
sind i. 8 Tg. natürl. durch „A-I-P", RM. 1.85 perfekt. Bei nichtbef. Geld zur. A. Bischner, Augsburg B/79.

Anzeigen lesen
macht sich
immer bezahlt!

Kosmetik Schmidt
eine WOHLTAT für jedes OHR bei Zugluft, Wind, Erkältung, beim BADEN. Die antiseptisch, schalldurchlassend, Tierhaarpfropfen sind vorzüglich, selbst bei allem Ohrenleiden in Apoth.-Drog. 30 und 50 Pf.

Wer Anzeigen liest, ist über den Fortschritt unterrichtet!

Verlag und Druck: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. Geschäftsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Röttger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef J. Link; Bildverantwortlich: die Schriftleiter; für den Anzeigenteil, in welchem nur Kleinanzeigen bis zu 2-Spaltenbreite aufgenommen werden: Georg Volgt, sämtlich in Paderborn. — „Der 7. Tag": II. Vj. 39: 41 819. Zurzeit ist Preisliste Nr. 9 gültig.